Warneck, Gustav,

Die Mission in der Schule ein Handbuch für den Lehrer

Gütersloh 1896

Die Mission in der Schule.

Ein Handbuch für den Lehrer.

Von

Gustav Warneck,
Dr. theol.

Siebente verbesserte Auflage.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1896.

Die Mission in der Schule.

Ein Handbuch für den Lehrer.

Von

Gustav Warneck,
Dr. theol.

Siebente verbesserte Auflage.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1896.

Dem Herrn Dr. O. Frick,

Direktor der Franckeschen Stiftungen

zu Halle a. S.

ehrerbietigst

gewidmet.

Hochgeehrtester Herr Direktor!

Der geschichtliche Zusammenhang, in welchem Franckesche Stiftungen und evangelische Mission miteinander stehen, pulsiert in den ersteren auch heute noch und heute erst recht wieder als eine lebendige Tradition. Merkwürdigerweise ist aber bisher die bedeutungsvolle Thatsache, daß August Hermann Francke, der mit Recht als ein Vater der deutschen evangelischen Heidenmission bezeichnet wird, zugleich einer der größten Schulmänner gewesen, in ihrem lebendigen Zusammenhange noch wenig beachtet und noch weniger praktisch fruchtbar gemacht worden. Wenn es nun hauptsächlich Ihrer Anregung mit zu danken ist, daß seit einiger Zeit eine Bewegung in Fluß gekommen, welche der Mission Heimatrecht auch in der Schule zu verschaffen strebt, so ist dadurch eigentlich nur ein altes Franckesches Erbe zur Auszahlung gelangt.

Es war eine ermutigende Erscheinung, daß, als vor einigen Jahren die Behandlung der Mission in der Schule zuerst zur öffentlichen Besprechung gelangte, der Gegenstand nicht nur seitens vieler Schulbehörden sondern auch vieler Lehrer das bereitwilligste, teilweise sogar begeistertes Entgegenkommen fand. Nur die Klage wurde überall ausgesprochen, daß es an einem Hilfsmittel fehle, welches dem Lehrer den für das Schulbedürfnis zusammengefaßten und zubereiteten

missionskundlichen Stoff in die Hand gebe. In dem vorliegenden Handbuche ist nun der Versuch gemacht, diesem Bedürfnis einigermaßen zu genügen. Unter denen, die mich zu diesem Versuche ermutigt haben, standen Sie, verehrtester Herr Direktor, obenan. Sie sind es auch wesentlich gewesen, der mich veranlaßte, nicht, wie es ursprünglich mein Plan war, meine Arbeit auf den Gebrauch für die Volksschule zu beschränken, sondern die unteren und mittleren Klassen der höheren Schulen in den Rahmen derselben mit einzuziehen. Je mehr ich der übernommenen Aufgabe nachdachte, desto überzeugter wurde ich, daß für die Behandlung der Mission zwischen dem Bedürfnis der Volksschule und dem der unteren und mittleren Klassen der höheren Lehranstalten in der That hinsichtlich der Methode gar kein und hinsichtlich der Stofffülle nur ein relativer Unterschied bestehe, und so wagte ich es, dem Büchlein den allgemeinen Titel: „Die Mission in der Schule" zu geben. Wenn dadurch allerdings über das notwendigste Bedürfnis der einklassigen Volksschule etwas hinausgegangen ist, so tröstet mich die doppelte Erwägung: daß ein Handbuch für den Lehrer doch immer etwas mehr bieten muß, als was dem Schüler mitgeteilt wird, und daß dieses Mehr ja dadurch leicht auf ein geringeres Maß zurückgeführt werden kann, daß der Lehrer eine für seine Schüler passende Auswahl trifft.

Eine besondere Freude würde es mir sein, wenn auch die Sonntagsschullehrer für die Kindergottesdienste und die Pastoren für den Konfirmandenunterricht von dem Handbuch einigen Gebrauch machen könnten.

Im wesentlichen beschränkt sich dieses Handbuch auf die

Mitteilung missionskundlicher Stoffe im engeren Sinne des Worts, d. h. auf die religiöse und geschichtliche Seite der Missionsbehandlung in der Schule. Die geographische und im Zusammenhange mit ihr die völkerkundliche und naturkundliche Seite hat Grundemann in den trefflichen „Erläuterungen“ zu seiner „Missions-Schulwandkarte“ genügend vertreten. Beide Arbeiten ergänzen sich gegenseitig.

Was endlich die Methode meiner Behandlung des Gegenstandes betrifft, so bin ich ein wenig bange, ob sie sich der allgemeinen Zustimmung zu erfreuen haben, vor allem ob sie bei einem Meister der Didaktik, als welcher Sie, Herr Direktor, so vielen ein Vorbild sind, einen nachsichtigen Beurteiler finden wird. Ich habe mich ernstlich bemüht, das Schulbedürfnis und nur dieses im Auge zu behalten, daher mit teilweiser Ausnahme des, wie mir schien, unentbehrlichen zweiten und fünften Kapitels nicht systematisiert, sondern mehr Kasuistik getrieben, die betreffenden Betrachtungen oder Geschichtszüge stets sofort an den Ort gesetzt, an welchem sie den Schülern mitzuteilen sind, mich befleißigt, so konkret wie möglich zu sein und belebende Einzelgeschichten und zwar mannigfaltiger Art zur Charakterisierung der verschiedensten Seiten des Missionsbetriebs einzuflechten, doch so, daß nicht mit ihnen überladen wird und man etwa den Wald vor Bäumen nicht sieht.

Wie Sie, verehrtester Herr Direktor, wissen, war das vorliegende Handbuch schon seit drei Jahren geplant; aber andre Arbeiten, welche dazwischentraten, und eine lange Erkrankung, welche überhaupt jede Arbeit verbot, ließen mich

erst jetzt zur Ausführung des Planes kommen. Ich bin etwas schüchtern daran gegangen; aber je mehr ich mich in die Arbeit vertiefte, desto lieber ist sie mir geworden. Schularbeit ist meine alte Liebe und alte Liebe rostet nicht. Darum ist es mir eine doppelte Freude, daß ich jetzt ein wenig mit helfen darf, die mir so liebe Mission in die Schule einzuführen. Er, von dem allein aller Segen kommt, geleite freundlich das Büchlein, daß es in der Hand manches Lehrers ein Mittel werde, die Liebe zur Mission in die Herzen unsrer Jugend zu pflanzen. Ich weiß, dazu sagen Sie Amen.

Rothenschirmbach, den 18. Januar 1887.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Es ist mir eine große Ermutigung, daß schon wenige Wochen nach dem Erscheinen dieses Handbuchs eine zweite Auflage notwendig geworden ist. Diese Thatsache darf ich wohl als einen Beweis dafür ansehen, daß in weiten Kreisen eine Bereitheit vorhanden ist, die Jugend mit dem Wesen und der Geschichte der Mission bekannt zu machen. Und darüber darf sich ein alter Missionsfreund und Missionsarbeiter schon freuen.

Bei der Eile, mit welcher der Verleger auf die Fertigstellung dieser zweiten Auflage drängte, war es mir nur möglich, außer einigen kleinen Verbesserungen und einer schönen Glockengeschichte, zwei Lücken des Büchleins auszufüllen, auf welche aufmerksam gemacht worden zu sein, ich den lehrreichen Ausführungen verdanke, mit welchen in der neulichen Agentenversammlung der sächsischen Provinzial-Missionskonferenz in Halle Herr Seminardirektor Schöppa und Herr Dr. Frick, der Direktor der Franckeschen Stiftungen, meine Arbeit beleuchteten: 1. habe ich einige Missionslieder und 2. ein Charakterbild Pauli als Missionars hinzugefügt.

Meine Absicht bei Abfassung dieses Handbuches war nicht allein die: dem Lehrer den dargebotenen Stoff recht handlich zu übermitteln, sondern ihn anzuregen, diesen Stoff auch selbständig zu gestalten. Ich habe allerdings meinerseits schon durch die Anordnung des Stoffes auch eine bestimmte Methode für seine Behandlung in Vorschlag gebracht, aber diese Methode keineswegs als normativ betrachtet. Es giebt gute Methoden und bessere (freilich auch weniger gute und schlechtere), aber es giebt keine alleinseligmachende Methode. Es giebt nicht einmal eine seligmachende oder gar alleinseligmachende Kirche, sondern nur einen alleinseligmachenden Heiland, und der ist kein Methodist, sondern individualisiert die Erziehungswege zur Seligkeit auf mannigfaltige Weise. Die Sache ist das Wesen, die Methode, die Form; und am Ende ist — versteht sich cum grano salis — der Mann die beste Methode, wenn in ihm die Sache lebt.

Der Segen des großen Segners im Himmel geleite das Büchlein auch auf seiner zweiten Missionsreise.

Rothenschirmbach, den 6. März 1887.

D. Warneck.

Vorwort zur vierten Auflage.

Abgesehen von manchen durch die neueren Angaben verursachten statistischen Veränderungen hat die vorliegende Auflage eine doppelte Vermehrung erfahren: 1. durch eine Charakteristik der Missionsthätigkeit des Bonifatius und 2. durch eine übersichtliche Darlegung der Grundsätze der gegenwärtigen Mission. Ich hätte auch statt der letzteren am liebsten eine bestimmte Persönlichkeit als Typus gegeben, wie den heiligen Paulus für die apostolische, den Bonifatius für die mittelalterliche Mission; allein die alle Weltteile umfassende, unter Kultur- und Naturvölkern getriebene gegenwärtige Mission ist zu vielgestaltig, als daß es möglich wäre, sie in der Person eines einzelnen ihrer Arbeiter zu repräsentieren. So kann man z. B., um nur zwei bekannte Namen herauszugreifen, weder David Livingstone noch Alexander Duff als Typus der gegenwärtigen Mission bezeichnen. Jeder von beiden ist Bahnbrecher in seiner Weise; aber weder ist die Entdeckerthätigkeit, wie ihr Livingstone in Afrika, noch die höhere Schulthätigkeit, wie ihr Duff in Indien sein Leben

weihte, eigentlich typisch für die heutige Mission. So schien es mir richtiger, an die Stelle einer Einzelperson, in der doch immer nur in sehr einseitiger Weise die gegenwärtige weltumfassende Mission sich spiegelt, die Grundsätze derselben zu setzen, wie sie sich im Laufe von nun fast einem Jahrhundert herausgebildet haben.

Möge auch die vierte Reise dieses Büchleins unter dem Segensgeleit des Herrn stehen, der auch aus dem Munde der Kinder sich eine Macht zubereitet hat.

Rothenschirmbach, den 26. Oktober 1887.

D. Warneck

Vorwort zur sechsten Auflage.

Nach einem Zeitraum von 4 Jahren tritt dieses Handbuch seine sechste Reise an. Nur die missionsgeschichtlichen und -statistischen Partien haben eine Ergänzung und Umarbeitung erfahren, wie der Fortschritt der Mission seit dem Erscheinen der fünften Auflage sie nötig machte. Auch dem literarischen Material sind einige neue Angaben hinzugefügt worden. Besonders aufmerksam mache ich auf die mittlerweile erschienene Missions-Handkarte und -Wandkarte von Dr. Heilmann, welche sehr nützliche Hilfsmittel für den Gebrauch dieses Handbuchs bilden.

Für die freundlichen Empfehlungen, welche eine ganze Reihe preußischer und außerpreußischer Schulbehörden, denen sich jetzt auch das preußische Unterrichtsministerium angeschlossen hat, dem Büchlein haben zuteil werden lassen, sage ich meinen herzlichsten Dank. Möchten sie dazu dienen, ihm viele neue Freunde zu erwerben und durch seine Vermittlung eine gesunde Behandlung der Mission in der Schule immer mehr einzubürgern.

Rothenschirmbach, den 1. Juni 1893.

Der Verfasser.

Vorwort zur siebenten Auflage.

Auch diese neue Auflage hat nur unwesentliche Veränderungen erfahren, besonders in den statistischen und literarischen Angaben; auch ist überall die Geschichtserzählung bis zum Jahre 1896 fortgeführt. Es ist eine Lust, zu sehen, wie es nicht nur fast auf allen alten Missionsgebieten vorwärts geht, sondern auch an immer mehr Orten sich dem Evangelio Christi neue Thüren aufthun. Möchten wir nur auch daheim immer mehr zunehmen in dem Werke des Herrn, je mehr offenbar wird, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist. Mehr als je heißt es heute: Die Ernte ist groß; darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte. Gott segne auch den siebenten Gang dieses Büchleins, daß es vielen Großen und Kleinen Antrieb zur fröhlichen Mitarbeit werde.

Rothenschirmbach, den 1. September 1896.

D. Warneck.

Kap. I.

Einleitung.

1. Das Heimatrecht der Mission in der Schule.

Mission und Schule stehen von alters her miteinander im engsten Zusammenhange. Man darf wohl die Stiftungsurkunde der Mission (Matth. 28, 19), die zugleich mit dem Taufbefehle unzertrennlich verbunden ist, auch die Stiftungsurkunde der christlichen Schule nennen. „Machet zu meinen Jüngern alle Völker, indem ihr sie taufet und lehret“: mit diesem einen großartigen Befehle hat unser Herr Jesus Christus in unvergleichlicher Kürze den Grund gelegt zu den drei christlichen Institutionen der Mission, Taufe und Schule, die für die gesamte religiöse, sittliche und geistige Entwicklung der Menschheit von geradezu einzigartiger Bedeutung sind.

Als die Mittel, durch welche der Stifter der Mission die Völker zu seinen Jüngern gemacht haben will, bezeichnet er ausdrücklich Taufe und Lehre. Wenn nun auch dieser Lehrauftrag nicht sofort Schulen in ihrer heutigen Form ins Leben gerufen hat, so darf man doch getrost sagen, daß die Mission, indem Jesus Christus selbst sie zur Völkerlehrerin gemacht hat, die Mutter der Schule ist. Wo immer nach dem Sinne des Meisters Mission getrieben worden ist, da ist auch gelehrt worden und aus dem Lehren hat sich notwendig die Schule entwickelt. In schlagender Weise läßt die Mission der Gegenwart auch in dieser Beziehung Licht fallen auf die Geschichte der Vergangenheit. Überall, wo unsre heutigen Missionare ihr Evangelisationswerk treiben, da sind sie auch, und zwar im eigentlichsten Sinne des Worts, Lehrer der Völker, d. h. sie gründen Schulen. Ohne Schulen giebt es heut gar keine Mission, wenigstens keine evangelische. Die evangelische

Mission giebt den Heidenchristen die Bibel in die Hand; sie muß also auch wollen, daß die Bibel gelesen werde, d. h. sie muß Schulen gründen. Die Kindertaufe hat zu ihrer Voraussetzung die nachfolgende Kinderlehre, und die Kinderlehre ist der Ausgangspunkt für die Schule. Auf ihren sämtlichen Gebieten besitzt die evangelische Mission heut etwa 16000 Schulen der verschiedensten Grade, die von fast 800000 Schülern und Schülerinnen besucht werden. Allein die deutschen Missionsgesellschaften haben zusammen 1150 Schulen mit über 55000 Schülern und Schülerinnen. Wahrscheinlich wird es ja später auch auf diesen Gebieten werden, wie es heute schon bei uns daheim ist, daß nämlich auch noch andre Faktoren teils mitwirken zur weiteren Ausbildung des Schulwesens, teils — wie dies schon manche Kolonialregierungen gethan — aus eignem Antriebe Schulen gründen; aber das Verdienst wird unbestritten der Mission bleiben, daß sie die Anregung zur Gründung der Schulen gegeben, wo noch keine bestanden, und eine Reform auf dem Gebiete des Schulwesens angebahnt hat, wo bereits welche bestanden. Die Schule ist also eine Schuldnerin der Mission.

Hat aber die Mission der Schule zuerst gedient, so soll die Schule der Mission wieder dienen. „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe“ — diese Stiftungsurkunde der christlichen Schule, die man zugleich als das kürzeste, inhaltreichste und gesundeste aller Schulregulative bezeichnen kann, stellt dem christlichen Lehrer offenbar auch die Aufgabe, gerade denjenigen Befehl Christi zu lehren, welcher im Zusammenhange jenen Worten unmittelbar vorhergeht, nämlich den Missionsbefehl, und zwar so zu lehren, daß er sich einprägt als ein Gebot, das man nicht bloß wissen soll, sondern halten muß. Diese Verpflichtung ist so klar, daß man sich billig wundern muß, so sie von jemand in Abrede gestellt wird. Es ist von der höchsten Bedeutung, daß in demselben Satze, welcher für alle Zeiten Taufe und Lehre verordnet hat, auch die Mission befohlen ist, und es gehört zu den unbegreiflichen Dingen, wie ein Christ, der die Autorität Christi betreffs der Taufe und Lehre anerkennt, diese Autorität leugnen kann, sobald der Gehorsam gegen den Missionsbefehl von ihm verlangt wird.

Es sollte in der That nachgerade des Beweises nicht mehr bedürfen, daß der Gehorsam gegen den Missionsbefehl Christi eine

selbstverständliche christliche Pflicht ist. Erkennt doch heutzutage selbst der „liberale" Protestantismus diese Pflicht an und beginnt mit der Ausübung derselben praktischen Ernst zu machen. Die Zeit, wo man die Mission als eine mit einem gewissen Makel behaftete Winkelsache etlicher Schwärmer betrachtete, ist vorbei. Der heil. Geist hat die gesamte evangelische Christenheit mit einem solchen Nachdruck wieder an den vergessenen Missionsbefehl erinnert, daß umgekehrt diejenigen sich zu schämen anfangen, welche ihm bisher den Gehorsam verweigert haben. Wir leben, das wird je länger je mehr allgemein anerkannt, in einem Missionsjahrhundert. Besonders seitdem es eine praktische deutsche Kolonialpolitik giebt, macht endlich auch in unserm deutschen Vaterlande die Aschenbrödelstellung, welche bisher dem Werke der Ausbreitung des Christentums unter nichtchristlichen Völkern zugewiesen wurde, einer ehrenvollen Anerkennung Platz.

Jedenfalls darf auch die Schule nicht länger die Mission ignorieren. Es ist genug, daß sie es — einige Ausnahmen abgerechnet — bisher gethan und dadurch an ihrem Teile die auf Unwissenheit beruhende Gleichgiltigkeit gegen dieselbe mitverschuldet hat. Die Schule lehrt für das Leben. Wenn das große Werk der Mission so vielen Erwachsenen eine fremde Sache ist, so kommt das gewiß auch daher, daß sie als Kinder nichts von ihr gelernt haben. Wenn es auch eine übertriebene Behauptung ist: wer die Schule hat, der hat die Zukunft, so ist doch das gewiß, daß die Schule zur Einwurzelung von Anschauungen und Antrieben, welche Gemeingut des Volkes werden sollen, unaussprechlich viel thun kann. Pflanzt schon die Schule ein gewisses Maß nicht bloß von Missionskenntnissen, sondern auch von Missionsliebe in die Herzen der Kinder, so darf man mit Grund die Hoffnung hegen, daß das Missionsverständnis und der Missionseifer wenigstens in den religiös gesinnten Volkskreisen wachsen wird.

Pflanzung und Pflege des Gehorsams gegen Christi Missionsbefehl gehört ebensogut in die Schule wie Pflanzung und Pflege des Gehorsams gegen jedes andre Gebot Christi. Was als allgemeine Christenpflicht für die Erwachsenen gilt, das soll uns schon eingewöhnt werden, wenn wir noch Kinder sind. Es heißt hier: jung gewohnt, alt gethan. Und wenn eine kurze Darstellung des Wachstums des preußischen Staates als nicht über das Verständnis der Kinder hinausgehend geachtet wird, wer will behaupten, daß einige Mitteilungen über die Geschichte der Ausbreitung des Christentums dieses Verständnis überstiegen! Ohne Zweifel müssen die

neuen deutschen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee in den geographischen Schulunterricht gezogen werden; giebt es nun auch nur einen einzigen vernünftigen Grund, von den auf diesen Gebieten betriebenen Missionen vor den Schulkindern zu schweigen? Wird nicht im Gegenteil durch die Hineinziehung der Mission der geographische Unterricht belebt? Die christliche Mission wird je länger je mehr eine Großmacht in unserm Jahrhundert trotz aller Knechtsgestalt, die sie trägt; selbst der Handel, die Wissenschaft, die Kolonisation, die Politik ziehen sie in den Bereich ihrer Berechnungen — wird es da nicht Zeit, daß auch die Schule ihre Schüler mit ihr ein wenig bekannt macht?[1])

2. Die Behandlung der Mission in der Schule.

Allgemeine Grundsätze.

Seitens der Königlichen Regierung zu Merseburg wurde 1883 den Lehrerkonferenzen ihres Bezirks das folgende Thema gestellt: „Wie kann die Volksschule ihren Schülern von der Thätigkeit und den Erfolgen der Heidenmission, namentlich von der durch die evangelische Kirche geübten, Interesse erweckende Kenntnis verschaffen?“ Die gesperrt gedruckten Worte dieses in ähnlicher Weise später auch von andern Schulkollegien gestellten Proponendums enthalten einen pädagogischen Fingerzeig von so hoher Bedeutung, daß wir ihm ein Wort widmen müssen, bevor wir uns zur eigentlichen methodischen Frage wenden. Soll die Schule die Mission fruchtbar behandeln, so muß sie die Schüler für dieselbe erwärmen. Eine Missionskenntnis, welche innerlich kalt läßt, ist von wenig Wert. Wie erwärme ich aber meine Schüler für die Mission? Nur dann, wenn ich zuvor selbst für sie warm geworden bin. Das ist allerdings eine sehr elementare Weisheit, die aber darum nicht weniger wahr ist, weil sie sich eigentlich von selbst versteht. Mit einem Eiszapfen kann man kein Feuer anzünden, auch nicht mit allen Künsten und Erfindungen des 19. Jahrhunderts. Alles, was wir als bloße Zwangsarbeit thun, läßt andere kalt; was uns aber selbst Herzenssache ist, das erwärmt auch andere. Der Pulsschlag unsres eigenen innersten Lebens teilt sich wie durch elektrische Drähte mit, selbst ohne viele direkte Ermahnungen.

[1]) Eine ausführliche „pädagogisch-didaktische“ Begründung für die Behandlung der Mission in der Schule giebt Frick in den „Lehrproben und Lehrgängen aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen“ Heft 12, S. 91. Vgl. Allg. Miss.-Z. 1887, 524. u. Heilmann, der Missionsunterricht nach Theorie u. Praxis. Breslau 1895. Hirt. 0,50 M.

Wollen wir also Interesse für die Mission bei unsern Schülern wecken, so müssen wir zuvor selbst ein Herz für sie bekommen haben und das bekommen wir nur, wenn wir ein Herz für den Mann haben, der die Mission gestiftet hat. Wie jeder Christ, so wird auch der Lehrer nur dann ein warmer Missionsfreund, wenn er an sich selbst erfahren hat, daß „das Evangelium von Christo eine Kraft Gottes zur Errettung ist für jeden, der da glaubt;" wenn er von sich selbst sagen kann: „mir ist Erbarmung widerfahren," wenn es ihm ein persönliches Herzensanliegen geworden, daß der Name Gottes verherrlicht, das Reich Gottes gebaut, der Wille Gottes erfüllt werde; wenn er auf die Frage des Heilandes: „Hast du mich lieb?" mit fröhlichem Aufheben seines Hauptes antworten darf: „Ja Herr, Du weißt alle Dinge, Du weißt, daß ich Dich lieb habe." Werden diese ABC-Wahrheiten nicht Wirklichkeiten in unserm Leben, so helfen alle anderen Künste nichts. Sind sie aber bei uns Wirklichkeit, dann brauchen wir kaum noch Anweisungen darüber, wie wir Interesse an der Mission wecken sollen. Das macht sich dann ganz von selbst. Gerade wie ein Feuer von selbst wärmt, so wird die ganze Art, wie wir die Mission in der Schule behandeln, danach angethan sein, unsre Schüler für sie zu erwärmen.

Ebenso einfach ist die andre Elementarwahrheit: „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß." Man muß die Mission auch ein wenig kennen, um sie zu lieben und andre für sie zu erwärmen. Selbstverständlich kann nur Kenntnisse mitteilen, wer selbst Kenntnisse hat. Das ist ein Kunststück, welches auch der formell gewandteste Lehrer nicht fertig bringt, andre zu lehren, was er selbst nicht weiß. Um geben zu können, muß man haben und um zu haben, muß man arbeiten. Auch Missionskenntnisse verschafft man sich nur durch Arbeit.

Diese Arbeit sollte schon beginnen in der Zeit der Vorbereitung auf den Lehrerberuf.[1]) Die Seminarien sollten verpflichtet werden, ihren Zöglingen einen solchen Grundstock von Missionskenntnissen mitzugeben, der sie instandsetzt und anregt, durch ein mäßiges Selbststudium auf diesem Gebiete sich fortzubilden. Über die literarischen Hilfsmittel für dieses Studium am Schlusse dieses Abschnittes.

Was nun die eigentliche methodische Frage betrifft, so ist

---

[1]) Wenigstens in Preußen ist jetzt Aussicht vorhanden, daß das geschieht.

es weder angänglich noch notwendig, der Missionsgeschichte besondere wöchentliche Unterrichtsstunden zuzuweisen. Der Lektionsplan ist so schon besetzt genug. Auch wäre es eine unverständige Forderung, diese Geschichte in ihrem ganzen Umfange und Zusammenhange in der Schule behandeln zu wollen. Es ist hier vielmehr das Princip der Konzentration des Unterrichts in Anwendung zu bringen, der Missionsstoff also teils in die religiösen Lehrstunden, teils in den erd- und weltkundlichen Unterricht einzuflechten, teils an das Lesebuch anzuschließen, wenn dasselbe erst einige missionsgeschichtliche Lesestücke enthält. Schon die Art der Eingliederung des Missionsstoffes in andere Unterrichtsgegenstände bringt es notwendig mit sich, daß die Methode der Missionsgeschichtsbehandlung in der Volksschule im ganzen dieselbe sein muß, wie die der Kirchen- und Weltgeschichtsbehandlung, nämlich daß wesentlich Geschichten mitgeteilt werden, die allgemeine Übersicht sich auf die Hauptdaten und Hauptereignisse beschränkt und die vaterländischen Leistungen besondere Berücksichtigung finden. Nur darf das alles nicht zufällig geschehen, sondern der Lehrer muß planmäßig zu Werke gehen und möglichst in einem Jahre den ganzen Stoff durcharbeiten, versteht sich ohne dadurch auszuschließen, daß er diesen Stoff in einem andern Jahre ergänzt und verbessert, nachdem er selbst immer gründlicher in ihn eingedrungen ist. Freilich bringt diese Methode der Einflechtung des missionskundlichen Materials in die genannten Unterrichtsfächer notwendigerweise Wiederholungen mit sich. Allein da Wiederholung das Hauptmittel der Einprägung ist, so erscheint uns dieselbe viel eher als ein Vorteil denn als ein Nachteil der vorgeschlagenen Methode. — Wie nach diesen allgemeinen Grundsätzen in den genannten Unterrichtsfächern die Mission im einzelnen zu behandeln sein möchte, dies zu zeigen ist die Aufgabe dieses Handbuches. Daß dasselbe besonders ausführlich bei der Darlegung der biblischen Missionsgedanken verweilt, hat in der Erfahrung seinen Grund, daß die Missionsliebe eine religiöse Wurzel haben muß.

Nur etwa vier Extrastunden möchte ich für eine kurze Übersicht über die Geschichte der Ausbreitung des Christentums erbitten und zwar am Schlusse des biblischen Geschichtsunterrichts, speciell in Anknüpfung an die Apostelgeschichte, die ich übrigens auch für die Bibellesestunden besonders empfohlen haben möchte. Die Apostelgeschichte ist ja nichts anderes

als die älteste Missionsgeschichte. Ohne Zweifel bringen wir sowohl den Inhalt dieser wichtigen neutestamentlichen Schrift — die leider in der Kirche und ich fürchte auch in der Schule ihrer großen Bedeutung entsprechend viel zu wenig eingehend behandelt wird — wie die Missionspflicht dem Verständnis der Kinder am nächsten, wenn wir ihnen von vornherein sagen, daß die Apostel die ersten Missionare waren, daß die Erzählung ihrer Thaten den ältesten Missionsbericht bildet; daß sie also nur thaten, was wir heute thun, wenn wir Mission treiben, und daß wir nur fortsetzen, was sie angefangen haben, wenn wir auch in der Gegenwart das Reich Gottes unter den Heiden ausbreiten. Ganz natürlich schließen sich dann an die Besprechung der apostolischen Mission, wie sie uns die neutestamentliche Quelle erzählt, die notwendigsten Mitteilungen über den weiteren Verlauf der Geschichte der Ausbreitung des Christentums im Mittelalter wie in der Gegenwart an. Das Christentum ist durch Mission ausgebreitet worden; wo immer es unter einem Volke heimisch geworden, ist das durch die Mission geschehen. Auch unser Vaterland verdankt das Christentum der Mission, und die heutigen christlichen Völker erfüllen nur eine Pflicht der Dankbarkeit gegen das, was ihnen selbst die Mission gebracht, wenn sie als die Nachfolger der Apostel und im Gehorsam gegen Christi Missionsbefehl Missionare unter die Heidenvölker der Gegenwart senden. In dieser Gedankenreihe haben wir den ganz natürlichen Übergang von der apostolischen Mission zu den folgenden Missionsperioden. Die erbetenen vier Stunden müßten freilich bei der Stoffverteilung im speciellen Lehrplan der Mission reserviert und streng darauf gesehen werden, daß sie ihr auch wirklich gewidmet bleiben. Bekanntlich hält man sich gern bei den Anfangsstoffen, besonders in den religiösen Fächern, viel zu lange auf und ist dann genötigt, die Schlußgegenstände übers Knie zu brechen, eine Gefahr, der nur derjenige entgeht, welcher durch gewissenhafte Vorbereitung auf jede Unterrichtsstunde sich befähigt, von vornherein knapp und haushälterisch zu sein.

3. Die Missionsliteratur für die Schule.

Eingedenk des Sprüchleins, daß nichts erreicht, wer zu viel verlangt, werde ich mich mit sehr mäßigen literarischen Forderungen begnügen, zumal es ja der Zweck dieses Büchleins ist, den not-

wendigsten Stoff darzureichen. Aber doch nur den notwendigsten. Da die Missionsgeschichte noch fortgehend im Flusse ist und alljährlich viel Neues in ihr passiert, so ist es unerläßlich, daß der Lehrer durch das Lesen eines Missionsblattes sich ein wenig auf dem Laufenden erhält. Und da er zur Fesselung des Kinderinteresses viele Einzelgeschichten braucht, die ihm nicht alle in diesem Handbuche können dargeboten werden, es auch nicht geraten ist, daß er alle Jahre die alten Geschichten wieder bringt, so muß er durch einige Missionslektüre sich fortgehend neue Einzelgeschichten sammeln. Solche Anlegung von eignen Stoffsammlungen haben übrigens auch ihren ganz besonderen Wert, einmal indem sie den Lehrer zur selbständigen Arbeit anregen und dann, weil diese selbständig erarbeiteten Stoffe die Schüler am meisten zu erwärmen pflegen.

Unter den vorhandenen Missionsblättern empfehlen sich für den Lehrer — außer demjenigen, welches über die Muttermissionsgesellschaft Bericht erstattet, in deren Bereich er wohnt — diejenigen, welche von dem gesamten evangelischen Missionsfelde Mitteilungen bringen. Von Blättern dieser Art stelle ich zur Wahl:

1. Richter, Die evang. Missionen. Illustriertes Familienblatt. Gütersloh, Bertelsmann. 3 M., mit Porto 3,20 M., [geb. 4 M.
2. Das Kalwer Missionsblatt.
3. Das Barmer Missionsblatt.
4. Das Hannoversche Missionsblatt.
5. Den Berliner Missionsfreund.[1])

Von Kindermissionsblättern, die natürlich auch in die Hände der Schüler gegeben werden sollen, nennen wir:

1. das Kalwer Kinder-Missionsblatt,
2. den kleinen Missionsfreund (Barmen),
3. den kleinen Sammler (Berliner Missionshaus), und
4. die kleine Biene (Goßnersches Missionshaus).

Außerdem möchten wir in den Händen jedes Lehrers sehen die jetzt von Direktor Dr. Fries herausgegebenen, in der Waisenhausbuchhandlung zu Halle a. S. erscheinenden, mit einem sehr der Veranschaulichung dienenden, wirklich schönen Bilde und einem Porträt illustrierten: „Geschichten und Bilder aus der Mis-

[1]) Wer ausführlichere Rundschauen und wissenschaftlichere Behandlung der Mission sucht, der lese die von dem Verfasser herausgegebene Allg. Missions-Zeitschrift, welche mit ihrem Beiblatt jährlich 42 Bogen bringt, 7,50 M. kostet und in Berlin (bei Martin Warneck) erscheint. Jedes der oben 2—5 genannten Blätter kostet — Porto ungerechnet — c. 1 M., wenn es direkt in Kalw bei der Vereinsbuchhandlung (2), in Barmen (3) und in Berlin (5) im Missionshause bezogen wird. Durch die Post bezogen stellt sich der Preis ein wenig höher.

sion", von denen seit 1881 fast jährlich ein 32—36 Seiten starkes Heft zu dem billigen Preise von nur 25 Pfg. erschienen ist. Diese gelben Hefte bilden nach und nach ein treffliches Stoffmagazin. Schon ihr bisheriger Inhalt, sowohl an Lebensbildern: Aug. H. Francke, Graf Zinzendorf, Jänicke, Ziegenbalg, Goßner, Harms, Livingstone, Krapf, S. Crowther, Zimmermann, A. Mackay, David Zeisberger, Horden, Frau Coillard, wie an speciellen Schilderungen aus der Mission selbst: Metlakatla (brit. Nordam.), eine neue Mission am Kongo, das Evangelium auf den Laguneninseln, eine Töchterschule in Indien, eine chinesische Großstadt, ein Batakkendorf auf Sumatra, die Mission zu Blauberg in Südafrika, Bilder aus der Missionsarbeit in Uganda, die Mission unter den Eskimo in Grönland, die Baseler Mission auf der Goldküste, Besuche in tamulischen Heidendörfern, zwei neue Missionen im Nyaßalande, die Mission auf den Neuhebriden, Geschichte einer battaschen Missionsstation — bieten eine mannigfaltige Fülle illustrierenden Detailmaterials. Ebenso empfehlenswert sind die besonders durch ihre Kleinmalerei sehr instruktiven Schriftchen von D. Grundemann: „Dornen und Ähren vom Missionsfelde" (Berlin, Missionsbuchhandlung) à 10 Pf. und desselben: Missionsbilder mit Versen für Kinder. (Ebd. 5 Pf.). Alle drei eignen sich auch sehr zur Verbreitung unter den Schulkindern und durch dieselben unter den Erwachsenen.

Unentbehrlich ist ferner einiges kartographische Material. In vorzüglicher Weise befriedigen dieses Bedürfnis 2 Karten des Seminardirektors Dr. Heilmann: Die kleine „Missionskarte der Erde mit Begleitwort" (Gütersloh, 1891) kostet 1 M., die große „Missionskarte der Erde für den Schulgebrauch" (Kartogr. Anstalt von Lang in Leipzig) 4 und auf Leinwand aufgezogen 9 M. Beide: die Hand- wie die Wandkarte veranschaulichen durch Farben die Verbreitung der Hauptreligionen der Erde und den Stand der evangelischen Heidenmission in der Gegenwart. Auf die deutschen Missionen und die deutschen Kolonien ist besondere Rücksicht genommen, durch ihre weithin leuchtenden Farben ist besonders die letztere ein Anschauungsmittel von großem Werte. Das beste kartogr. Material bietet Grundemann's Neuer Missionsatlas. Kalw 1896. — Für diejenigen, welche das Bedürfnis nach gründlicherer Information haben, sollen an den betreffenden Stellen noch weitere Literaturangaben gemacht werden.

Kap. II.

Grundgedanken.

1. Was ist Mission?

Mission ist ein lateinisches Wort und heißt Sendung. Nun giebt es allerdings mancherlei Sendungen. Z. B. wenn von einem Könige ein Abgesandter an einen fremden Hof geschickt wird mit einem besonderen Auftrage, so sagt man: der Mann habe eine Mission. Allein der Sprachgebrauch hat dem Worte Mission doch einen ganz bestimmten Sinn gegeben, ähnlich wie dem Worte Bibel. Bibel heißt auch „das Buch", aber man versteht darunter immer nur ein bestimmtes Buch, nämlich die heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments. So versteht man auch unter Mission eine bestimmte Sendung, nämlich: die Sendung christlicher Glaubensboten zu nichtchristlichen Völkern, um dieselben durch die Verkündigung des Evangelii zu Christo zu bekehren.

a) Wer wird gesendet? Boten, welche das Evangelium verkündigen. Denn „wie sollen die Heiden glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden?" Röm. 10, 14 u. 15. Menschen und zwar im lebendigen Glauben gewurzelte Menschen müssen Bringer des Evangeliums sein. Es genügt nicht, den Heiden etwa nur die Bibel zu schicken; denn wie sollen sie dieselbe verstehen, so sie „nicht jemand anleitet?" Apstg. 8. 31. Daher hat Jesus befohlen: „prediget das Evangelium aller Kreatur." Mark. 16, 15. Die Leute nun, welche sich senden lassen, nennen wir Missionare, von dem lateinischen Worte missionarius,[1]) d. h. Sendling, Bote, Gesandter. Die ersten Missionare waren die Apostel; Apostel ist nur das griechische Wort für Missionar und heißt zu deutsch gleichfalls: der Gesandte, der Botschafter. Selbst Jesus Christus wird einmal „Apostel" genannt: Ebr. 3, 1, weil er

[1]) Es ist ganz ungehörig, Missionär zu sagen. Dies ist die französische Wortform (missionaire), wir haben das Wort aber aus dem Lateinischen.

der vom Himmel gekommene große Botschafter Gottes an die Menschheit ist. Damit viele und tüchtige Missionare zu den Heiden gehen, hat uns der Heiland geboten, um Arbeiter zu beten in die große Ernte. Matth. 9, 38. Auch von den Missionaren gilt: „ein Arbeiter ist seines Lohnes wert.“ Luk. 10, 7. Sie geben sich selbst dem Herrn zum Dienst unter den Heiden und verlassen Vaterland und Freundschaft, so sollen wir sie unterhalten und die Kosten aufbringen, welche das Missionswerk verursacht. Das geschieht durch freiwillige Beiträge. Wir sollen nach dem Maße unsres Vermögens reichlich und gern Missionsgaben geben. 2 Kor. 8 u. 9.

b) **Von wem wird gesendet?** Von Jesus Christus, wie geschrieben steht: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch,“ Joh. 20, 21 und: „Ich will dich ferne unter die Heiden senden.“ Apstg. 22, 21. Auch die heutigen Missionare sind wie Paulus: „Apostel Jesu Christi,“ 1 Kor. 1, 1. 2 Kor. 1, 1. Eph. 1, 1 u. s. w. Sie sind also Gesandte des Königs des Himmelreichs; das soll sie mutig und unerschrocken, aber auch demütig und treu machen, daß sie nicht in ihrem eignen, sondern in Jesu Namen reden und handeln. Das soll ihnen auch Ansehen und Eingang bei den Heiden verschaffen, zu denen sie kommen. Jesus Christus sendet die Missionare, indem er sie innerlich zu diesem Dienste beruft, d. h. sie durch die Einsprache des heiligen Geistes gewiß macht: ihr sollt als meine Boten zu den Heiden gehen, Apstg. 13, 2. Das kann natürlich nur bei solchen Leuten geschehen, welche mit Paulus sprechen können: „Ich glaube, darum rede ich,“ 2 Kor. 4, 13 und mit Petrus: „Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe,“ Joh. 21, 17. vgl. Apstg. 4, 20. Aber auch der Missionsdienst hat seine gottgewollte menschliche Ordnung. Die Missionare werden auch durch Menschen gesendet. Wer sind diese sendenden Menschen? Das sind heute die Vorsteher der Missionsgesellschaften, die sich unter uns gebildet haben. Diese Gesellschaften sind freie Vereinigungen von gläubigen Christen, welchen es ein heiliger Ernst ist, daß Missionare zu den Heiden gesendet werden und die für die Unterhaltung derselben sorgen.[1]) Bei diesen Gesellschaften melden sich die jungen Männer, welche innerlich über ihren Missionsberuf gewiß geworden sind. Das sind nicht immer studierte

[1]) Grundemann: „Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission.“ I. Das Missionswesen in der Heimat. Berlin 1891. Berliner Missionsbuchh. 25 Pf. Ein sehr empfehlenswertes volkstümliches Schriftchen.

Theologen, sondern oft, wie das auch bei den Aposteln mit Ausnahme des einen Paulus der Fall war, „unstudierte Leute, und Laien," Apstg. 4, 13: Landwirte, Handwerker, Kaufleute, Lehrer, Beamte. Die Missionsgesellschaften besitzen fast alle Seminarien, auf welchen dann die nicht theologisch gebildeten jungen Männer durch einen 4 oder 6jährigen wissenschaftlichen Unterricht zum Missionsdienste besonders vorbereitet werden.

c) **Zu wem wird gesendet?** Zu denjenigen Völkern, welche noch nicht an Jesum Christum glauben. Diese Völker sind teils Juden, teils Mohammedaner, teils Heiden und wohnen ihrer großen Mehrzahl nach in Asien, Afrika und Australien. Auch in Amerika giebt es noch Heiden, aber in Europa nur sehr wenig im äußersten Norden, wohl aber etliche Millionen Juden und Mohammedaner. Allen diesen nichtchristlichen Völkern soll durch Missionare „das Evangelium vom Reich gepredigt werden," Matth. 24, 14. Die meisten wohnen aber weit von uns, und da der Heiland befohlen hat: „gehet hin" zu ihnen, Matth. 28, 19. Mark. 16, 15 und wartet nicht etwa, bis sie zu euch kommen, so müssen die Missionare große und oft gefährliche Reisen zu Wasser und zu Lande machen.

d) **Zu welchem Zwecke werden christliche Missionare zu den nichtchristlichen Völkern gesandt?** Damit sie dieselben zu christlichen machen, indem sie ihnen durch die Predigt des Evangeliums das Heil in Christo anbieten, auf daß auch sie durch den Glauben an ihn das Leben haben. Matth. 24, 14. Joh. 3, 16. Apstg. 16, 31. 1 Joh. 2, 2. 5, 12. Dies ist für alle Menschen der einzige Weg zur Seligkeit. Apstg. 4, 12. 1 Tim. 2, 4—7. Weil aber die Gottseligkeit auch die Verheißung dieses Lebens hat, 1 Tim. 4, 8 und die Bekehrung zu Christo den ganzen Menschen erneuert, 2 Kor. 5, 17, so bringt die Mission auch noch manchen Gewinn für die irdische Wohlfahrt. Indem sie die Völker christianisiert, civilisiert sie dieselben auch. Aber ihre eigentliche und Hauptaufgabe bleibt: die Völker zu Christi Jüngern zu machen durch Taufe und Lehre; Matth. 28, 19. Erfüllt sie diese Aufgabe voll und ganz, so wird sie auch im Irdischen eine Wohlthäterin für die Völker nach der Verheißung: Matth. 6, 33.

2. Warum treiben wir Mission?

a) **Weil es Jesus Christus befohlen hat:** Matth. 28, 19. Mark. 16, 15. Dieser Befehl gilt den Aposteln zuerst, aber nicht

allein; er ist erst dann ausgeführt, wenn wirklich allen Völkern der Erde das Evangelium gepredigt sein wird, Matth. 24, 14. Jesus Christus ist aber unser Herr und als solchem sind wir ihm einfach Gehorsam schuldig.

In einer Schlacht hatte eine Batterie die Aufgabe erhalten, ihre Kanonen auf der Spitze eines steilen Hügels aufzustellen. Als die Soldaten die schwere Last ein Stück aufwärts geschafft, erklärten sie: es geht nicht weiter. Da stellte sich der Hauptmann entschlossen vor sie hin und sagte: „Kameraden, es muß sein; ich habe den Befehl in meiner Tasche." Und in kurzer Zeit waren die Kanonen oben. — Das Evangelium muß gepredigt werden aller Kreatur; wir haben von unserm König Jesus Christus den Befehl dazu.

b) **Weil Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und in Jesu Christo allein das Heil ist,** 1 Tim. 2, 4—6. Apstg. 4, 12. Das Christentum ist nicht eine Religion neben andern Religionen, sondern die einzig wahre Religion. Jesus Christus und nur er ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben" und niemand, in der ganzen weiten Welt „niemand kommt zum Vater ohne denn durch ihn." Joh. 14, 6. Da es nun Gottes ernstlicher Liebeswille ist, daß allen Menschen geholfen werde, so muß ihnen auch allen verkündigt werden, daß in Jesu Christo für sie der Heiland da ist, d. h. so müssen wir Mission treiben.

c) Weil die Heiden äußerlich und innerlich sehr unglückliche Leute sind und wir Mitleiden mit ihnen haben sollen. Sie gleichen jenem Menschen, der unter die Mörder gefallen war und der halbtot in seinem Blute lag. Ihr Elend schreiet zu uns: Kommt herüber und helft uns. Apstg. 16, 9.

In Indien wurden von einer heidnischen Mutter Zwillinge geboren, ein Knabe und ein blindes Mädchen. Ein Missionar besuchte die Wöchnerin, welche unglücklich darüber war, daß der Gott ihr zürne, weil er ihr nicht zwei Knaben geschenkt. Einige Zeit darauf kam er wieder; da lag nur noch das Mädchen in der Wiege. Auf seine Frage: „wo ist dein Knabe?" gab die Mutter zur Antwort: „den habe ich in den Ganges geworfen, um den Gott zu versöhnen." Schaudernd hört es der Bote des Evangeliums und als er weiter fragte, warum sie denn den gesunden Knaben und nicht das blinde Mädchen geopfert, da erwiderte sie: „wollte ich dem Gott nicht das Beste geben, so würde sein Zorn nur noch größer werden." Und dann zerraufte sie sich das Haar, zerschlug sich die Brust und jammerte einmal über das andre: „mein süßer, mein holder Knabe!" — Wir lernen daraus: es ist nicht immer Grausamkeit, wenn Heiden ihre Kinder opfern; aber es ist Grausamkeit von uns, wenn wir sie den Götzen dienen lassen, statt ihnen zu sagen, daß doch auch für sie der Gott der Liebe da ist, der in Christo war und die Welt mit ihm selbst versöhnte.

d) Weil unsre Vorfahren auch einmal Heiden gewesen sind und wir aus **Dankbarkeit** dafür, daß wir durch den Dienst der Mission von den toten Götzen zu dem lebendigen Gott sind bekehrt worden, helfen sollen, daß die Heiden, die es heute noch giebt, auch Christen werden.

Unter den berühmten Gräbern auf dem Gottesacker zu Weimar befindet sich auch ein von Linden überschattetes Grab mit der Inschrift:

Unter diesen grünen Linden
Ist durch Jesum frei von Sünden
Herr Johannes **Falk** zu finden.

Dieser Johannes Falk, als er starb ein angesehener Hofrat, war einst ein sehr armer Junge, den der Rat seiner Vaterstadt Danzig hatte studieren lassen. Als er ausstudiert, bedankte er sich bei den Ratsherren und versprach, die ihm erwiesene Wohlthat der Stadt einst vergelten zu wollen. Da klopfte ihm einer der alten Herren auf die Schulter und sagte: „**Wir** begehren nichts; aber höre Johannes, wenn aus dir etwas geworden sein wird und einmal ein armer Knabe an deine Thür klopft, so gedenke daran, daß du auch ein armer Knabe gewesen bist.“ Und der Johannes **Falk** hat daran gedacht und ist später vielen armen Kindern ein Vater geworden. —

Aus den heidnischen Deutschen ist auch etwas geworden: ein von Gott gesegnetes Christenvolk. Da spricht der Herr jetzt zu uns: „daran gedenket, wenn ihr höret, daß es noch so viele Millionen Heiden giebt. Helft ihnen aus Dankbarkeit, daß sie auch Christen werden.“ Ihm, dem Herrn selbst können wir ja nichts vergelten für alle seine Wohlthaten; aber wenn wir den **Heiden** etwas von unsrer großen Dankesschuld abzahlen, so will ers ansehen, als hätten wirs **Ihm** selbst gethan. Matth. 25, 40 u. 45.

3. Wie treiben wir Mission?

a) **Nicht mit Mitteln äußerer Gewalt.** Solche Mittel hat der Mohammedanismus angewendet, welcher durch Feuer und Schwert ausgebreitet worden ist. Aber Jesu Reich ist nicht von dieser Welt und seine Jünger sollen nicht mit weltlichen Waffen darob kämpfen, Joh. 18, 36. Matth. 26, 52. Leider ist dies besonders in der mittelalterlichen Mission je und je dennoch geschehen, aber zur Unehre Christi und seines Evangelii und zum Unsegen der Völker. Die Boten Jesu sollen Gewalt **leiden**, aber nicht Gewalt üben. Jesus hat ihnen den Haß und die Verfolgung der Welt, Leiden und selbst den Tod in Aussicht gestellt, Matth. 24, 9. Joh. 16, 2. Er hat seine Jünger nicht wie die Löwen sondern „wie die Schafe unter die Wölfe“ gesandt, Matth. 10, 16; durch Sanftmut sollen sie die Herzen der Völker gewinnen, Matth. 5, 5 und auf dem Kreuzeswege ihm die Welt erobern. Das Blut der

Märtyrer ist der Same der Kirche. Fast auf jedem Missionsgebiet hat es eine Thränen- und Blutsaat gegeben, ehe geerntet wurde. Das Weizenkorn muß in die Erde fallen und ersterben, dann bringt es viele Frucht, Joh. 12, 24.

b) Die eigentliche Eroberungswaffe, welche Jesus seinen Boten mitgiebt, ist die Predigt des Evangelii, besonders die Predigt von Jesu Tod und Auferstehung, das Wort vom Kreuz, Apstg. 1, 22. 2, 22—36. 3, 13—26. 4, 10—12. 10, 36—43. 1 Kor. 1, 23. 2, 2. Durch Wort, Leben und Leiden sollen Jesu Boten seine Zeugen sein, Apstg. 1, 8, die durch die Bezeugung der Wahrheit unter allen Völkern die Überzeugung bewirken: Jesus von Nazareth ist der in diese Welt gekommene Sohn Gottes, der einzige Heiland der Sünder. Durch die Taufe sollen sie dann diejenigen, bei welchen diese Überzeugung ein zuversichtlicher Glaube an Jesum geworden ist, förmlich in seine Jüngerschaft aufnehmen, Matth. 28, 19. Apstg. 8, 37. 10, 48. 16, 33 und die Getauften durch noch weitere Unterweisung zum Gehorsam gegen alle seine Gebote verpflichten. Wo bereits gläubige Eltern da sind, dürfen sie auch Kinder taufen Apstg. 10, 15, 33. Die Unterweisung sowohl der Taufkandidaten wie der Getauften, beider: der Erwachsenen wie der Kinder bedingt einen zusammenhängenden Unterricht und führt mit Notwendigkeit zur Errichtung von Schulen.

c) Die Verkündigung des Evangelii, d. h. zunächst die einfache Erzählung dessen, was Jesus gethan und gelehrt hat, muß in der Sprache des Volkes geschehen, zu welchem der Missionar gesandt wird. Jedes Volk soll die großen Thaten Gottes, die geschehen sind zu unsrer Erlösung, in seiner Muttersprache hören, Apstg. 2, 8, 11. Der Missionar muß also die fremde Sprache erlernen, soviel Mühe und Arbeit ihm das auch kosten mag. Sobald er der Landessprache wirklich mächtig ist, muß er sich auch daran machen, erst einige Teile der Bibel, dann das ganze neue Testament und allmählich die ganze heilige Schrift in dieselbe zu übersetzen, soviel als möglich mit Hilfe der Eingebornen. Die evangelische Mission giebt jedem Volke, unter welchem sie arbeitet, die Bibel in seiner Muttersprache, damit die eingebornen Christen selbständig in ihr forschen lernen, Joh. 5, 39. Apstg. 17, 11. Auch sorgt sie dafür, daß dieselben noch andre gute Schriften in ihrer Muttersprache erhalten.

d) Wie in der apostolischen so beginnt auch in der gegenwärtigen Mission der Missionserfolg zunächst mit der Gewinnung einzelner Seelen; aber sobald als möglich werden diese in Gemeinden gesammelt, diese Gemeinden geordnet, zur Selbständigkeit und Selbstthätigkeit erzogen und aus den eingebornen Christen ihnen Vorsteher, Lehrer und Prediger gegeben. Erst wenn die Gemeinden der Eingebornen sich selbst unterhalten und aus ihrer eignen Mitte Lehrer und Prediger stellen, hat die Mission ihre Aufgabe vollendet. Es sind aber stets mehrere Menschenalter erforderlich, bis dieses Ziel erreicht ist.

Kap. III.

Die Mission in der biblischen Geschichte.[1])

A. Das Alte Testament.

Auch in der alttestamentlichen Gottesoffenbarung giebt es bereits Missionsgedanken; freilich nur als Keime, Wurzeln, Weissagungen, als mehr oder minder noch verhüllte Geheimnisse; aber da dieselben die Vorbereitung, den Unterbau bilden für das große alle Völker umfassende neutestamentliche Gottesreich, so muß auch in der Schule auf die hauptsächlichsten dieser alttestamentlichen Missionsgedanken wenigstens hingewiesen werden.

1. Die Schöpfung des Menschen.

a) Die Einheit des Menschengeschlechts.

b) Der Mensch als Ebenbild Gottes.

Mit einem großen Missionsgrundgedanken beginnt die Bibel, nämlich: „Gott hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen," Apstg. 17, 26. Alle Menschen auf der ganzen Welt haben einen gemeinsamen Ursprung. Wie es nur Einen Gott giebt, so giebt es auch nur Eine Menschheit, d. h. alle Menschen bilden untereinander eine große Familie; sie sind untereinander blutsverwandt. Alles, was Mensch heißt, ist also mein Nächster. Luk. 10, 29 u. 30. Auch die schwarzen und braunen Leute, die in Asien, Afrika, Amerika und Australien leben, sind es. Darum will Gott, daß wir sie auch als unsre Nächsten, ja als unsre Brüder behandeln. Es war ein himmelschreiendes Verbrechen, als Menschen Menschen zu ihren Sklaven machten, gleichsam als ob sie Tiere wären. Besonders ist es der Wille Gottes, daß wir diesen schwarzen und braunen Leuten das Evangelium von Christo verkündigen. Die meisten von ihnen sind heute noch Heiden, d. h. sie kennen den

[1]) Eine eingehende biblische Begründung der Mission findet sich in der ersten Abteilung von Warneck, „Evangelische Missionslehre" (Gotha 1892. Perthes).

einen Gott noch nicht, der sie erschaffen und den Heiland nicht, der sie erlöst hat. Darum sollen wir Männer zu ihnen senden, die sie an den lebendigen Gott glauben lehren. Wie die Menschen untereinander blutsverwandt sind, so sollen sie auch glaubensverwandt, d. h. sie sollen alle Christen werden. Gott will, daß das Christentum die eine Religion für die ganze Menschheit werden soll. In dem Namen Jesu sollen sich aller Knie beugen, die auf Erden sind, Phil. 2, 10.

Alle Menschen haben eine unsterbliche Seele und sind gottverwandt. Alles, was Mensch heißt auf der ganzen weiten Welt, trägt noch die wenn auch noch so sehr verwischten Spuren des göttlichen Ebenbilds. Im doppelten Sinne heißt es: es ist hier kein Unterschied: sie sind allzumal gefallen, Sünder geworden, und sie sind allzumal fähig, wieder aufgerichtet, gerettet zu werden. Auch die tiefgesunkensten Völker, wie z. B. die Buschleute in Südafrika, die Feuerländer in Südamerika, die Papua in Australien, die fast vergessen zu haben scheinen, daß sie eine Seele haben, sind für das Evangelium von Christo empfänglich und können durch dasselbe zu Menschen Gottes erneuert werden.[1])

Alle Menschen haben eine gemeinsame Bestimmung: nämlich daß das entstellte göttliche Ebenbild in ihnen wiederhergestellt werde, daß sie wiedergeboren werden zu Kindern Gottes, daß sie Bürger des Himmelreichs werden. Darum muß auch an alle Menschen die Einladung zum Eingang ins Himmelreich ergehen und für alle Menschen gebetet werden: Dein Reich komme zu ihnen. In dem großen Reiche unsres himmlischen Vaters soll es nicht bloß Menschen von weißer Farbe geben, sondern auch schwarze, rote und braune Leute; da sollen alle Sprachen gesprochen werden und alle Völker zusammen kommen von Morgen und von Abend, von Mittag und von Mitternacht.

2. Der Turmbau zu Babel.

a) Die Mannigfaltigkeit der Sprachen.

b) Die Entstehung des Heidentums.

Hochmut, Trotz und Selbstvergötterung der Menschen, welche im babylonischen Turmbau ihren Ausdruck finden, verursachen nach der Sündflut ein neues Gottesgericht: die Verwirrung der Sprachen

---

[1]) In der genannten „Missionslehre" behandelt das 15. Kapitel: die ethnologische Begründung der Mission diesen Gegenstand allseitig.

und die Zerstreuung der Menschen. Die Sünde hat lauter Zertrennung in die Welt gebracht; sie hat die einzelnen Menschen und sie hat die Völker untereinander entzweit, wie sie auch Gott und die Menschen geschieden hat. Es war schön und ein leichter Verkehr, als alle Menschen „einerlei Zunge und Sprache“ hatten. Im Laufe der Jahrtausende und infolge der immer weiteren Zerstreuung der Menschen über die Erde, ihrer gegenseitigen Feindschaft und Abgeschlossenheit, ist es zu einer sehr großen Mannigfaltigkeit der Sprachen gekommen. Man nimmt an, daß die etwa 1500 Millionen Menschen, welche jetzt die Erde bewohnen, gegen 3000 verschiedene Sprachen und Mundarten reden. Von den Völkern Afrikas allein kennt man 591 Sprachen und Mundarten, und wie viele der afrikanischen Sprachen sind uns noch unbekannt! Diese Mannigfaltigkeit der untereinander oft grundverschiedenen Sprachen ist ein großes Hindernis für den Verkehr und die gegenseitige Verständigung. Auch der Ausbreitung des Christentums und dem Verständnis seiner Lehre bereitet sie große Schwierigkeiten. Die Boten des Evangeliums müssen, meist unter viel Schweiß und Mühe, die fremden Sprachen erlernen, oft haben sie dieselben sozusagen erst entdeckt, weil noch niemand vor ihnen sie erforscht hatte. Das hält ihre Arbeit sehr auf und es dauert lange, bis sie in der mühsam erlernten Sprache so lehren und predigen können, daß die Heiden den wirklichen Sinn des Evangelii fassen. Aber indem sie diese Mühe nicht scheuen, überbrücken sie auch die Scheidewand, welche die Verschiedenheit der Sprachen unter den Völkern aufgerichtet hat. Es ist dasselbe Evangelium, welches in den vielen fremden Sprachen verkündigt wird. Ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, in wie viel Sprachen heute schon gesagt wird, daß Jesus Christus der Herr sei; aber soviel ist festgestellt, daß die Bibel ganz oder teilweis bereits in 380 Sprachen und Mundarten übersetzt und gedruckt worden ist. Und jedes Jahr wird durch die Missionare die Zahl dieser Übersetzungen vermehrt; vermutlich ehe dieses Jahrhundert zu Ende geht, werden es 400 sein, bis es endlich keine Sprache noch Rede mehr giebt, in welcher das Evangelium nicht verkündigt und gedruckt ist.

Mit der Verwirrung der Sprachen und der Zerstreuung der Menschen hängt auch die Entstehung des Heidentums zusammen. Zwar wird schon vor der Sündflut gemeldet, daß, die

Menschen „Fleisch“ geworden, ihre Bosheit groß und alles Dichten und Trachten ihres Herzens böse war immerdar; aber erst nach dem babylonischen Turmbau heißt es, und zwar ausdrücklich selbst von dem Vater und der Verwandtschaft Abrahams: „sie dieneten andern Göttern,“ Josua 24, 2; vgl. 1 Mose 31, 19. 35, 2. Da haben wir das eigentliche Heidentum. In ihrer Zerstreuung haben die Menschen nach und nach das Bewußtsein von dem einen Gott verloren und sich selbst Götter erdacht und gemacht, welche sie anbeteten. Dem Abfall von dem lebendigen Gott folgte die Erfindung der toten Götzen. Ohne Religion konnten die Menschen nicht bleiben; da „verwandelten sie die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen und der Vögel und der vierfüßigen und der kriechenden Tiere“ und „dieneten dem Geschöpf mehr, denn dem Schöpfer,“ Röm. 1, 23 u. 25. Die zu Heiden entarteten Menschen sind dann auch sittlich immer tiefer gesunken und der Götzendienst hat mit der Zeit eine immer greulichere Gestalt angenommen. Auch heute giebt es noch viel Heidentum in der Welt und zwar der allerrohesten Art. Von den 1500 Millionen Menschen sind etwa 450 Millionen dem Namen nach Christen, 7½ Million Juden, 190 Millionen Mohammedaner und über 800 Millionen Heiden der verschiedensten Abstufungen. Die meisten dieser Heiden wohnen in Asien und Afrika, während Europa und Amerika fast ganz und Australien zum großen Teil christlich ist. Es giebt also für die christliche Mission noch sehr viel zu thun, damit diesen Massen von Heiden „die Augen aufgethan werden und sie sich bekehren von der Finsternis zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott,“ Apstg. 26, 18.

3. Der abrahamitische Segen.

Nach ihrer Zerstreuung gingen die Menschen ihre eignen Wege, „daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten,“ Apstg. 17, 27. Aber während die heidnischen Völker sich vergeblich abmühten, durch ihre eigne Weisheit zur Erkenntnis der Wahrheit zu kommen, erwählete sich Gott ein bestimmtes Volk, welchem er sich offenbarte, und in dem er das Heil für die ganze Welt bereitete. Der Stammvater dieses Volkes war Abraham. Um denselben dem Einfluß seiner götzendienerischen Familie zu entziehen, gebot ihm Gott auszugehen aus seinem Vaterlande, seiner Freundschaft und seines Vaters Hause

und um ihm den Gehorsam gegen diesen Befehl zu erleichtern und ihn im Glauben zu stärken, gab er und wiederholte er ihm später die Verheißung: „in dir und deinem Samen sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden.“ 1 Mos. 12, 3. 18, 18. 22, 18; vgl. Gal. 3, 8. Diese Verheißung ist das älteste Missionswort und sie steht als ein denkwürdiger Markstein gerade an der Wegscheidung in der göttlichen Reichsgeschichte, bei welcher es scheint, als wollte Gott die andern Völker ihrem Heidentum überlassen und sich nur Abrahams und seines Geschlechts erbarmen. Aber Gott geht nur, wie das so oft seine Art, auf einem Umwege zum Ziel. Er fängt klein an und geht aus der Enge in die Weite; er erwählt Ein Volk, um aus demselben das Heil hervorgehen zu lassen für alle Völker. Nach Gottes wunderbarem Rat soll das Heil von den Juden kommen, Joh. 4, 22; aber sofort bei der Berufung Abrahams erklärt er, daß es nicht auf die Juden beschränkt bleiben soll. Das war Gottes Heilsordnung: die Juden zuerst, dann auch die Heiden, Apstg. 3, 25 u. 26. 13, 46. Röm. 1, 16. Die Juden haben dann freilich als Volk das Heil in Christo von sich gestoßen, darum gilt ihnen nun das Wort: „die ersten sollen die letzten werden,“ Matth. 20, 16; erst wenn die Mission alle Heidenvölker in die christliche Kirche eingeführt haben wird, soll nun auch Israel selig werden, Röm. 11, 25 u. 26; vgl. Luk. 21, 24. Israel hatte einen großen Vorzug vor allen Völkern der Erde; ihm war „anvertrauet, was Gott geredet hat“ und gehörte die Kindschaft und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißung, ihrer waren auch die Väter, aus welchen Christus ist hergekommen nach dem Fleisch,“ Röm. 3, 2. 9, 4 u. 5 — aber das alles nur, damit zu seiner Zeit „der Segen Abrahams unter die Heiden käme in Christo,“ Gal. 3, 14. Gott hat in Israel das Heil „bereitet vor allen Völkern, als ein Licht zu erleuchten die Heiden,“ Luk. 2, 31 u. 32. Auf dieses Ziel ist die ganze israelitische Geschichte angelegt gewesen, wie der große Heidenapostel Paulus besonders im Galaterbriefe aller Welt deutlich gemacht hat. Das jüdische Volk hat dieses Ziel freilich aus den Augen verloren und indem es sich als das ausschließlich erwählte Volk betrachtete, in Stolz und Engherzigkeit die Heiden verachtet; aber damit hat es nur sich selbst gerichtet und seinen weltgeschichtlichen Beruf verkannt, ohne die dem Abraham gegebene göttliche Segensverheißung haben aufheben zu können.

4. Die Missionsgedanken der Psalmen.

Die Psalmen sind das israelitische Gesang- und Gebetbuch. In ihnen wird der Bundesgott Jehovah gern und oft als der große König über alle Völker der Erde verherrlicht, dem man die Thore weit und hoch machen soll, daß er überall Einzug halte, z. B. Ps. 24. 47. 66. „Aller Welt Enden sollen sehen das Heil unsres Gottes,“ 98, 3. Besonders die Loblieder erheben sich oft zu Missionsgedanken. Zunächst dann, wenn den Sängern die Majestät Gottes so groß wird, daß das Volk Israel ihnen zur Verherrlichung derselben nicht genügt und darum alle Völker aufgefordert werden, diesen anbetungswürdigen Herrn der Welt mit preisen zu helfen, z. B. Ps. 96. 100. 117. Sodann wenn den Sängern die Erfahrungen der göttlichen Gnade oder sonstige herrliche Offenbarungen Gottes so groß werden, daß ihre Dankgefühle über die Grenzen Israels hinausströmen und das Lob Gottes auch unter den Heiden verkündigen möchten, z. B. Ps. 18, 50. 57, 10 u. 11. Dazu kommen direkte Aufforderungen, die Macht- und Heilsthaten Jehovahs an seinem erwählten Volke den Heiden zu verkündigen. So z. B. wenn es heißt: „Lobet den Herrn, der zu Zion wohnet, verkündiget unter den Völkern sein Thun,“ Ps. 9, 12. 105, 1. „Erzählet unter den Heiden seine Ehre, unter allen Völkern seine Wunder.“ „Saget unter den Heiden: der Herr ist König,“ Ps. 96, 3. 10. Auch der zuversichtlichen Hoffnung wird Ausdruck gegeben, daß einst „aller Welt Enden sich zum Herrn bekehren und vor ihm anbeten werden alle Geschlechter der Heiden,“ 22, 28. 72, 11. 86, 9.

5. Die israelitische Messiashoffnung und die Missionsgedanken der Propheten.

Wie ein goldner Faden zieht sich durch die ganze alttestamentliche Gottesoffenbarung die messianische Weissagung. In seiner Oberflächlichkeit und Engherzigkeit faßte das jüdische Volk diese Weissagung nicht nur sehr äußerlich auf, als ob es sich um die Aufrichtung eines politischen Weltreiches handle, sondern auch sehr national, als ob der verheißene Messias ausschließlich ein Judenkönig sein solle. Diesen Mißverstand widerlegt nicht erst die neutestamentliche Erfüllung, sondern schon die alttestamentliche

Weissagung selbst. Wie wir gesehen, wurde schon dem Abraham ein alle Völker umfassender Segen, ein Weltsegen verheißen. Jakob weissagt einen Helden aus Juda, welchem die Völker anhangen werden, 1 Mos. 49, 10. Durch Moses wird ein Prophet verheißen, der gleich ihm selbst der Mittler eines Bundes, 5 Mos. 18, 15—19, aber eines neuen, allen Völkern Segen bringenden innerlicheren Bundes sein soll, Apstg. 3, 22—26. Joh. 6, 14. Ebr. 12, 18—24. Jer. 31, 31—34. Joel 3, 1. David empfängt die Verheißung eines Königssohnes, der als ein Priester ewiglich regieren und alle Völker und ihre Regenten sich unterwerfen werde, 2 Sam. 7, 8—12. Ps. 110. Jesaias schaut ihn als einen Friedefürsten, der ein Reich der Gerechtigkeit zum Heile der ganzen Welt aufrichtet, als „die Wurzel Isai, die zum Panier den Völkern steht, nach welcher die Heiden fragen," Jes. 6, 9 u. 10. 11, 10. „Die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanz, der über dir aufgeht", 60, 3. „Aller Heiden Trost" heißt bei Haggai (2, 9) der erwartete Messias. So ist also die messianische Weissagung zugleich Missionsverheißung und als solche ein Grundgedanke der alttestamentlichen Prophetie. Noch mehr: Israel wird auch dargestellt als von Gott dazu erwählet, einen Zeugenberuf an der Menschheit auszurichten und das Recht und Heil seines Gottes hinauszutragen bis an das Ende der Erde. Dieser eigentlichste Missionsgedanke zieht sich besonders durch den ganzen zweiten Teil des Jesaias (40—66) hindurch. Der „Knecht" Jehovahs, von welchem da die Rede, „wird das Recht unter die Heiden bringen;" „die Inseln werden auf sein Gesetz warten;" „er wird als das Licht der Heiden den Blinden die Augen öffnen," 42, 1, 4, 6, 7. „Es ist ein geringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme Jakob aufzurichten und das Verwahrlosete in Israel wiederzubringen; sondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du seiest mein Heil bis an der Welt Enden," 49, 6. Auch Daniel 7, 13 u. 14 von dem Menschensohn, welchem das Reich gegeben wird, dem alle Völker dienen, gehört hierher.

6. Israels Zerstreuungen.

Nachdem Gott das Volk Israel lange Zeit in einer geflissentlichen Abgeschlossenheit von den heidnischen Nationen gehalten, damit es nicht zu ihrem Götzendienst verführt werde, zerstreut er es wiederholt unter fremde Völker. Diese Zerstreuungen sind

allerdings zunächst Strafgerichte; aber Gottes Art ist es, auch durch Strafgerichte zu segnen und zwar nicht die Bestraften allein, sondern durch sie auch andere. Gerade durch seine Zerstreuung unter die heidnischen Völker sollte Israel einen Missionsberuf erfüllen, zum Licht der Heiden werden, indem es Gottes Gebot und Verheißung als einen Samen unter sie trug. Wie die Samariter (Joh. 4, 25), so erfuhren auch die Assyrier, Babylonier, Perser, Meder, Ägypter und später auch die Griechen und Römer durch die in der Zerstreuung lebenden Juden etwas von der israelitischen Messiashoffnung. Die Weisen aus dem Morgenland sind ein Beweis davon, daß diese Hoffnung weithin auch über die Grenzen Palästinas hinaus bekannt sein mußte. Selbst römische Schriftsteller melden, es sei im ganzen Morgenland damals die Erwartung verbreitet gewesen, aus Judäa werde ein Weltherrscher kommen. Dazu war das Alte Testament in die griechische Sprache übersetzt und in dieser Übersetzung, welche Septuaginta heißt, auch vielen Heiden bekannt geworden. Um die Zeit Christi herum waren die Juden weithin über Asien, Afrika und Europa zerstreut; eine sehr große Anzahl war aus der Gefangenschaft nicht wieder heimgekehrt. Überall hatten diese zerstreuten Juden ihre Synagogen und Betplätze, wie wir aus der Apostelgeschichte wissen, und an ihren Gottesdiensten nahmen auch viele „gottesfürchtige" Männer aus den Heiden teil (Proselyten). Auf diese Weise missionierte das Volk Israel unter den Heiden und die vielen Proselyten, die sich ihnen angeschlossen, beweisen, daß diese Mission keineswegs fruchtlos war.

Von ganz besonderem Werte war sie aber als Wegbahnerin für die apostolische Mission. Die Orte, wo es jüdische Synagogen und Betplätze gab, wurden nämlich die ersten apostolischen Missionsstationen, Apstg. 13, 5, 14. 14, 1. 16, 13 u. s. w. und außer den in der Zerstreuung lebenden Juden bildeten die Proselyten, die sich ihnen angeschlossen, den Grundstock der apostolischen Gemeinden, Apstg. 2, 5. 8, 27 ff. 10, 1 ff. 13, 43 u. s. w.

Bis auf diesen Tag leben die Juden zerstreut über die ganze Erde. Diese Zerstreuung hält den Völkern eine dreifache Predigt: 1. daß Gott wahrhaftig ist und seine Verheißungen wie seine Drohungen erfüllt; 2. daß Jesus Christus nicht ungestraft verworfen wird und 3. daß Gott noch etwas mit diesem Volke seiner

Wahl vorhat, wenn die Fülle der Heiden eingegangen sein wird. So steht Israel als ein Missionar Gottes in der Weltgeschichte bis auf den heutigen Tag.

B. Das Neue Testament.

Weil die Juden die Missionsgrundgedanken, welche besonders als Weissagung in der alttestamentlichen Gottesoffenbarung ausgesprochen waren, aus nationaler Engherzigkeit nicht verstanden, so erschien der neutestamentliche Gedanke: das Evangelium Christi bringe das gleiche Heil allen Menschen und wolle die gemeinsame Religion werden für alle Völker der Erde, so erschien dieser Missionsgrundgedanke selbst den Juden als etwas ganz Neues und es dauerte lange, bis sogar die Jünger Jesu sich ganz in ihn finden konnten. Der Heiland mußte sie darum allmählich für ihn erziehen. Je näher er dem Ende seiner irdischen Pilgerreise kam, desto unverhüllter sprach er diesen großen Gedanken aus, bis er ihn zuletzt in dem direkten Missionsbefehle zusammenfaßte. Wie in allem, was er lehrte und that, zeigte er sich auch hier als den Meister. Er wollte niemals ernten, bevor er gesät und gewartet hatte, bis die Saat reif war. So legte er denn während seines dreijährigen Umgangs mit den Jüngern Samenkorn um Samenkorn in ihre Seelen; er redete von der „großen Ernte," in die er viele Arbeiter brauche, Matth. 9, 37 u. 38; von dem Himmelreich, das einem Senfkorn, einem Sauerteige und einem Netze gleich sei, das ins Meer geworfen werde, Matth. 13, 31—33, 47; von „andern Schafen, die nicht aus diesem Stalle" sind und die er auch herführen müsse, Joh. 10, 16; von Gästen aus Morgen und Abend, die „mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen," während die Kinder des Reichs ausgestoßen würden, Matth. 8, 11 u. 12; von dem „großen Abendmahl," zu dem die Geladenen nicht kommen wollen und daher von den Straßen und Gassen der Stadt und selbst von den Zäunen Gäste herbeigeholt werden, Luk. 14, 16—24; von dem Weizenkorn, das in die Erde fallen und ersterben müsse, um viel Frucht zu bringen, Joh. 12, 24; von der Predigt seines Evangelii in „der ganzen

Welt zu einem Zeugnis allen Völkern", Matth. 24, 14. 26, 13 — bis er zuletzt frei heraus ihnen erklärte: „ihr werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde," Apstg. 1, 8.

Die Mission ist so sehr ein Grundgedanke des Evangelii, daß wir sie treiben müßten, selbst wenn wir den direkten Missionsbefehl Matth. 28, 19, Mark. 16, 14 nicht hätten. Sie liegt im Wesen, in der Natur des Christentums. Die Heilsthatsachen, welche den christlichen Festen zu Grunde liegen, zeigen uns das deutlich. „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren soll" — das ist der Missionsgedanke in der Weihnachtsbotschaft. Jesus „ist die Versöhnung für unsre Sünden, nicht allein aber für die unsre, sondern auch für der ganzen Welt" 1 Joh. 2, 2 — das ist der Missionsgedanke in der Karfreitagsbotschoft. Gott hat den gekreuzigten und auferstandenen Jesus „erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in seinem Namen sich beugen sollen aller Knie und alle Zungen bekennen, daß er der Herr sei" Phil. 2, 9—11 — das ist der Missionsgedanke in der Oster- und Himmelfahrtsbotschaft. Dazu ist der Himmelfahrtstag das eigentliche Stiftungsfest der Mission. Und daß in vielen Zungen tausenden „aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist" Apstg. 2, 5, die großen Thaten Gottes sind verkündigt worden — das ist der Missionsgedanke in der Pfingstbotschaft.

Ebenso zeigt ein kurzer Blick auf die wesentlichen Heilslehren des Evangelii, daß die Mission ein Grund- und Wesensgedanke desselben ist. Es ist hier kein Unterschied: die Menschen sind allzumal Sünder, Röm. 3, 23. In der ganzen Welt giebt es keinen einzigen Menschen, der aus eigner Kraft eine solche Gerechtigkeit sich zu erwerben vermöchte, die vor Gott gilt, Röm. 3, 20. Sollen sie gerecht werden, so brauchen sie alle einen Versöhner und alle eine Gerechtigkeit, die nicht aus Werken, sondern aus dem Glauben kommt, Röm. 3, 28. Jesus Christus aber ist der einzige Retter der verlornen Menschheit und außer ihm giebt es kein Heil, Joh. 14, 6. Apstg. 4, 12. 1 Tim. 2, 5. Folglich muß, da Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, Christus gepredigt werden, folglich ist eine Veranstaltung nötig, durch welche allen Menschen das sie allein

rettende Heil angeboten wird und diese Veranstaltung ist eben die Mission.

Damit aber auch nicht der leiseste Zweifel über unsre Missionspflicht übrig bleibe, so hat unser König und Herr die Mission ausdrücklich befohlen und uns diesen Befehl gleichsam als sein Testament hinterlassen, Matth. 28, 19. Mark. 16, 14.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte ein aus Indien zurückgekehrter englischer Regierungskaplan eine Unterredung mit dem ebenso frommen wie tapfern Herzog von Wellington. Bald kam das Gespräch auch auf die Mission und der Herr Kaplan äußerte, wie es damals Mode war, daß er nichts von ihr wissen wolle und sie nur für das Werk etlicher Schwärmer halte. Da runzelte aber der Mann des Schwertes die Stirn und erwiderte: „Mein Herr! Die Marschordre Ihres und meines Königs lautet: gehet hin in alle Welt; und ich erkläre den für einen schlechten Soldaten, der der Ordre seines Königs nicht gehorcht.“

Mel.: Wie groß ist des Allmächtgen Güte.

O daß doch bald dein Feuer brennte,
Du unaussprechlich Liebender,
Und bald die ganze Welt erkennte,
Daß du bist König, Gott und Herr!
Zwar brennt es schon in heller Flamme,
Jetzt hier, jetzt dort, in Ost und West,
Dir, dem am Kreuz erwürgten Lamme,
Ein herrlich Pfingst- und Freudenfest.

Beleb, erleucht, erwärm, entflamme
Je mehr und mehr die ganze Welt,
Und zeig dich jedem Völkerstamme
Als Heiland, Friedefürst und Held!
Dann tönen dir von Millionen
Der Liebe Jubelharmonien,
Und alle, die auf Erden wohnen
Knien vor den Thron des Lammes hin!

Erwecke, läutre und vereine
Des ganzen Christenvolkes Schar,
Und mach in deinem Gnadenscheine
Dein Heil doch jedem offenbar;
Schmelz alles, was sich trennt, zusammen,
Und baue deinen Tempel aus;
Laß leuchten deine heilgen Flammen,
Durch deines Vaters ganzes Haus.

1. Jesu Geburtsgeschichte.

Mit einem Missionswort ist unser Herr Jesus Christus von der Erde geschieden und mit einer Missionsverkündigung ist er auf sie herniedergekommen. Denn sofort durch den Mund des himmlischen Weihnachtspredigers wird es ausgesprochen, daß die große Weihnachtsfreude „allem Volk widerfahren soll,“ nicht dem jüdischen Volk allein, sondern jedem Volk, in welchem Erdteil

es immer wohne, welche Sprache es immer spreche, welche Farbe es immer trage. Warum ist die Weihnachtsfreude so groß? Gewiß weil ihr Inhalt so reich, ihre Befriedigung so tief, ihre Dauer so lang ist; aber auch darum, weil sie so zahllos viele Menschen glücklich für die Zeit und selig für die Ewigkeit zu machen vermag. Diese Freude wird nicht erschöpft, so viele auch an ihr teilnehmen, und Gott hat sie so eingerichtet, daß sie jedem Menschen, er gehöre einem Volke oder einem Stande an, welchem er wolle, volles Genüge giebt. St. Paulus redet einmal davon, daß die in Christo geoffenbarte Liebe Gottes nach allen Richtungen hin alle Erkenntnis übersteige, Ephes. 3, 18 u. 19. Gerade die große Weihnachtsfreude macht uns das klar: denn die Liebe, die sie bereitet hat, ist so breit, daß sie alle Menschen umfaßt, Joh. 3, 16 (die ganze Welt); so lang, daß sie durch alle Zeiten geht und bis in die Ewigkeiten reicht; so tief, daß sie sich bis zu den gesunkensten Menschen (auch den Buschleuten, Feuerländern, Papua) herabläßt; so hoch, daß sie sie alle zu Kindern und Erben Gottes machen will. Weihnachten ist das Fest des Schenkens; eine lebendige Ermahnung an die von Gott beschenkte Christenheit, daß nun auch sie ihrerseits den armen Heiden die Gabe Gottes wiederschenke, die sie selbst reich und fröhlich gemacht hat.

2. Die Weisen aus Morgenland.

Die Erscheinung dieser heidnischen Fremdlinge an der Krippe des Jesuskindes sollte eine göttliche Thatpredigt sein, daß die Weihnachtsfreude allem Volke bereitet und der neugeborne König der Juden zugleich „ein Licht sei zu erleuchten die Heiden," wie Simeon (Luk. 2, 32) in Erinnerung an die alte jesaianische Weissagung ausdrücklich erklärt.

Hier kommen Heiden aus eignem Antriebe und suchen Jesum auf, um ihn anzubeten; aber sie kommen doch erst, nachdem sie „seinen Stern" gesehen und sie haben diesen Stern erst auf ihn deuten gelernt, nachdem Samenkörner der messianischen Weissagung weithin durch das Morgenland ausgestreut worden waren. Wie? darüber vgl. III, A 6. Also zu Christo kommen können Heiden nur, wenn ihnen zuvor irgend welche Kunde von Christo gebracht worden ist. Es ereignet sich je und je auch heute, daß einzelne Heiden, nachdem ein bloßes „Gerücht" von Jesu zu ihren

Ohren gedrungen ist, von selbst kommen, um mehr zu hören, aber es sind dies nur Ausnahmen. Die eigentliche Missionsregel bleibt, daß wir zu den Heiden gehen, wie Jesus ausdrücklich befohlen hat. Bei dem heutigen großen Weltverkehr geschieht es auch, daß viele Heiden in christliche Länder kommen, nicht um Jesum kennen zu lernen, sondern um sich unsre Bildung und Kultur anzueignen, um Geschäfte zu machen, als Matrosen u. dgl. Ja, man bringt Heiden aus den verschiedensten Ländern der Erde nach Europa, um sie in unsern Tiergärten oder auf Ausstellungen als Sehenswürdigkeiten auszustellen, was weder für sie ein Gewinn, noch für uns eine Ehre ist. Jedenfalls sollten es die Christen an Eifer nicht fehlen lassen, alle diese Heiden zu Jesu einzuladen, daß sie an ihn gläubig geworden in ihre Heimat zurückkehrten.

Die Weisen suchen den neugebornen König der Juden zunächst in Jerusalem und zwar im dortigen Palaste des Herodes. Nach menschlicher Meinung war das auch ganz recht; denn daß der Sohn Gottes, der Heiland der Menschheit, der König der Welt würde in einem Stall in einer Krippe liegen, das war in keines Menschen Sinn gekommen. Ganz von unten auf soll die Weltherrschaft Jesu sich Bahn brechen, das ist Gottes Rat und Wille. Arme, geringe Leute, nicht mächtige Weltkönige, sind es auch in unsrer Zeit gewesen, von welchen die Ausbreitung des Reiches Gottes ausgegangen ist. Die dänisch-hallesche Mission hat allerdings ihren Anfang in einem königlichen Palaste genommen (siehe später); aber das ist eine Ausnahme. Die Missionsanfänge des jetzigen Jahrhunderts sind in den Hütten zu suchen.

Der König Herodes erschrickt und mit ihm das ganze Jerusalem. Armer Herodes, armes Jerusalem, daß euch die weihnachtliche Freudenbotschaft eine Schreckenskunde wird. Es ist oft so gegangen, wenn die Heiden den König Jesus anbeten wollten. Wie haben sich die römischen Kaiser vor dem Kind in der Krippe und dem Manne mit der Dornenkrone gefürchtet, daß er ihre Herrschaft gefährde. Wie hat jene ostindische Kompanie fürstlicher Kaufleute sich vor den paar christlichen Missionaren gefürchtet, so daß sie ihnen die Niederlassung innerhalb ihres ostindischen Gebietes verbot. Wie haben in Westindien die Sklavenbesitzer die armen Neger gehindert, Christen zu werden, weil sie dadurch ihren Besitz und ihre Macht bedroht sahen.

Dennoch muß selbst ein Herodes Missionsdienste thun:

er wies den Weisen durch die Schriftgelehrten den Weg nach Bethlehem. So müssen auch die Könige mithelfen, die Heiden zu Jesu zu führen, wenn Gott will; wie Augustus seine Hand bieten mußte, daß Christus zu Bethlehem geboren werden konnte. Geht auch die Mission nicht von den Königen aus, so haben sie doch manches gethan, ihr Weg und Bahn zu bereiten.

Die Schriftgelehrten zeigen den Weisen den richtigen Weg, aber sie selbst gehen nicht mit. Gewiß ein Ärgernis für die heidnischen Fremdlinge, daß sich die Juden selbst aus ihrem Könige so wenig machten. Leider ist es heut bei vielen Christen geradeso, besonders bei vielen von denen, welche unter den Heiden leben. Da senden wir von so weither Missionare zu diesen Heiden, welche ihnen den Weg zu Jesu zeigen; und die europäischen Glaubensgenossen dieser Missionare kümmern sich nicht im mindesten um Jesus, ja durch ihr unsittliches Leben machen sie ihm Schande. Das ist ein schwarzes Kapitel in der Missionsgeschichte und ein großes Hindernis für die Ausbreitung des Christentums.

Unter Gottes gnädiger Leitung finden die Fremdlinge aus Morgenland das Jesuskind und beten es an. Ein ergreifender Anblick: die Erstlinge der Heiden dem Jesuskind als auch ihrem Könige huldigen zu sehen! Und wie groß ist seitdem die Schar dieser Jesus anbetenden Heiden geworden: 450 Millionen beugen heut ihre Knie vor ihm und bekennen, daß er der Herr sei!

Und nachdem sie das Kind angebetet, beschenken sie es auch und zwar fürstlich. Die armen Eltern Jesu brauchten Reisegeld für die Flucht nach Ägypten, und noch ehe sie recht wußten, daß sie es brauchten, war es schon in ihre Hand gelegt. — Noch immer braucht unser Herr Jesus viel Reisegeld für die vielen weiten und teuren Missionsreisen, welche seine Boten machen, um sein Reich unter den Heiden zu bauen. Und die Missionsgesellschaften sind arm. Aber noch immer ist gegeben worden, was man brauchte, und mit der Ausdehnung des Werks sind die Beiträge gewachsen. Lasset uns zuletzt von den Weisen lernen, auch gern unsre Gaben zu den Füßen des Jesuskindes zu legen, in welchem uns allen Gott eine so große Gabe beschert hat.

Mel.: Valet will ich dir geben.

Der du zum Heil erschienen
Der allerärmsten Welt
Und von den Cherubinen
Zu Sündern dich gesellt;

Den sie mit frechem Stolze
Verhöhnt für seine Huld,
Als du am dürren Holze
Versöhntest ihre Schuld

Im schönen Hochzeitskleide
Von allen Flecken rein,
Führst du zu deiner Freude
Die Völkerscharen ein;
Und welchen nichts verkündigt,
Kein Heil verheißen war,
Die bringen nun entsündigt
Dir Preis und Ehre dar.

Und siehe, tausend Fürsten
Mit Völkern ohne Licht
Stehn in der Nacht und dürsten
Nach deinem Angesicht.
Auch sie hast du gegraben
In deinen Priesterschild,
Am Brunnquell sie zu laben,
Der dir vom Herzen quillt.

Drum kann nicht Ruhe werden,
Bis deine Liebe siegt,
Bis dieser Kreis der Erden
Zu deinen Füßen liegt,
Bis du im neuen Leben
Die ausgesöhnte Welt
Dem, der sie dir gegeben,
Vors Angesicht gestellt.

3. Der Hauptmann zu Kapernaum.

Dieser römische Hauptmann ist von Haus aus ein Heide, hatte sich aber den Juden angeschlossen und ihnen sogar eine Synagoge gebaut (Luk. 7, 5). Durch seinen Glauben an Jesu Wort und Macht beschämt er die Juden, so daß der Heiland ihm das ehrenvolle Zeugnis giebt: „Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.“ — So zeigt uns auch die heutige Mission manchen gläubig gewordenen Heiden, der durch seinen fröhlichen Glauben und willigen Glaubensgehorsam die Christen daheim beschämt.

Ende der vierziger Jahre wurde der Missionar Hugo Hahn, der Begründer der Herero-Mission, auf einer Reise nach der Kapstadt, die er im Interesse der Mission zu machen beauftragt war, auf einer Station im Namaqualande tödlich krank. Die dortigen Missionare, die sein Bett umstanden, erwarteten jede Stunde sein Ende. Das hörten die Namaquakinder, unter denen damals eine Art Erweckung stattgefunden und die Hahn kannten und liebten. Da versammelten sie sich in einer Höhle und beteten, daß der Heiland ihren lieben Lehrer doch wieder gesund machen möchte. Und so fest glaubten sie an die Erhörung ihres Gebets, daß sie sich nach demselben nach der Missionarswohnung aufmachten und leise die Thür des Zimmers öffneten, in welchem der Kranke lag, gewiß überzeugt, er sei bereits aufgestanden. Tags darauf ritt Hahn gesund nach der Kapstadt.

Ein in Nordamerika als Sklave lebender Neger wurde einst gefragt, wie es komme, daß er immer so vergnügt und in bezug auf seine Seligkeit so voll fröhlicher Hoffnung sei? „Ei, antwortete er, ich falle geradezu auf die Verheißungen hin und bete dann gerade hinauf." — Eine christliche Hottentottin in Südafrika lag im Sterben. Auf seine Frage, wie es ihr gehe, gab sie dem Missionar Moffat zur Antwort: „Ich sehe dem Kommen des Herrn Jesu entgegen." — Eine gläubige Negerin, die mit großer Geduld sehr große Schmerzen litt, erklärte, als sie gefragt wurde, ob sie auch ganz gewiß sei, daß sie zu Jesu kommen werde: „Ja, ganz gewiß. Jesus hat mich erkauft mit seinem Blut und ob ichs auch nicht wert bin, er liebt mich und will mich nicht von sich stoßen. Bald bin ich bei Jesus und dann habe ich Ruhe. Ja, diese seine arme Magd wird bald in seinem Schoße ruhen. Er ist zu gut; er ist zu gut."

Ein englischer Geistlicher, der die Insel Madagaskar besuchte und hier und da auch predigte, hatte in einer seiner Ansprachen mit großem Nachdruck die Pflicht der Feindesliebe betont. Kurz darauf kommt ein eingeborner Christ, der das gehört, zu seinem Missionar und fragt ihn, ob diese harte Lehre wahr sei. Der Missionar schlägt einfach die Bibel auf und liest ihm Matth. 5, 44 u. 6, 14 u. 15 vor, da erwiderte der madagassische Christ: „Ich sehe, die Sache hat ihre Richtigkeit, denn es stehet geschrieben. Ich glaubte, ich könnte das nimmermehr; aber mit Gottes Hilfe will ich das harte Ding zu thun suchen."

An das dem Glauben des Hauptmannes gespendete Lob schließt der Heiland eine Missions-Weissagung an: Matth. 8, 11 u. 12. Als einer, der seiner Sache gewiß und zwar unfehlbar gewiß ist, spricht er: „Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend," wie er später erklärt hat: „das Evangelium vom Reich wird gepredigt werden in der ganzen Welt," Matth. 24, 14 und „ihr werdet meine Zeugen sein bis . . . an der Welt Ende," Apstg. 1, 8. Wahrlich: Heute sehen wir es schon mit unsern Augen, daß unser Herr Jesus Christus ein untrüglicher Prophet ist: Viele Millionen Heiden sind seitdem gekommen und eingegangen ins Himmelreich und die Kinder des Reichs, die Juden, sind ausgestoßen worden. Die Mission ruht auf einer felsenfesten Zusage unsers Herrn Jesu Christi; was bisher erfüllt ist von dieser Zusage, das ist sichre Bürgschaft, daß auch das noch erfüllt werden wird, was noch aussteht. Lernen wir nur von dem Hauptmann, auf das Wort Jesu mit einem festen Glauben bauen. Je fester wir glauben und im Glauben das Missionswerk treiben, desto schneller und reichlicher werden sich die Missionsverheißungen erfüllen.

4. Das kananäische Weib.

Abermals eine Heidin, aber diesmal scheint es, als sei ihre Geschichte eher ein Zeugnis wider als für die Mission, denn der Heiland erklärt: „ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen von dem Hause Israel;“ noch mehr: „es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde.“ Woher dieses eigentümliche Verhalten Jesu? Weil im Reiche Gottes alles seine Zeit und seine Ordnung hat. Er, der Sohn Gottes selbst, war nur zu den verlornen Schafen aus dem Hause Israel gesandt. Erst mußte er das Werk der Erlösung ausführen und am Kreuz alles vollenden, dann kam die Zeit der Heiden. Den Heiden das Heil zu bringen, das war die Aufgabe der Apostel. Jesu Aufgabe war: die Kinder Israel zu sammeln und Apostel für die Heiden heranzubilden. Je und je durchbricht aber ein einzelner Heide durch bewunderungswürdigen Glauben diese Ordnung des göttlichen Heilsratschlusses. Gott läßt sich dann überwinden durch die Macht des menschlichen Glaubens, daß er von der Regel eine Ausnahme macht. So war es bei dem Hauptmann zu Kapernaum, für den noch dazu die Juden selbst baten (Luk. 7, 4). So ist es hier bei dem kananäischen Weib: ihr ebenso demütiger wie mutiger Glaube überzeugt den Heiland, daß es der Wille seines himmlischen Vaters sei, hier eine Ausnahme von der Regel zu machen. Ihr „großer“ Glaube macht sie zu einem Kinde Abrahams, Gal. 3, 7, und darum hilft ihr der Heiland.

Dies merkwürdige Weib hat viele ihresgleichen unter den heutigen Heidenchristen. Auch diese wissen oft nicht viel von Jesus; aber das, was sie wissen, glauben sie wirklich und von dem, was sie glauben, machen sie ernstlich Gebrauch. Ihr geringes Wissen von Jesu ist ein Pfund, mit dem sie handeln; während bei uns leider das religiöse Wissen oft nur ein totes Kapital, unser Glaube ein Spielzeug ist. So glauben sie mit einem einfältigen Glauben an die Erhörung des Gebets und darum erleben sie viele Gebetserhörungen. Sie glauben mit einem einfältigen Glauben an das „unvergängliche, unbefleckte und unverwelkliche Erbe, das uns behalten wird im Himmel“ und darum gehen sie auch freudig in den Märtyrertod. Ein alter Zeuge (G. C. Rieger in seiner Herzenspostille) hat eine herrliche Predigt über das

kananäische Weib gehalten über das Thema: „Ein starker Glaube in einem schwachen Werkzeuge.“ Man kann über die heutige Heidenmission dasselbe Thema als Überschrift setzen. Da ist wohl noch viel, oft recht viel Schwachheit an diesen jungen Christen, aber trotz derselben nicht selten ein starker und beschämender Glaube und Glaubensgehorsam.

5. Die Gleichnisse.

a) Vom Senfkorn.

Das Himmelreich hat in dieser Welt einen kleinen unscheinbaren Anfang und einen langsamen Fortgang; aber es wächst unaufhaltsam zu einer unerwarteten Größe. So war es mit der Ausbreitung des Christentums in der apostolischen und nachapostolischen Zeit und so ist es auch wieder in der gegenwärtigen Mission. Sehr klein hat sie angefangen, ganz wie wenn ein Mensch ein Senfkorn auf seinen Acker sät. Wie klein war die erste evangelische Mission in Indien, die dänisch-hallesche, als ihre beiden ersten Boten, Ziegenbalg und Plütschau, zwei deutsche Theologen, 1706 in Trankebar landeten.[1]) Wie unscheinbar ging es her, als die kleine evangelische Brüdergemeinde 1732 von Herrnhut aus ihre ersten Missionare: den Töpfer Leonhard Dober und den Zimmermann David Nitschmann zu den Negersklaven nach Westindien sandte! Und in England ist gar die Werkstatt eines Schuhflickers, des nachmals freilich sehr berühmten Missionars Dr. Carey, das Mutterhaus der jetzt so großartigen Missionsgesellschaften geworden!

Aber aus diesen kleinen Anfängen ist schon jetzt ein großer Baum gewachsen, der in weiteren 100 Jahren noch viel größer geworden sein wird. Aus drei Missionsgesellschaften, welche es 1792 gab, sind es heute mehr als 100 geworden; aus noch nicht 200 Missionaren, welche man damals zählte, gegen 5000; aus noch nicht ½ Million Mark, die man damals für die Mission beisteuerte, 50 Millionen; aus etwa 30000 Heidenchristen, welche bis dahin gesammelt waren, gegen 3 Millionen, das heißt doch: das klein angefangene Werk ist gewachsen.

---

[1]) Geschichten und Bilder aus der Mission. Nr. 1 u. Nr. 4.

b) Vom Sauerteig.

Das Himmelreich wächst nicht nur nach außen unaufhaltsam, es übt auch eine innerliche, alles durchdringende, durchsäuernde Kraft. Wie bei seinem ersten Eintritt in die Welt, so beginnt auch heute die Mission überall damit, daß sie eine Gärung hervorbringt. Erst bleibt die Masse des Volkes gleichgiltig, dann tritt ein Kampf zwischen Christentum und Heidentum ein, es giebt eine Bewegung der Geister. Unvermerkt vollzieht sich ferner eine Durchsäuerung des ganzen heidnischen Lebens mit christlichen Grundsätzen und Lebensmächten. Das ganze äußere und innere Leben wird von dem Evangelio beeinflußt und nach und nach umgestaltet. Jede Missionsstation ist eine Kulturstätte im Heidenlande, wo das Volk nicht nur zu anständiger Kleidung und Wohnung, sondern auch zu allerlei Arbeit erzogen wird. Dazu hat jede Missionsstation ihre Schule, von welcher eine neue geistige und sittliche Bildung ausgeht. An die Stelle der Vielweiberei tritt die christliche Ehe und mit ihr ein ganz neues Familienleben. Das Christentum verdrängt die viele heidnische Unbarmherzigkeit: Menschenopfer, Kindermorde, Sklaverei, Grausamkeit; eine öffentliche Sicherheit tritt ein, man lernt für Witwen und Waisen, Alte, Arme und Kranke sorgen. Längere Zeit freilich bleibt dieser Durchsäuerungsprozeß ein verborgener Vorgang, aber im Gange ist er überall und je länger die Mission arbeitet, desto erkennbarer tritt er zu Tage. Selbst die Heiden nehmen ihn wahr. So erklären z. B. die Neger auf der Goldküste, wo die Basel. M.-G. arbeitet: „Die Welt hat sich verändert."

Ein Missionar schildert die Veränderung, welche auf der Südseeinsel Tahiti — noch vor der Zeit der französischen Herrschaft — durch die Mission bewirkt worden ist, folgendermaßen: Die grüne Landschaft, sonst lieblich in ihrer romantischen Wildnis, erscheint nun an vielen Stellen als ein bebauter Garten; die niedere mit Schilf und Rohr gedeckte Hütte ist nun ein nettes Bauernhaus geworden; das wollüstige, diebische, faule Volk ist in ein sittsames, zuverlässiges und gewerbsames umgewandelt. Häusliches Glück war früher gänzlich unbekannt unter ihnen, nun genießen es die Familien und es verbreitet seinen Segen umher. War die Regierung zuvor grausam und despotisch, so ist sie nun mild und freundlich. Der Krieg, sonst die Wonne der Wilden, hat fast aufgehört. Ihre tödlichen Waffen haben sie nicht nur buchstäblich in Ackergeräte verwandelt, sondern sogar dem Dienste des Heiligtums gewidmet, denn an einer der Kanzeln ist das Treppengeländer von Kriegsspeeren gemacht. Ihr grausamer und abgeschmackter Götzendienst ist abgeschafft. Von den schrecklichen Menschenopfern, deren beim Beginn eines Krieges oft 60—80 auf demselben Altar nacheinander geschlachtet wurden, ist keine Spur mehr vorhanden. Die Lebenden führen nicht mehr ein Leben der Furcht vor den schrecklichen Göttern und an den Sterbebetten hört man nicht mehr das Trauergeheul der Zurückgebliebenen. Der

Ackerbau und die Einführung nützlicher Gewerbe sind dem Christentum gefolgt. Schon sind Krankenhäuser und Versorgungsanstalten für Alte auf den Inseln, wo noch vor kurzem die Alten und Kranken dem Hungertode preisgegeben, oder gar lebendig begraben wurden.

c) **Vom Netz.**

Das Meer ist das Bild der Völkerwelt. Der König des Himmelreichs will, daß nicht bloß mit der Angel, sondern mit dem Netz und nicht bloß im Bache, Teiche oder Flusse, sondern im Meere gefischt werde; d. h. nicht bloß einzelne Menschen, sondern die Völker sollen christlich werden, wie es auch ausdrücklich im Missionsbefehle gesagt ist. Und so ist es bis jetzt auch geschehen. Es ist das Ergebnis sowohl der ersten (der apostolischen und nachapostolischen) wie der zweiten (der mittelalterlichen) Missionsperiode gewesen, daß die ganzen Völker christlich geworden sind, welche das Missionsgebiet derselben gebildet haben. Und so wird es auch das Ergebnis der dritten, der gegenwärtigen Missionsperiode sein, daß die ganzen Völker, unter denen wir jetzt Mission treiben, christlich werden, obgleich heute — wenige Ausnahmen in der Südsee abgerechnet — erst ein verhältnismäßig kleiner Bruchteil derselben das Evangelium angenommen hat. Die gegenwärtige Missionsperiode befindet sich aber erst in ihren Anfängen; auch früher hat es Jahrhunderte gedauert, bis die Bekehrung der ganzen Völker zum Christentum vollendet war.

Bei dieser Völkerbekehrung geht es aber nicht anders, als daß auch viel faule Fische mit ins Netz kommen. Es ist schon in der apostolischen Zeit so gewesen und darum begreiflich, daß auch heute „allerlei Gattung" gefangen wird. Unter den heutigen Heidenchristen, welche durch den Dienst der Mission gesammelt worden sind, giebt es auch viele bloße Namenchristen, ja auch manche solche, welche noch in heidnischen Sünden leben oder wieder in heidnische Sünden zurückfallen. Wohl wird gegen dieselben seitens der Missionare eine ernste Kirchenzucht geübt; manche werden vom heiligen Abendmahl, manche gar aus der christlichen Gemeinde ausgeschlossen. Aber die große Auslese wird der Herr selbst durch seine Engel erst am Ende der Welt besorgen.

d) **Vom großen Abendmahl.**

Groß heißt das Abendmahl wegen der Majestät seines Gastgebers, wegen der Fülle der Genüsse und — wegen der Menge der Gäste. Es sind „viele" geladen. Gott will, daß recht viele die Seligkeit genießen, welche er bereitet hat, er will, daß sein Haus voll werde; darum sendet er Knechte, die sollen es sagen, sollen herein führen, sollen nötigen, aber sie sollen

keine Zwangsmittel anwenden. Gott will nur freiwillige Gäste. Die zuerst Geladenen sind die Juden; doch das Reich Gottes ist von ihnen genommen und den Heiden gegeben, weil sie nicht kommen wollten. Die Leute auf den Straßen und Gassen der Stadt, an den Landstraßen und an den Zäunen, die Armen, die Krüppel und Lahmen sind zunächst die einst von den Juden verachteten Heiden, dann freilich weiter alle demütigen, von den stolzen, reichen, selbstgerechten Weltmenschen verachteten Leute, die verlornen Söhne und Töchter, welche Buße thun, u. s. w. Bis herunter zu den ärmsten, ungebildetsten, gesunkensten Heidenvölkern sollen die Missionare gehen und sie gleichsam mit Mutterhänden führen, wie man die Schwachen und die Kinder führt.

Nun, das ist geschehen von den Tagen an, da St. Paulus seine erste Missionsreise antrat, bis in die Gegenwart; aber: „es ist noch Raum da."

Es ist noch Raum, mein Haus ist noch nicht voll; Mein Tisch ist noch zu leer.
Der Platz ist da, wo jeder sitzen soll, O bringt doch Gäste her!
Geht, nötigt sie auf allen Straßen,
Ich habe viel bereiten lassen: Es ist noch Raum!

Da haben wir beides: eine wehmütige Klage Gottes über die Gleichgiltigkeit gegen sein Heil auch unter den Heiden, welchen es angeboten worden ist, und eine ernste Aufforderung Gottes an die Christenheit, mehr Knechte auszusenden, welche einladen; denn viele Millionen Heiden haben die Einladung noch gar nicht empfangen, andre sie nicht verstanden. — „Es ist noch Raum da" d. h. es ist noch Missionszeit: es wird noch gesendet, es wird noch eingeladen, die Thür zu dem Abendmahlssaal ist noch nicht geschlossen. So wird die Klage und die Mahnung auch ein Wort süßen Trostes für mich, für dich und für die vielen Millionen Heiden, die heute noch von dem großen Abendmahl gar nichts wissen.[1])

[1]) In einer Recension ist das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge vermißt worden. Ich habe dasselbe aus zwei Gründen unberücksichtigt gelassen: 1. weil ich mich in diesem Handbuche auf möglichst wenige und 2. nur auf solche Missionsworte beschränken mußte, welche gleichsam die loci classici bilden. So habe ich grundsätzlich auch alle Gleichnisse vermieden, welche erst durch die ihnen gegebene Auslegung zu Missionstexten gemacht werden. Der Grundgedanke des Gleichnisses von den Arbeitern im Weinberge ist nicht eigentlich ein Missionsgedanke, sondern die Lohnfrage, die ja freilich auch für den Missionsarbeiter ihre große Bedeutung hat. Einen specifischen Missionsgedanken bringt man erst dadurch in das Gleichnis, daß man die Stunden als Epochen der Kirchen- resp. der Missionsgeschichte auffaßt und dann über das Geheimnis der Berufung der verschiedenen Völker zu verschiedenen Zeiten spricht, etwa unter dem praktischen Gesichtspunkte: Gott habe seine Weile und Eile, er berufe die einzelnen Völker nach und nach, die Mission könne sie nicht alle auf

e) **Der gute Hirte und die „andern Schafe".**

Die „andern Schafe" (Joh. 10, 16) sind die Heiden, welche nicht der israelitischen Bundesgemeinde angehörten. Beachten wir zunächst dreierlei: 1. daß der Heiland die Heiden mit „Schafen" — nicht mit Hunden, Säuen, Wölfen — vergleicht; 2. daß er sagt: ich „habe" sie, obgleich ja damals noch kein einziger zum Glauben an ihn geführt worden war; und 3. daß er erklärt: ich „muß" sie herführen. Mit „Schafen" vergleicht er sie, weil er in ihnen hilflose, leitbare, rettbare Menschen, nicht Ungeheuer, erblickt und ein Herz voll Erbarmung gegen sie hat. Er „hat" sie bereits, weil er sie als sein teuer erkauftes Eigentum ansieht und voll Hoffnung ist, daß sie „seine Stimme hören werden;" wie er aus demselben Grunde ein andermal (Matth. 9, 37 vergl. Joh. 4, 35) die Heidenwelt mit einer Ernte, nicht mit einem Totenfeld vergleicht. Und er „muß" sie herführen, nicht weil ein äußerer Zwang ihn dazu nötigt, sondern aus innerer Notwendigkeit, geradeso wie er leiden „mußte", weil es der Wille seines himmlischen Vaters und seine Speise ist, diesen Willen allezeit zu thun. Jesus kann nicht anders: er muß auch die Heiden ins Reich Gottes einführen, weil es seine Natur, seine Heilandsart ist: alles was Mensch heißt, zu retten, selig zu machen, und wer sein Jünger ist, der kann auch nicht anders, er muß Mission treiben, weil er dadurch in der Nachfolge seines Heilands wandelt.

Achten wir zum andern darauf, daß im Zusammenhang mit der Herführung der „andern Schafe" das prophetische Wort steht: „und

---

einmal bekehren. Allein so richtig und wichtig dieser Gedanke und so zeitgemäß er auch gerade heute ist, wo eine gewisse ungeduldige Hast in die Missionsarbeit eingedrungen, so kann man ihn doch nicht als die durch den Grundgedanken des Gleichnisses selbst geforderte Auslegung bezeichnen. Soweit das Geheimnis der verschiedenzeitigen Christianisierung der einzelnen Völker in die Schule gehört, ist in diesem Handbuche auf dasselbe hingewiesen. S. 47 f. 50. 54.

Wichtiger für die Entwicklung der neutestamentlichen Missionsgedanken als das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge erscheint mir das von den Pfunden, welche der Edle seinen Knechten gab, daß sie mit ihnen handeln sollten, derweilen er hinging, sich mit dem Reiche belehnen zu lassen, Luk. 19, 12—26. Dennoch habe ich auch dieses so überaus inhaltsvolle Gleichnis weggelassen, um dem Vorwurfe der Überladung mich nicht auszusetzen. So der Lehrer mehr Zeit und gefördertere Schüler hat, sollte er aber das Gleichnis von den Pfunden ja nicht übergehen und erlaube ich mir auf die Auslegung desselben zu verweisen, welche sich in meinen „Missionsstunden" I. (4. Aufl. 1895) S. 123 ff.: „Handelt bis daß ich wiederkomme" findet. Das angeführte Buch, welches „die Mission im Lichte der Bibel" behandelt, bietet auch sonst noch manches andere neutestamentliche Schriftwort, welches unter günstigen Umständen für die Schule verwertet werden kann, z. B. Matth. 9, 36—38; 24, 14. Luk. 15, 1—10. Joh. 12, 24—26. Röm. 10, 12—17; 15, 30. 2 Theß. 3, 1. 2 ꝛc.

es wird Eine Herde und Ein Hirte werden." Matth. 24, 14 spricht Jesus ein ähnliches prophetisches Wort: „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis allen Völkern und — dann wird das Ende kommen." Lauter Dinge, welche Jesu ganz gewiß sind, daher er sagt: es „wird". Also erst Predigt des Evangelii durch die ganze Welt, dann das Ende. Erst Herführung aller der „andern" Schafe, welche Jesus „sein" nennt, dann die Sammlung aller zerstreuten Kinder Gottes, Joh. 11, 52: Eine Herde unter Einem Hirten. Von der Erfüllung der Missionsaufgabe ist also die Vollendung des Himmelreiches abhängig.

Mel.: Jesus meine Zuversicht.

Eine Herde und ein Hirt!
Wie wird dann dir sein, o Erde,
Wenn der Tag erscheinen wird!
Freue dich, du kleine Herde,
Mach dich auf und werde Licht!
Jesus hält, was er verspricht.

Hüter, ist der Tag noch fern?
Schon ergrünt es auf den Weiden,
Und die Herrlichkeit des Herrn
Nahet dämmernd sich den Heiden!
Blinde Pilger flehn um Licht:
Jesus hält, was er verspricht.

Komm, o komm, getreuer Hirt,
Daß die Nacht zum Tage werde!
Ach, wie manches Schäflein irrt
Fern von dir und deiner Herde!
Kleine Herde, zage nicht;
Jesus hält, was er verspricht.

Sieh, das Heer der Nebel flieht
Vor des Morgenrotes Helle
Und der Sohn der Wüste kniet
Dürstend an der Lebensquelle;
Ihn umleuchtet Morgenlicht,
Jesus hält, was er verspricht.

Gräber harren aufgethan;
Rauscht, verdorrete Gebeine!
Macht dem Bundesengel Bahn!
Großer Tag des Herrn, erscheine!
Jesus ruft: „Es werde Licht!"
Jesus hält, was er verspricht.

O des Tags der Herrlichkeit!
Jesus Christus, du die Sonne
Und auf Erden weit und breit
Licht und Wahrheit, Fried und Wonne!
Mach dich auf! Es werde Licht!
Jesus hält, was er verspricht.

6. Der reiche Mann und die arme Witwe.

Warum ist der reiche Mann in die Hölle gekommen? Antwort: Weil er nicht nach dem Himmel getrachtet, sondern ein ganz nichtiges eitles Leben geführt, welches nur in Genüssen bestand. Sein Leben war eine Kette von Versäumnissen. Viele Menschen kommen in die Hölle, weil sie nichts gethan haben, z. B. der faule Knecht, der sein Pfund im Schweißtuch vergraben, Luk. 19, 24. Der reiche Mann ist aber auch darum in die Hölle gekommen, weil er ein untreuer Haushalter über seinen irdischen Besitz war, seinen Reichtum nur für sich verwendete und sich fremder Not nicht erbarmte, obgleich ein Lazarus vor seiner Thür lag. Die von seinem Tische fallenden „Brosamen", von welchen der Arme sich ernährte, galten vor Gott nicht als Barmherzigkeit. Reiche Leute sollen viel geben. Auch für die Mission. Wenn ein reicher Mann, der jährlich eine Einnahme von mehr als 20 000 Mark hat, für die Mission eine Mark oder drei giebt, so sind das Bro-

samen, die Gott gar nicht rechnet. Leider ist die Zahl der Reichen klein, ja sehr klein, welche ihrem Vermögen entsprechend viel geben, wie z. B. jener Herr Jones in England, der im Laufe von neun Jahren 2½ Millionen, oder der noch bekanntere Herr Arthington, der für neue afrikanische Missionen über 1 Million, oder jener amerikanische Herr Osa Otis, der 4 Millionen Mark für die Mission gegeben. In Deutschland hat man von solchen reichen Gebern bis jetzt noch sehr selten gehört.

Das Gegenstück zu dem bei aller seiner Verschwendung geizigen reichen Manne ist die arme Witwe am Gotteskasten (Luk. 21, 1—4), welcher der Heiland durch sein Lob ein so schönes Denkmal gesetzt hat. Diese arme Witwe, die seitdem eine so gesegnete Kollektantin geworden ist, legte allerdings nur zwei Scherflein ein; aber weil diese ihr ganzes Vermögen ausmachten, so galten sie in den Augen Gottes mehr als die großen Summen, welche die Reichen gaben. Wohlgemerkt: diese Geschichte steht nicht darum in der Bibel, damit die geizigen Leute nur Scherflein geben, sondern damit die armen, welche wirklich wenig haben, sich nicht schämen, wenn sie nur wenig geben können. Bis auf diesen Tag geben auch für die Mission die Armen viel mehr als die Reichen. Wenn ein Reicher, der 300 000 M. besitzt, etwa einen Missionsbeitrag von 10 M. zahlt, so ist das eine viel kleinere Gabe, als wenn ein Handwerker oder Tagelöhner, der täglich 1—2 M. verdient, 10 oder 20 Pfennige giebt. Unsre Missionsgesellschaften leben nur von den freiwilligen Beiträgen der Missionsfreunde; sie besitzen keine Kapitalien, können auch keine Steuern ausschreiben. Ihre Kasse ist ein Gotteskasten, neben dem der Heiland steht und zusieht, wie viel jeder einlegt. Es ist köstlich, wenn wirs auch manchmal zu sehen bekommen. Wenn da z. B. ein Bergmann aus Freude über den Beginn einer neuen Mission in Afrika 100 M., eine Nähterin von ihrem Arbeitslohne 20 M., ein Dienstmädchen die gleiche Summe, ein Knecht den fünften Teil seines Jahreslohnes, ein Kind den ganzen Inhalt seiner Sparbüchse der Mission opfert, so sind das kostbare Gaben, über welche der himmlische Kassenrendant gewiß große Freude hat.

Bei einer Missionsversammlung zu Liverpool, wo auch viele Wälsche oder Eingeborene des englischen Fürstentums Wales wohnen, welche nicht Englisch, sondern ihre eigne Sprache reden, wurde ein wälscher Prediger aufgefordert, seine anwesenden Landsleute doch in ihrer Muttersprache anzureden. Als man den großen Eindruck seiner Rede sah, so fragten ihn nachher die Engländer, was er denn gesagt habe. „O,“ erwiderte er, „ich sprach von den Pfennigen.“

„Von den Pfennigen?" hieß es, „was sagten Sie denn von den Pfennigen?" Ich sprach: „manche von euch sagen, wir sind so arm, wir können nicht mehr zur Mission geben, als wöchentlich einen Pfennig;[1]) aber was soll ein Pfennig nützen?" Als ich auf meinem Wege hierher über die Berge kam, sah ich ein klein Bächlein und sagte zu ihm: Bächlein, wo willst du hin? O, ich will da hinunter ins Flüßchen. Flüßchen, wo willst du hin? O, ich fließe in jenen großen Fluß Mersey. Mersey, wo willst du hin? Ich gehe hinunter nach Liverpool. Und was willst du denn in Liverpool machen? O, ich will da aus dem Hafen die Schiffe nehmen und sie ins Meer hinaustragen und weiter in fremde Länder; dann bring ich sie beladen wieder zurück. Und so sage ich nun auch: Pfennige, wo wollt ihr hin? O, wir gehen zu den Schillingen (Mark) in der Missionsstunde. Und Schillinge, wo wollt ihr hin? O, wir gehen zu den ganzen (20 M.) und halben (10 M.) Pfunden in dem Missionsvereine. Und Pfunde, wo wollt ihr hin? O, wir gehen zur großen Missionsgesellschaft nach London. Und was wollt ihr denn in London? Ei, da holen wir Missionare und Bibeln und tragen sie fort zu den äußersten Enden der Erde.

In einem Dorfe war Kirmes. In demselben wohnte ein Ehepaar, das hatte einen lieben Knaben von 8 Jahren, der hieß Fritz. Fritzens Eltern gaben ihrem lieben Kinde einen Kirmesgroschen und sagten: „Da Fritzchen, hier hast du einen Groschen, dafür darfst du dir kaufen, was du willst." Fritz sah seinen Vater mit großen Augen an und sagte freundlich: „Danke, lieber Papa." Er besah einen Augenblick den Groschen und fragte dann: „Lieber Papa, gehört der Groschen nun ganz mir?" Da sagte der Vater: „Ja, mein Kind, der ist ganz dein." Da fragt Fritz weiter: „Papa, muß ich dafür etwas auf dem Markte kaufen, oder kann ich damit machen, was ich will?" Da sagte der Vater: „Du kannst damit machen, was du willst." Da strahlten dem Fritzchen die Augen, und er sagte: „Den Groschen gebe ich am liebsten dem Herrn Jesus für die Heiden, damit ihnen das Evangelium gepredigt wird und sie den lieben Heiland lieben lernen." Fritzchen läuft nun nicht an eine Pfefferkuchenbude, um Honigkuchen zu kaufen, sondern schnurstracks zum Herrn Pastor, klopft hübsch an, und als der Herr Pastor „Herein!" gerufen hatte, geht Fritz in die Studierstube und sagt: „Herr Pastor, hier habe ich meinen Kirmesgroschen, den soll der Herr Jesus haben für die armen Heiden." Der Herr Pastor sieht Fritzchen freundlich an, nimmt den Kirmesgroschen für den Herrn Jesus, streichelt dem Fritzchen die Backen und sagt: „Ja mein Kind, den Kirmesgroschen soll der Herr Jesus haben für die armen Heiden." Darauf läuft Fritzchen nach Hause und ist seelenvergnügt, viel vergnügter, als wenn er sich Honigkuchen gekauft hätte. Der Herr Pastor aber nahm den Kirmesgroschen und schickte ihn ins Missionshaus für die armen Heiden; nun geht er mit noch anderen Groschen nach Afrika.

Diese schöne Geschichte vom Kirmesgroschen hat kürzlich der Pastor eines westfälischen Dorfes einen Tag vor der Kirmes in der Kinderlehre erzählt, und noch manche andere Mitteilung aus der Mission hinzugefügt und dann an die Kinder die Frage gerichtet, ob sie es nicht auch machen wollten, wie jenes Fritzchen. Und siehe — nach ein paar Tagen waren mehr als 50 Kinder im

---

[1]) Ein englischer Penny beträgt ca. 8 deutsche Pfennige.

Pfarrhause gewesen und hatten ihren Kirmesgroschen gebracht, zusammen gerade 8 M. Und diese Kindergaben haben große Freude angerichtet, nicht bloß im Missionshaus, sondern gewiß auch bei dem lieben Gott im Himmel. Wollt ihrs nicht nachmachen?

Da die Gaben in der Mission eine große Rolle spielen und wir uns schon frühe an das Geben und zwar an das fröhliche Geben gewöhnen sollen, um dazu erzogen zu sein, wenn wir groß geworden, so will ich noch eine hübsche Gabengeschichte erzählen. Sie trägt die Überschrift: Hephata und hat sich also ereignet:

In der guten alten Hansastadt Bremen herrscht ein frisches fröhliches Sonntagsschulleben. Von den vielen Sonntagsschullehrerinnen wurde eine die Frau eines Missionars, der auf der Sklavenküste im Dienst der Norddeutschen M.-G. (vergl. Kap. VII, I, 4) arbeitete. Im Anfange des Jahres 1885 schrieb diese Missionarsfrau an den bekannten Bremer Pastor Funcke einen langen Brief, in welchem sie um eine Glocke bat für das Kirchlein auf der Missionsstation Keta, wo sie wohnte. Aber Glocken kosten Geld, weil sie auch in Europa nicht auf den Bäumen wachsen. Und wo das Geld hernehmen? Nach längerem Hinundherberaten kam man zu dem Ergebnis: da die Bitte von einer früheren Sonntagsschullehrerin komme, sei es Sache der Sonntagsschule, an der dieselbe vorher unterrichtet, das Geld aufzubringen. Was nun thun? Die Kinder bringen zwar allmonatlich ein Scherflein für die Mission mit, zusammen etwa 1,50—2 M. im Durchschnitt. Da hätte man 5—10 Jahre sammeln können. So kam man denn auf einen kühnen Gedanken; es wurden Sammelkarten gedruckt, darauf stand: „Sammlung zur Stiftung einer Glocke für Keta (Westafrika). Sammelkarte für —," und nun folgte schön mit roter Tinte geschrieben der Name des Kindes.

Am 22. Februar erzählte der Pastor Z. den Kindern, sie sollten eine Glocke für 100—120 M. schenken. Zuerst machten sie lange Gesichter, gerade wie die meisten großen Leute, wenn man etwas von ihnen haben will. Als er ihnen aber die Karten zeigte und ihnen erklärte, wie sie nun bei Vater und Mutter und Großvater und Großmutter und Onkel und Tante und bei den Freunden ihres Hauses sollten bitten gehen, da leuchteten die Augen, und die Hände streckten sich froh nach den Karten aus; denn nun sahen die Kleinen ja einen Weg, der zum Ziele führen konnte, und Hindernisse und Schwierigkeiten, Demütigungen und Enttäuschungen sehen bekanntlich Kinder nicht!

Und nun acht Tage später — welch ein freudiges Gedränge um Pult und Harmonium in der Sonntagsschule; mit welcher Wonne wurden all die kleinen Portemonnaies umgekehrt und die eingewickelten Gelder ausgewickelt. Hier kamen 5 Pf., dort 10 Pf. heraus, hier 1 M. oder 5 M., dort gar 14 und 20 M. Das Resultat war statt der erwarteten 100—120 M. sofort 198 M. und mit etlichen Nachträgen nach Abzug der Druckkosten 249 M. fast völlig gesammelt von 140 Kindern in 7 Tagen!

Als die von dem Ergebnis selbst freudig überraschten Kinder nach Hause gegangen waren, da hat der Pastor die Sammelkarten vorgenommen und durchstudiert und allerlei daraus gelernt. Eins zunächst hat ihn sehr beschämt. Er hatte gedacht: in der Sonntagsschule sind so und so viel Kinder aus wohlhabenden

Familien, die werden jedes 10—15 M. bringen. Fehlgeschossen! Die brachten alle 80 Pf., 1 M., 2,50 M., eins 5 M.! Auf ihren Karten findet man nur verzeichnet die Namen von Vater und Mutter und allenfalls von Großvater und Großmutter. Sie hatten offenbar es nicht für schicklich oder angenehm gefunden, im weitern Kreise zu bitten. Ausnahme von dieser Regel bildeten übrigens ein paar Pastorenkinder, die tüchtig gebettelt hatten. — Ferner sah man aus den Karten, wie viele Leute, die einen recht vollen Geldbeutel haben, sich mit ganz kleinen Nickelgaben losgekauft hatten und wie manche geringe Leute ihr Silber nicht für zu kostbar geachtet hatten. Rührend war es, aus vielen Karten die Gebelust der Kinder zu erkennen. Auf einer Karte stand eingetragen: Erlös für verkaufte alte Münzen. Da hatte ein armer Junge seit Jahren sich eine kleine Münzensammlung angelegt, und nun trennt er sich mit Freuden davon, weil er fühlte: Geben ist seliger denn nehmen. Derselbe Knabe hatte auf seiner Karte eingetragen: „Gefunden 5 Pf." — So war auch klar aus den Karten zu sehen, wie die Kleinen sichs keine Mühe hatten verdrießen lassen, wo sie auf einen Beitrag hoffen konnten. Da standen viele Namen von Leuten aus ganz entgegengesetzten, weit entfernten Stadtteilen. Einige wenige Kinder haben offenbar ihre Väter und Mütter zu Hilfe genommen; die haben die Sammelkarte mitnehmen müssen in Gesellschaft oder in einen Verein, wo es dann gleich Beiträge regnete.

Fast am meisten Freude hatte der Pastor über den Mut, den die Kleinen bei der Sammlung bewiesen. Wieviel Namen fanden sich auf den Karten von Leuten, die nie einen Pfennig für die Mission gegeben haben, zu denen auch wohl nie ein Erwachsener hätte bitten gehen mögen! Die Kinder haben es nicht nur gewagt, zu bitten, sie haben auch mit ihren freundlichen Gesichtern und ihrem kindlichen Zutrauen die harten Herzen weich gemacht zum Geben. Und was sagt ihr wohl, wenn ihr hört, daß ein paar Kinder ihre Karten mitgenommen hatten in die Schule und hatten bei ihren Lehrern und Lehrerinnen eine Gabe erbeten, und nicht umsonst? Da stand auf den Karten eine Gabe einer Schulvorsteherin, zwei Gaben von zwei Schwestern in einer Warteschule und auf einer Karte zwei Gaben, jede von 1,50 M. von Lehrern einer Volksschule. Andere Kinder sind offenbar zu den Krämern, Milchhändlern, Schlächtern 2c. gegangen, von denen sie täglich Waren holen, und haben gedacht: bringen wir hier so viel Geld hin, können wir auch einmal etwas holen. Ein großer Knabe ist zu allen reichen Kunden seines Vaters, eines Tischlers, gegangen und er hatte ihren Geldbeutel nicht falsch taxiert! Nicht wahr, diese Kinder hatten Mut! Auf einer Karte hat die kleine Sammlerin sogar einen guten Wunsch hinzugefügt: 2,75 M. von mehreren Ungenannten mit dem Wunsche, daß die Glocke recht viele Herzen gewinnen möge!

Als dann das Geld glücklich beisammen war, fragte der Pastor gleich in der Sonntagsschule, ob vielleicht eins von den Kindern einen passenden Namen für die Glocke wisse. Natürlich lautete die erste Antwort: „Konkordia soll ihr Name sein"; ein anderes kam gar mit Kolumbia. Ein drittes aber rief fröhlich Hephata, d. h. thue dich auf, und ich denke, das ist ein guter Name, der die Heiden und Christen mahnt, die Ohren und Herzen aufzuthun für den Schall des Evangeliums.

Die Glocke ward bestellt in Hemelingen bei Bremen. 150 Pfund durfte sie nur wiegen. Ihre Inschrift hieß: „HEFATA! — Die weißen Kinder den schwarzen Kindern."

In der stillen Woche wurde die Hefata (so schrieben wir nach afrikanischer Orthographie) vollendet. Am stillen Sonnabend in der Frühe kam der Glockengießer mit seinem Arbeiter und baute in dem Garten des Pfarrhauses ein Gerüst, an dem er dann die trefflich gelungene, 154 Pfund schwere Glocke aufhängte. Welche Freude, als sie nun tief und voll und rein durch die Luft klang.

Welche Freude aber erst am zweiten Ostertage in der Mittagsstunde, als sich gegen 500 Kinder aus allen Sonntagsschulen der östlichen Vorstadt im Garten mit ihren Lehrern und Lehrerinnen und vielen Freunden der Mission versammelten zur Glockenweihe. Ringsherum waren alle Fenster der umliegenden Straßen mit Menschen besetzt. Und nun erschallte laut der Gesang: .O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit. Dann beteten alle laut das Vaterunser. Nach dem Gesange „Jesus meine Zuversicht" wurde die Ostergeschichte vorgelesen. Noch ein Lied: „Ostern ist heut, wir sind erfreut" stieg zum Himmel empor; dann hielt der Pastor eine Ansprache.

Nach dieser Ansprache kündigte er den Kindern an, sie sollten nun ein ganz neues Lied singen, das noch nie ein Mensch gesungen, und zwar nach der Melodie: Laßt mich gehn. Das geschah denn auch; er sagte vor und die Kinder sangen:

Glöckelein, Glöckelein,
Nun sollst du gebeten sein:
Deine Stimme laß uns hören,
Schalle laut zu unsern Chören,
Klinge in die Welt hinein!

Bei den letzten Tönen bekam der Kirchendiener, der hinten im Garten bei der Glocke stand, ein Zeichen, und laut und fröhlich klang die Glocke in die Welt hinein. Die Kinder hüpften vor Freude, und den Großen hüpfte auch das Herz im Leibe über die Freude der Kinder. Nachdem etwa zwei Minuten lang geläutet war, rief er zu neuem Gesang auf, und die Kinder stimmten an:

O wie schön, o wie schön
Schallt dein frohes Lobgetön
Heut am selgen Ostertage;
Osterglocke, schlage, schlage,
Kling bis in des Himmels Höhn!

Abermals fiel die Glocke mit frohen Tönen ein und neue Freude wurde wach. Dann sang man:

Übers Meer, übers Meer
Fahre hin und eil dich sehr.
Möge Gott dich freundlich leiten
Und dir sichern Weg bereiten.
Klinge dann zu seiner Ehr!

Ein drittes Geläut antwortete auf diesen Vers und die Kinder antworteten danach:

Hephata, Hephata,
„Thu dich auf," so heißt du ja.
Ruf es in das Herz den Heiden,
Bis sie ihre Götzen meiden,
Jesu dienen fern und nah.

Nun ergriff Pastor Funcke noch das Wort zu einer Ansprache und dann sangen alle: Großer Gott, wir loben dich, und nach dem Gebet und Segen: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi.

Dicht bei der Glocke aber war eine Sammelbüchse angebracht und darüber eine Inschrift in Form einer Glocke: „Gaben für den Transport der Glocke nach Keta." Hier zog nun jung und alt zum Schluß vorüber und opferte kleine und große Gaben, während die Glocke mit lauter Stimme den Scheidenden ihren Dank nachrief.

Am 8. April ging die Glocke von Bremen ab, am 12. April verließ sie den Hamburger Hafen. In Bremen war dann viel Fragens, ob die Glocke wohl angekommen sei, ob sie eingeweiht sei 2c. Aber bis Mitte Juli mußten alle auf Antwort warten. Endlich kam sie und also war ihr Inhalt:

„Die Hefata hat eine schnelle und glückliche Reise gemacht und ist am 9. Mai glücklich in Keta gelandet. — Am Trinitatisfest (31. Mai) hat dann die Glockenweihe stattgefunden. Unter den fünf schönen Kokospalmen des Hofes hatten sich die Seminaristen, die Schulkinder und die Gemeinde versammelt. Man sang zu Anfang das Lied, das auch in Bremen bei der Glockenweihe gesungen wurde: „Glöckelein, Glöckelein, nun sollst du gebeten sein 2c.", nach der Melodie „Laßt mich gehn". Es war von dem schwarzen Lehrer Christian Aliwodsi in die Ewe-Sprache übersetzt. Dann erzählte Missionar Binetsch die Geschichte der Glocke und predigte von dem Ruf Gottes an alle Menschen, der da lautet Hefata, thue dich auf! Nachher sangen alle: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi 2c. Dann bekam die Frau Missionarin als Vertreterin der Bremer Sonntagsschulkinder und der Bremer Geber von den Ältesten der Gemeinde Dank und Händedruck.

Die Ältesten der Gemeinde und die schwarzen Gehülfen sandten auch ein Dankschreiben an den Pastor Z. in englischer Sprache, abgefaßt von einem früheren schwarzen Lehrer, jetzt Kaufmann Chr. Jacobson, versehen mit ihrer aller Unterschrift in festen, klaren Schriftzügen.

So, liebe Kinder, hat die Glocke zu Ostern und zu Trinitatis 1885 geläutet, und seitdem alle Sonntag. Ja, thut eure Herzen und Hände auf für die liebe, heilige Missionssache. Jede Sonntagsschule braucht darum nicht eine Glocke zu stiften, es können auch Altargeräte oder Kanzelbekleidungen, ein schönes Harmonium sein, ja, es können auch Puppen und Bilderbücher und Strümpfe und Nadelbüchsen sein. Aber braucht selber die Hände! sowohl im Schaffen, als auch im stillen Zusammenfalten zu innigem Gebet.

7. Die Passionsgeschichte.

Mission und Passion hängen eng mit einander zusammen. Auf der Passion Christi beruht die Mission. Das zeigt

die Antwort, welche Jesus giebt auf das Verlangen etlicher Griechen, ihn zu sehen: „Die Zeit ist gekommen, daß des Menschen Sohn verklärt werde. Wahrlich ich sage euch, es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte. Wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen" (Joh. 12, 20—25. 32). Dies Wort löst das Rätsel, warum Jesus während seines Erdenlebens sich noch nicht an die Heiden wandte. Erst nachdem Jesus sein Leben zum Schuldopfer gegeben, erhält er große Mengen zur Beute (Jes. 53, 10—12). In seinem Kreuze liegt der Sieg Jesu über die Welt. Darum muß die Mission auch unter diesem Zeichen in den heiligen Krieg ziehen, den sie führt.

Das Wort vom Kreuz, d. h. die trostvolle Lehre, daß Jesus Christus als das Lamm Gottes die Sünde der Welt getragen und hinweggetragen hat, ist das Herz, das innerste Wesen des Evangeliums; durch sie unterscheidet sich das Christentum von allen Religionen der Welt. Darum müssen zu allen Zeiten und an allen Orten mit Paulus die Missionare sprechen: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten" (1 Kor. 2, 2). Als Beweis für die Macht, welche die Geschichte von Jesu Leiden und Sterben auch über stumpfe Heidenherzen ausübt, mag den Kindern das bekannte Erlebnis mit dem Grönländer Kajarnak erzählt werden. — An Moralvorschriften fehlts auch den höher stehenden heidnischen Religionen, z. B. der Lehre des Chinesen Konfucius, nicht, wohl aber an Gotteskräften, Heil- und Heiligungsmitteln. Wollten unsre Missionare den Heiden nur Moral predigen, so würden sie ihnen nur bieten, was sie teilweis wenigstens schon selbst haben; nur geht es ihnen mit ihrer Moral geradeso, wie vielen Moralhelden unter uns, nämlich, daß je mehr Rühmens sie von der Moral machen, desto weniger Übung derselben in ihrem Leben sich findet. Wie Fritz Reuter einmal sehr treffend sagt: „De Lüd, de meindag ehr Pflicht nich dauhn, de stiwen sik am meisten up dit Wurd." Sagte doch sogar der grausame König von Asante in Westafrika zu einem Missionar: „Die Gebote Gottes halten wir alle." Was wir alle, was auch alle Heiden brauchen, das ist ein Arzt, der die kranken Seelen gesund macht, und dieser Arzt ist allein Jesus Christus der Gekreuzigte. Bei allen Heiden finden wir Opfer, zum Teil blutige, ja selbst Menschenopfer; das Opfer ist aber der, wenn

auch vielen Heiden unbewußte, Notschrei nach Vergebung der Sünden, nach Versöhnung mit Gott. Vergl. die Geschichte II 2c. In dem auf Golgatha gebrachten Opfer ist die Versöhnung vollbracht und haben wir die Vergebung der Sünden — das ist auch aller Heiden Trost und das Ende ihrer traurigen Opfer.

Ein Mann war in eine Grube gefallen und lag hilflos jammernd am Boden. Da kam Konfucius des Weges und rief ihm zu: „Armer Tropf, du thust mir leid, warum bist du so dumm gewesen, da hinunter zu fallen. Wenn du je wieder herauskommst, so nimm dich in acht, nie wieder hinein zu fallen." Dann kam ein buddhistischer Priester, der sprach: „Du jammerst mich, wenn du soweit hinaufklettern könntest, bis ich dir die Hand zu reichen vermöchte, so wollte ich dich vollends herausziehen." Der Arme aber konnte sich nicht einmal rühren. Da kam Jesus, stieg selbst hinunter, half dem Armen heraus, stellte ihn auf seine Füße, reinigte, speiste und führte ihn, bis er wieder gehen konnte.

Und es giebt noch einen andern Zusammenhang zwischen Mission und Passion: „die Mission geht einen Passionsweg; ihre Geschichte ist eine Leidensgeschichte, die viele Märtyrer aufzuweisen hat. Aber von den Tagen der Apostel an ist das Blut der Märtyrer der Name der Kirche geworden. Gerade die Passionswege der Mission sind ihre Siegeswege. Vergl. die Bemerkungen zu Apstg. 7. Weitere Beispiele in Kap. 7.

8. Die Überschrift über dem Kreuz.

Diese Überschrift (Joh. 19, 19. 20) ist sehr merkwürdig, einmal weil sie in mehreren Sprachen den Gekreuzigten als König bezeichnet und dann, weil ein Weltmann wie Pilatus sie geschrieben und trotz des Drängens der Juden nicht geändert hat. Freilich er wollte nur die Juden ärgern und mit Jesu seinen Spott treiben; aber ein Höherer als er hat aus der Überschrift Ernst gemacht. Der gekreuzigte Jesus ist König und zwar ein König, dem kein König gleichet, ein König nicht bloß der Juden, sondern auch der Heiden, ja der gesamten Menschheit. Heut steht nicht mehr bloß in drei Sprachen, sondern in mehr als 300 Sprachen über dem Kreuze auf Golgatha geschrieben: „Jesus Christus herrscht als König." Als Jesus noch am Kreuze hing, begannen schon seine königlichen Eroberungen unter Juden und Heiden: der Schächer ward an ihn gläubig und der römische Hauptmann. Seine erste große königliche Beute holte sich Jesus aus den Juden. Die 3000 Getauften am Pfingstfeste waren Juden; der Grundstock der meisten apostolischen Gemeinden bestand aus Juden. Aber die große Masse

des jüdischen Volks hat Jesum als seinen König verworfen. Die hebräische Überschrift über dem Kreuze Jesu ist mit Flammenbuchstaben ins Buch der Weltgeschichte geschrieben. Der verbrannte Tempel, das zerstörte Jerusalem, das zerstreute jüdische Volk ist eine Predigt von dem Zorne Gottes (Matth. 21, 41. Luk. 14, 21 u. 19, 27), der den König Jesus nicht ungestraft verwerfen läßt. Aber sie steht auch über dem Kreuz als ein Verheißungswort. Wenn die Fülle der Heiden eingegangen ist, soll auch Israel noch selig werden. Vergl. III. A. 3. 6. — Von den Juden ging der königliche Eroberungszug Jesu zu den Griechen und Römern. Durch schwache, wehrlose Missionare, die noch dazu gehaßt, verfolgt und getötet wurden, ließ er ihnen das Wort vom Kreuz verkündigen. Niemals im ganzen Laufe der Weltgeschichte haben zwei ungleichere Gegner sich einander gegenübergestanden, als das mit allen weltlichen Machtmitteln ausgerüstete riesige Römerreich und das junge, schwache, blutig verfolgte Christentum. Aber des Pilatus Spottüberschrift ist weltgeschichtliche Wahrheit geworden: nach vier Jahrhunderten stand auch in griechischer und lateinischer Schrift über dem Kreuze geschrieben: Jesus ist König. — Und dann ging der Eroberungszug dieses gekreuzigten Königs immer weiter nach Westen, Norden und Osten Europas und kam auch zu unsern Vätern nach Deutschland. Im Jahre 1200 war das letzte Bollwerk des Heidentums in deutschen Landen zerstört und bald darauf war in allen romanischen, germanischen und slavischen Sprachen über dem Kreuze geschrieben, daß Jesus König ist. — Und seit ungefähr einem Jahrhundert hat durch die gegenwärtige Mission ein neuer großartiger Siegeszug Jesu durch die heidnischen Völker Amerikas, Asiens, Afrikas und Australiens begonnen. Allerdings sind heute noch nicht die ganzen Völker christlich geworden, sondern erst tausende, zehntausende oder hunderttausende aus ihnen; aber eine Missionsarbeit von 100 Jahren ist auch eine kurze Zeit. In den früheren Missionsperioden hat es stets Jahrhunderte gedauert, bis die ganzen Völker das Christentum annahmen. So weit und breit wie in unsern Tagen ist das Missionsfeld noch nie gewesen, in so vielen Sprachen wie heut ist das Evangelium nie zuvor verkündigt worden. Die Überschrift über dem Kreuz ist heute bereits in 380 europäischen, amerikanischen, asiatischen, afrikanischen, australischen Sprachen zu lesen und vielleicht noch bevor das zweite Jahrtausend zu Ende geht, giebt es

buchstäblich keine Sprache noch Rede mehr, in welcher es nicht wiederhallte: Jesus Christus herrscht als König.

9. Der Missionsbefehl.

Erst kurz vor seiner Himmelfahrt giebt der Heiland seinen Jüngern den direkten Missionsbefehl, Matth. 28, 18—20, Mrk. 16, 15, Luk. 24, 47, Joh. 20, 21, Apstg. 1, 8, nachdem er sie freilich mannigfach auf denselben vorbereitet; vgl. III. B. Einl. So wurde der Missionsbefehl zugleich das hohepriesterliche Testament Jesu. Er legte seinen Jüngern die Mission als seinen letzten Willen ans Herz, damit sie sehen sollten, wie groß und wichtig ihm die Sache war und damit er sicher wäre, daß sie diesen Auftrag nicht vergäßen. Das letzte Wort eines Scheidenden ist uns ja besonders heilig.

Beachten wir zuerst die Voraussetzung, auf welcher der Missionsbefehl beruht: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Darum gehet hin! Ein großes königliches Wort. Der gekreuzigte Jesus ist von Gott zu dem allerhöchsten und allermächtigsten Herrn erhöhet, Phil. 2, 9—11; darum gebührt ihm die Herrschaft über die ganze Erde und darum besitzt er auch die Mittel, sich dieselbe thatsächlich zu verschaffen. Das macht Mut zur Mission, welche uns eine so große und schwere Aufgabe stellt. Ebenso die Verheißung, welche folgt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Wirds uns zu schwer, er geht voran, er steht uns zu der Seite; er kämpfet selbst, er bricht die Bahn, ist alles in dem Streite. Jene Voraussetzung und diese Verheißung sind gleich zwei Felsen Gottes, auf denen der Missionsbefehl ruht, und zwei Brünnlein Gottes, aus denen der Glaubensgehorsam Freudigkeit schöpft.

Fassen wir diesen Befehl selbst ins Auge, so zeigt er uns zuerst die Aufgabe, welche der Mission gestellt ist, und dann die Mittel, durch welche diese Aufgabe gelöst werden soll. Nach genauer Übersetzung lautet die Aufgabe: „Gehet hin, und machet alle Völker zu meinen Jüngern“ und sind die Mittel: Taufe und Lehre. Denn so fährt der Befehl fort: „indem ihr sie taufet auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und indem ihr sie lehret halten alles, was ich euch befohlen habe.“

Aufgabe. „Gehet hin", d. h. reiset hinaus zu den Heiden bis an die Enden der Erde und wartet nicht, bis die Heiden zu euch kommen. Natürlich können und sollen wir nicht alle hinausgehen, sondern nur diejenigen, welche inneren Beruf dazu haben. Diese müssen wir senden und die Gesendeten unterhalten. Aber so gut wie in unserm Vaterlande giebt es auch im Reiche Gottes eine allgemeine Dienstpflicht. Wir, die wir daheim bleiben, haben auch unsern Missionsdienst; wir sollen hinter der Armee der Missionare als eine Armee von Betern und Gebern stehen. — Der Befehl: „gehet hin" macht die Missionare zu Wanderern und zu Wanderpredigern. Das Reisen spielt in der Mission eine große Rolle. Da wird gereist zu Wasser und zu Lande, zu Schiffe, zu Fuß, zu Pferde, im Ochsenwagen, in der Hängematte, im Palankin (einer Art Sänfte), je nach dem die Wege, die civilisatorischen Zustände und die klimatischen Verhältnisse sind. Die Reisen sind oft weit, an Strapazen, Entbehrungen und Gefahren reich, und mancher Missionar hat Leben und Gesundheit auf ihnen eingebüßt. Durch die Reisepredigt wird der Same des Wortes Gottes weithin durch die Länder der Heiden ausgestreut. Aber der ausgestreute Same muß auch begossen und gepflegt werden. Schon darum können die Missionare nicht immer reisen. Sie müssen aber auch aus andern Gründen feste Wohnsitze haben. Solche Standquartiere der Missionare nennt man Missionsstationen. Die Missionsstation bildet den Mittelpunkt für die Arbeit des Missionars, auch für seine Reisepredigt. Erst wenn aus den Eingebornen so tüchtige Männer herangebildet sind, daß sie als Pastoren geweiht und angestellt werden können, kann der Missionar weiter ziehen und eine neue Station gründen. Heute zählt die evangelische Mission etwa 4000 Haupt- und mehr als 10000 Nebenstationen.

„Machet alle Völker zu meinen Jüngern." Alle. Ein kleines Wort, aber eine unerschöpfliche Fülle der göttlichen Liebe liegt darin. Der Herr Jesus legt seine durchgrabenen Heilandshände auf alle Völker der Erde und spricht: ich muß sie alle haben und selig machen. Freilich nicht alle auf einmal, sondern ein Volk nach dem andern. Es geht in der Geschichte der Mission wie im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge: die Berufungen erfolgen zu verschiedenen Stunden: die Juden zuerst, dann die Griechen und Römer, dann die Franken und Spanier, Engländer und Deutschen, Dänen und Schweden, Mähren und Russen und wie die Völker

Europas weiter heißen. Dann die Amerikaner und in unserm Jahrhundert die verschiedenen Völker Afrikas und Asiens und Australiens. — „Alle Völker." Nicht bloß einzelne aus ihnen. Einzelne natürlich zuerst, aber nach und nach die ganze Volksmasse. Freilich in dieser Volksmasse wird es immer und überall nur eine verhältnismäßig „kleine Herde" wirklicher Jünger Jesu geben; aber jedes Glied des ganzen Volkes soll durch christliche Unterweisung in Kirche und Schule das Heil in Christo so bezeugt bekommen, daß es ein wirklicher Jünger Jesu werden kann.

Die Missionsmittel sind überraschend. Nicht durch irgendwelche äußere Gewaltanwendung, sondern durch Taufe und Lehre, also durch Sakrament und Wort sollen die Missionare die Völker der Erde zu Jesu Jüngern machen. Beides gehört unzertrennlich zusammen. Die Taufe nennt der Heiland zuerst; also kann sie wohl vor der Lehre erteilt d. h. also dürfen Kinder getauft werden; selbstverständlich nur, wenn Garantien da sind, daß die Lehre nachfolgt, d. h. wenn die Eltern bereits christlich sind und eine christliche Schule da ist. Unter diesen Bedingungen werden auch in der evangelischen Mission Kinder getauft. Vorangestellt ist die Taufe, weil sie in den Augen des Heilandes einen sehr hohen Wert hat. Sie fordert nicht bloß, sondern sie giebt; giebt die Macht, ein Kind Gottes, ein Jünger Jesu, ein Tempel des heiligen Geistes zu werden; sie pflanzt ein neues Leben ein und teilt Gotteskräfte mit. So ist die Taufe die wirksamste Mitarbeiterin des Missionars und die Vollziehung derselben immer ein Ereignis von großer Bedeutung in der Mission. Durch die Taufe bricht der Heide mit seiner ganzen bisherigen Vergangenheit; er tritt aus den gewohnten Verhältnissen und Sitten heraus und äußerlich und innerlich in eine ganz neue Lebensgemeinschaft hinein. So thut er mit der Taufe den folgenreichsten Schritt seines Lebens. — Es giebt heut besonders in Indien viele sogenannte „geheime Christen", welche behaupten, es sei nicht nötig, daß sie die Taufe empfingen, um als Christen zu gelten. Bei den meisten kommt das daher, weil sie die Verfolgungen und die Verluste fürchten, welche diejenigen ihrer Landsleute treffen, die durch den Empfang der Taufe sich frei öffentlich zum Christentum bekannt und durch dieses Bekenntnis von allem heidnischen Wesen losgesagt haben. Bei andern ist es auch eine Geringschätzung des heiligen Sakramentes, die aus einer oberflächlichen, nebelhaften Auffassung des christlichen Glaubens

stammt. Nach dem Worte unsres Herrn ist der Empfang der Taufe unerläßlich, um wirklich sein Jünger zu werden.

„Und lehret sie halten — nicht bloß wissen — alles, was ich euch befohlen habe.“ Das Lehren geschieht durch Predigt und Unterricht; es umfaßt die gesamte Thätigkeit des Missionars in Wort und Schrift, in Rede, Gespräch und Schulunterweisung. Gepredigt, gelehrt wird alles, was der Herr Jesus Christus gethan und geredet hat, so biblisch einfach als möglich; oder wie es bei Markus ausgedrückt ist: „das Evangelium,“ das heißt: die frohe Botschaft von allen den Thaten Gottes, die durch Christum geschehen sind zur Erlösung der sündigen Menschheit. Gepredigt, gelehrt wird das, damit die Heiden Jünger Jesu, d. h. solche an ihn glaubende Schüler werden, welche ihm auch nachfolgen im Leben und handeln nach dem, was sie aus seinen Worten lernen. Seinem Wort, wenn es in zeugniskräftiger Weise gelehrt wird, traut der Heiland zu, daß es die Heiden von der Wahrheit des Christentums überzeugt und ihm so die Herzen derselben erobert.

Mel.: Wachet auf, ruft uns die Stimme.

O Herr Jesu, Ehrenkönig,
Die Ernt ist groß, der Schnitter wenig,
Drum sende treue Zeugen aus!
Sende sie hinaus in Gnaden,
Viel frohe Gäste einzuladen
Zum Mahl in deines Vaters Haus.
Wohl dem, den deine Wahl
Beruft zum Abendmahl
Im Reich Gottes!
Da ruht der Streit,
Da währt die Freud
Heut, gestern und in Ewigkeit.

Heiland, deine größten Dinge
Beginnst du stille und geringe,
Was sind wir Armen, Herr, vor dir!
Aber du wirst für uns streiten
Und uns mit deinen Augen leiten,
Auf deine Kraft vertrauen wir. —
Dein Senfkorn, arm und klein,
Wächst endlich ohne Schein
Doch zum Baume;
Weil du, Herr Christ,
Sein Hüter bist,
Der es mit Segen übergießt.

Schau auf deine Millionen,
Die noch im Todesschatten wohnen,
Von deinem Himmelreiche fern!
Seit Jahrtausenden ist ihnen
Kein Evangelium erschienen,
Kein gnadenreicher Morgenstern.
Glanz der Gerechtigkeit,
Geh auf, denn es ist Zeit!
Komm, Herr Jesu!
Zieh uns voran
Und mach uns Bahn,
Gieb deine Thüren aufgethan!

König Jesu, streite, siege,
Daß alles bald dir unterliege,
Was lebt und webt in dieser Welt! —
Blick auf deine Friedensboten,
Laß wehen deinen Lebensodem
Durchs ganze weite Totenfeld!
Erhöre unser Flehn
Und laß es bald geschehn.
Amen! Amen!
So rühmen wir
Und jauchzen dir
Ein Halleluja für und für.

Kap. IV.

Ein Gang durch die Apostelgeschichte.[1])

Es ist eine in Kirche und Schule bis heute viel zu wenig gewürdigte Thatsache, daß ein ganzes und zwar umfangreiches Buch des Neuen Testamentes Missionsgeschichte ist. An der Spitze dieses Buches steht gelegentlich der Erzählung der Himmelfahrt Jesu noch einmal der Missionsbefehl (1, 8) und der Inhalt desselben ist nichts anderes als die Berichterstattung darüber, wie die Apostel diesen Befehl ausgeführt haben. Sofort bei der Ausgießung des heiligen Geistes beginnt mit der Gründung der christlichen Kirche die apostolische Missionsthätigkeit gemäß der Anweisung Jesu zuerst unter den Juden, anfangend in Jerusalem, dann sich ausdehnend auf Judengenossen und Samaritaner, bis sie durch besondere göttliche Veranstaltungen auf die Straße der Heiden geführt wird. Die Ausbreitung des Christentums unter den Heiden besonders durch die großartige Arbeit Pauli bildet dann den eigentlichen Kern der Apostelgeschichte. Man kann dieselbe in 2 Hauptabschnitte teilen: 1. die göttliche Wegbahnung zur Heidenmission, Kap. 1—12, und 2. die Anfänge der menschlichen Ausführung der Heidenmission, Kap. 13—28. Ich sage mit Absicht: die Anfänge. Es ist beachtenswert, daß die Apostelgeschichte eigentlich keinen Schluß hat. Die Missionsgeschichte aller Zeiten bildet ihre Fortsetzung und der Schluß ist erst da, wenn die Fülle der Heiden eingegangen und auch Israel zu Christo bekehrt sein wird. Von Anfang an ist das Christentum ausgebreitet worden durch Mission, und durch Mission muß es ausgebreitet werden, bis es zu den „Enden der Erde“ gelangt sein wird. Die Apostel waren nur die ersten Missionare, sie sollten aber nicht die einzigen bleiben; alle die Boten, welche die christliche Kirche später zu den Heiden gesendet hat, sind ihre Nachfolger. Die Apostel thaten nur, was unsre heutigen Missionare auch thun, und wenn wir heute Missionare zu den Heiden senden, so thun wir nur, was schon die erste christliche Kirche gethan hat. Vergl. I. 2 Schluß.

[1]) Es ist wohl nicht zu viel verlangt, wenn ich den Wunsch ausspreche, daß die Apostelgeschichte alle zwei Jahre einmal in der Bibellesestunde durchgenommen werden möge.

Machen wir nun einen flüchtigen Gang durch dieses Missionsbuch des Neuen Testamentes, um wenigstens einige seiner Missionsgedanken ans Licht zu stellen.

Kap. 1. In großen Zügen, wie es die Art des „Meisters" ist, beschreibt V. 8. den Weg, welchen die Missionsarbeit aus der Nähe in immer weitere Ferne nehmen soll. Unser Herr Jesus Christus ist ein weiser, nüchterner und praktischer Mann. Schritt für Schritt sollen seine Boten vorwärts gehen, nicht in Sprüngen vorwärts fliegen. Zuerst muß der Missionsbaum in der Heimat Wurzel schlagen, bevor er seine Äste in die Ferne ausbreiten kann. Dann solls wie auf einer Etappenstraße weiter gehen von Land zu Land, genau nach der göttlichen Handleitung. Die Apostel konnten nicht sofort nach Deutschland kommen und vor 100 Jahren konnte man nicht nach Mittelafrika fliegen. Erst heute werden die Brücken gebaut, welche „bis an die Enden der Erde" uns führen. Und auch heute muß es noch heißen: nicht alles auf einmal; ein Land und ein Volk nach dem andern, wie Gott die Wege bahnt und die Thüren öffnet. — Zum andern bezeichnet der Herr in diesem V. 8 die Heidenboten als seine „Zeugen", d. h. als Menschen, welche aus Überzeugung und Erfahrung, mit Begeisterung und Freudigkeit reden, die durch ihr Wort Herolde seiner großen Thaten und durch ihr Leben Beweise von der heiligenden Macht seiner Wahrheit sind. Andre Leute kann er im Missionsdienste nicht brauchen. Wie auch nachher (V. 22) Petrus von dem an des Judas Stelle zu wählenden Apostel verlangt, daß er geeignet sein müsse, ein Zeuge der Auferstehung mit ihnen zu werden. Auch Blutzeugen, Märtyrer, zu werden, müssen die Missionare bereit sein. Die „Malzeichen des Herrn Jesu", welche der Apostel Paulus an seinem Leibe trug, redeten eine Sprache der Überzeugung, welcher keine Macht der Beredsamkeit gleich kam. — Zum dritten endlich verheißt der Heiland in diesem Verse seinen Boten ganz besonders die Gabe des heiligen Geistes." Mit ihrer eignen Kraft können sie das große Werk: durch ihr Zeugnis die heidnische Welt zur glaubensfröhlichen Überzeugung von der Wahrheit des Evangelii zu führen, nicht ausrichten; darum „werden sie die Kraft des heiligen Geistes empfangen."

Kap. 2. Unter den Zeichen, welche die Ausgießung des heil. Geistes begleiten, trägt eins den Missionscharakter, nämlich das Reden „in andern Zungen", so daß von den anwesenden Fremdlingen „ein

jeglicher seine Sprache hörte, darinnen er geboren war" — eine pfingstliche Weissagung, welche heute in den hunderten von Sprachen, in denen die großen Thaten Gottes in aller Welt einem jeden Volke in seiner Muttersprache verkündigt werden, ihre weltgeschichtliche Erfüllung gefunden hat. — Auch die Pfingstrede Petri hat ihre Missionsgedanken: daß der heilige Geist „auf alles Fleisch" solle ausgegossen werden, V. 17 und daß auch denen, „die ferne sind", diese Verheißung gelte, V. 39. Nur „zuvörderst", aber nicht allein den Juden hat „Gott sein Kind Jesum auferweckt", 3, 26. —

Kap. 4. V. 12: Jesus Christus das einzige Heil für alle Menschen, d. h. ohne ihn kann niemand selig werden — das ist, wie schon früher angedeutet, der eigentliche Missionsgrundgedanke des Neuen Testaments.

Kap. 5. Ein Exempel ernster Kirchenzucht. Gerade in einer jungen, eben erst gegründeten Christengemeinde, welche mitten unter Nichtchristen steht, ist es von der allergrößten Bedeutung, daß die unaufrichtigen und Ärgernis gebenden Personen fern gehalten werden. Darum ist es notwendig, daß auch in unsern heutigen Missionsgemeinden eine ernste und strenge Kirchenzucht geübt werde. Oft übt sie Gott selbst durch wunderbares Eingreifen.

Es war zu Anfang der 70er Jahre, als eine Anzahl heidnischer Herero einen Raubzug gegen die ihnen benachbarten Namaqua unternahmen, auf dem sie viel Vieh erbeuteten. Leider hatten sich ihnen auch einige christliche Herero angeschlossen, welche gleichfalls einen Teil der Beute erhielten. Darüber waren die ernsteren Christen aufs tiefste entrüstet und erklärten jenen: „der Herr wird euch strafen; er wird euch das Vieh sterben lassen." Der Missionar Hahn erschrak erst, als er diese prophetische Drohung hörte; er fürchtete, sie könnte nicht in Erfüllung gehen und dann die Sache des Christentums großen Schaden leiden. Aber sie ging in Erfüllung. Die Leute hatten im Ernst und in Einfalt des Glaubens Zucht geübt, so vollzog Gott ihr Wort.

Musa, ein christlich gewordener Batta (auf Sumatra), der vor seiner Bekehrung ein Zauberer gewesen war, hatte heimlich seine Zauberbücher an einen heidnischen Verwandten gegeben, damit dessen Sohn sie studiere, um später Zauberer zu werden. Da wird sein achtjähriger lieber Knabe plötzlich todkrank, und in wenigen Tagen schwindet alle Hoffnung auf die Erhaltung seines Lebens. Dem Vater erwacht das Gewissen, so daß er sich getrieben fühlt, seine Schuld zu bekennen, um Vergebung zu bitten und seinem Verwandten die heidnischen Bücher wieder abzufordern. Der Missionar betete dann mit dem tief erschütterten Vater um das Leben des Kindes und das Gebet wurde erhört.

Kap. 6. Die Bestellung der Diakonen als Gehilfen der Apostel ist gerade für Missionsgemeinden von großer vorbildlicher Bedeutung. Nicht bloß in der Armenpflege und in der Leitung

und Beaufsichtigung der Gemeinde, sondern auch im Schul- und Kirchendienst brauchen die Missionare Mitarbeiter aus den Eingebornen: „Männer, die ein gutes Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind“ und gläubige Jünglinge, welche durch eine besondere Vorbildung zu Lehrern und Predigern ihres Volkes zubereitet werden. Je zahlreicher und tüchtiger dieselben sind, desto tiefere Wurzeln schlägt das Christentum unter dem fernen Volke und desto selbständiger werden die heidenchristlichen Gemeinden. Die evangelische Mission zählt heute auf allen ihren Gebieten über 35000 solcher eingebornen Helfer.

Kap. 7. Der erste Märtyrer. Zwar die Apostel haben schon vor dem Tode des Stephanus um des Namens Jesu willen Gefängnis und Schläge zu leiden gehabt (5, 18, 40), aber der eigentliche große Verfolgungssturm brach doch erst mit dem Tode des Stephanus aus (8, 1 und 3). Dieser Verfolgungssturm steht in einem doppelten Zusammenhange mit der Mission: 1. er ist entstanden, weil die jüdische religiöse und nationale Engherzigkeit in unversöhnlichen Haß gegen Stephanus — den Vorgänger des Paulus — ausbrach, welcher bestritt, sowohl daß der Mensch durch das Gesetz selig, wie daß Gott nur im Tempel zu Jerusalem in der Wahrheit angebetet werden könne (6, 11 und 13). Durch diese Behauptungen wurde einerseits den Juden der Anspruch zerstört, nur sie seien im Besitz der vor Gott giltigen Gerechtigkeit und zwar durch ihr Gesetz und ihren Gottesdienst, und andrerseits den Heiden die Thür des Glaubens aufgethan, also der Weg zur Heidenmission gebahnt. 2. er hat zur Folge, daß die christliche Gemeinde zu Jerusalem sich zerstreute nicht bloß über ganz Judäa und Samaria sondern auch bis in die griechischen Städte (8, 1, 40. 9, 30. 11, 19 und 20) und durch ihre Zerstreuung die Botschaft des Heils auch zu den Heiden trug. In der Hand Gottes mußte die Verfolgung den Dienst des Windes thun, welcher auf seinen Fittichen große Samenmengen weithin trägt. St. Paulus schreibt einmal: „Betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe,“ 2 Thess. 3, 1. Gerade durch die Verfolgungen wird das Wort Gottes gleichsam in Lauf gesetzt, daß es wie von selbst läuft, als ob es Füße hätte. So entstanden ohne direkte Thätigkeit der Apostel christliche Gemeinden von Samaria bis Antiochien und später bis Rom, Nordafrika, Spanien und Frankreich hin.

Stephanus ist aber nur der erste in einer langen Reihe von

Märtyrern; viele andre Zeugen Jesu sind ihm im Tode gefolgt. Nicht bloß die Juden setzen die Verfolgungen fort (12, 1 ff. 13, 50. 14, 5 u. s. w.), sehr bald beteiligen sich auch die Heiden an ihnen (16, 22. 17, 6. 19, 33 u. s. w.), bis später das römische Weltreich seine gewaltigen Machtmittel zur Unterdrückung des Christentums in Bewegung setzt. Wie die Geschichte der ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche, so ist die ganze Geschichte der Ausbreitung des Christentums, also die Missionsgeschichte, eine Verfolgungs-, Leidens- und Sterbensgeschichte. Fast überall auch in der heutigen Mission ist Märtyrerblut der Same der Kirche. Nur ein Beispiel: die Missionsgeschichte der Insel Madagaskar.

Im Jahre 1820 waren die ersten Boten des Evangelii, englische Missionare, auf der Insel gelandet. Als 1828 die Königin Ranawalona I. den Thron bestieg, gab es wohl tausende, welche in den Missionsschulen lesen gelernt, aber noch keine getauften Christen; erst 1831 wurden die 28 Erstlinge getauft, deren Zahl 1838 bis auf 200 gestiegen war. Da wurde durch eine königliche Botschaft den Christen die Ausübung ihres Gottesdienstes untersagt, die Auslieferung aller christlichen Bücher verlangt und die Ausweisung der englischen Missionare angeordnet, die glücklicherweise erst zur Ausführung kam, nachdem noch eiligst der Druck der Bibel in der madagassischen Sprache vollendet worden war. Im folgenden Jahre brach dann ein blutiger Verfolgungssturm aus, der mit einigen Unterbrechungen gegen 30 Jahre wütete. Rasalama, eine 25jährige Christin, eröffnete die Reihe derer, die den Märtyrertod erlitten. Am 14. Aug. 1837 wurde sie auf Befehl der Königin mit Speeren durchbohrt, während sie knieend ihren Geist in Gottes Hände befahl. Ein junger 22jähriger Christ, Rafaralahy, folgt ihr etwa ein Jahr darauf in demselben Tode. Eine andere Christin, Rawahiny, wurde erst zur ewigen Sklaverei, dann zur Giftprobe verurteilt, an der sie starb. Viele des Christentums Verdächtige wurden gefänglich eingezogen, aufs grausamste geschlagen, auf die Folter gespannt, ihres Eigentums, ihrer Stellen und Würden beraubt, zur Sklaverei oder zur Verbannung verurteilt. Einer der blutigsten Tage in der Missionsgeschichte Madagaskars war der 18. März 1849. Über 19 Christen: Adelige, Bürgerliche und Sklaven, wurde das Todesurteil gesprochen. Die einen wurden an einem Strick über einem Abgrunde schwebend gehalten, um sie durch die Todesangst zum Widerrufe zu bewegen, und da sie bei dem Bekenntnisse ihres christlichen Glaubens verharrten, der Strick durchhauen und sie in die Tiefe hinabgestürzt. Andre wurden lebendig verbrannt. Außerdem wurden an demselben Tage 117 Personen zu lebenslänglicher Ketten-, arbeit, 105 zu öffentlicher Geißelung, 37 Prediger mit ihren Frauen und Kindern und 42 andre Leute, bei denen sich heilige Schriften gefunden, zur Sklaverei 1643, die dem christlichen Gottesdienste beigewohnt, zu hohen Geldstrafen verurteilt. Trotzdem wuchs die Zahl der Christen beständig. Je mehr man sie unterdrückte, desto mehr breitete sich das Christentum aus. Die Bibel wurde mit Eifer gelesen, die geheimen Versammlungen fleißig besucht. Als die Verfolgung mit dem Tode der blutdürstigen Königin zu Ende ging, gab es fast 100 mal so

viel Christen auf der Insel, als da sie begann. Acht Jahre später ließ sich ihre Nachfolgerin taufen, auf den Hinrichtungsplätzen wurden stattliche Erinnerungskirchen an die Märtyrer gebaut und heute beträgt die Zahl der Christen auf Madagaskar über 400 000.

Von nun an greift der erhöhete Heiland erkenntlich in den Gang der Geschichte ein, um seinen Missionsbefehl, dessen volles Verständnis den Aposteln so schwer fiel, zur thatsächlichen Ausführung zu bringen. Nicht nur daß er die infolge der jerusalemischen Verfolgungen zerstreuten Christen zu Missionspredigern jenseit des Landes erst in Samaria und dann bis hin nach Antiochien machte und daß er den Petrus in das Haus des Heiden Kornelius führte, sondern daß er in Paulus sich ein besonderes Gefäß der Wahl beriet und dadurch dem Heidenapostolat als einer bleibenden Institution das volle Bürgerrecht in seiner Kirche verschaffte.

Kap. 8. Das Christentum überschreitet die Grenzen Judäas, indem es zunächst in Samaria Wurzel faßt. — Der Kämmerer aus Mohrenland, welchem infolge besonderer göttlicher Führung der Diakon Philippus das Evangelium verkündigt, trägt, selbst gläubig geworden, die Kunde von der Erlösung in Christo nach Äthiopien in Nordafrika. — Dabei fehlt es nicht an einer trüben Geschichte: ein Zauberer Namens Simon will die Macht der Geistesmitteilung durch Geld erkaufen, ein Vorgang, wie er sich ähnlich je und je auch in der heutigen Mission wiederholt, wenn heidnische Priester oder Zauberer aus unlautern Beweggründen das Christentum annehmen.

Kap. 9. Die Bekehrungsgeschichte des Paulus. Jetzt, wo Gott immer deutlicher die Missionswege zu den Heiden bahnt, gewinnt er sich den rechten Mann, welcher ihm das auserwählteste Rüstzeug für die Heidenmission werden soll. Auch in der Mission sind Menschen, lebendige Persönlichkeiten die Hauptsache. Nächst dem Segen Gottes liegt alles an den Arbeitern. Darum ist auch das Gebet um Arbeiter in die große Ernte so wichtig. Die Missionsgeschichte ist die Bekehrungsgeschichte der Heiden, darum gehört auch die Bekehrungsgeschichte der Heidenmissionare hinein. Nur mit Menschen, die selbst bekehrt worden sind, können die Heiden bekehrt werden. Paulus ist das gottgesegnete Werkzeug zur Gewinnung so vieler lebendiger Christen geworden, weil er selbst ein lebendiger, ganzer Christ war. Wie wunderbar hat Gott diesen Mann zum Missionsdienste zubereitet! Erst selbst ein Pharisäer der strengsten Richtung, hat er aus eigner

Erfahrung erkannt, daß kein Fleisch durch des Gesetzes Werke vor Gott gerecht wird. So wurde er in der Schule des Gesetzes erzogen nicht bloß zum Verständnis für die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben an den für die Sünder gekreuzigten Christus kommt, sondern zu gleicher Zeit für die Erkenntnis, daß der Glaubensweg auch der Heilsweg für die Heiden sei. Erst ein Feind Christi, der die an ihn Gläubigen fanatisch verfolgte, wurde er selbst von Christo wie mit Gewalt ergriffen und unter Angst und Zittern zu einem ganz neuen Menschen wiedergeboren. In dieser Schule lernte er, daß das Evangelium eine Kraft Gottes zur Errettung ist auch für seine stärksten und stolzesten Widersacher. Von Natur mit den reichsten Gaben des Verstandes, des Herzens und des Willens ausgestattet und mit jüdischer, teilweis auch griechischer Bildung wohl gerüstet, besitzt er auch die menschlichen Waffen, welche ihn zur siegreichen Durchführung seiner hohen Aufgabe befähigen. Zu Christo bekehrt beginnt er sofort mit mutigem Eifer andre zu bekehren; aber jetzt schickt ihn Gott in eine lange Warteschule nach Tarsus und Arabien (9, 30. Gal. 1, 17), bis er innerlich still, geklärt und für seinen hohen Beruf gereift, in Antiochien seine weltgeschichtliche Missionswirksamkeit beginnen darf.

Es ist erbaulich, den Wegen nachzugehen, auf denen sich Gott auch die heutigen Missionsarbeiter erzieht. Aus vielen Geschichten nur eine, die des englischen Missionars Williams, den man den Apostel der Südsee genannt hat.

In der Nähe von London wurde er 1796 geboren. Von seiner frommen Mutter lernte er frühe beten; dieselbe hätte es auch gern gesehen, wenn er ein Prediger geworden wäre. Aber der Vater hatte ihn zu einem Kaufmann bestimmt und that ihn bei einem Eisenwarenfabrikanten in die Lehre. Williams war aber lieber in der Werkstatt als im Laden und am Schreibtisch und benutzte alle Freistunden, um ein tüchtiger Schlosser zu werden. Sein Lehrherr war ein gläubiger Christ und seine Frau ihm gleichgesinnt; aber der junge Williams, obgleich ein ehrbarer und liebenswürdiger Jüngling, begann die Straße des verlornen Sohnes zu gehen: er verachtete das Wort und den Tag Gottes, hörte auf zu beten, spottete über göttliche Dinge und jagte mit weltlich gesinnten Freunden sinnlichen Genüssen nach. So wollte er auch an einem Sonntagsabend des Jahres 1814 ins Wirtshaus gehen. Da begegnet ihm die Frau seines Lehrherrn auf ihrem Wege in die Abendkirche, fragt ihn, wo er hin wolle und bittet freundlich anstatt ins Wirtshaus doch wieder einmal ins Gotteshaus zu gehen. Williams hätte sich lieber an den Spiel- und Trinktisch gesetzt, aber voll Scham und Unmuts folgt er der Frau. Da schlug Gottes Stunde für ihn. Er hörte eine gewaltige Predigt über Matth. 16, 26, welche ihm durchs Herz ging und für immer einen Jünger und Diener Jesu Christi aus ihm machte.

Jetzt suchte er die Gemeinschaft gläubiger Christen und beteiligte sich an allen Werken der Liebe, welche in der Gemeinde getrieben wurden, besonders gern half er in der Sonntagsschule. Da hörte er etwa ein Jahr später in einer Missionsversammlung von den Siegen des Evangeliums in Südafrika und in der Südsee, welche damals die kleinen Kreise der gläubigen Christen so begeisterten; sein Herz wurde warm, und nachdem er monatelang die Sache im Gebete vor Gott erwogen, meldete er sich 1816 bei der Londoner Gesellschaft zum Missionsdienst. Er wurde angenommen und noch in demselben Jahre in die Südsee gesandt. Bei seiner großen natürlichen Begabung und dem Eifer, mit welchem er seit seiner Bekehrung Gottes Wort studiert und andere in demselben unterwiesen hatte, bedurfte es nur noch eines kurzen Unterrichts. Auch die Schlosserwerkstatt, in der er so viele Stunden zugebracht, war, ohne daß ers geahnt, eine Missionsschule für ihn gewesen, da er sich in ihr jene praktische Geschicklichkeit angeeignet, die ihm später in seinem Missionsberufe von so großem Nutzen sein sollte. Williams ist dann ein auserwähltes Rüstzeug Gottes geworden, indem er weithin auf den Inseln der Südsee das Christentum gepflanzt hat, bis er nach 22jähriger Missionsthätigkeit auf der Neuhebrideninsel Eromanga 1839 den Märtyrertod erlitt.

Kap. 10 und 11. Diese beiden Kapitel sind für den Fortschritt der apostolischen Mission von epochemachender Bedeutung. Gott selbst führt den Petrus in ein heidnisches Haus, nachdem er ihn durch ein Gesicht überzeugt, daß die Scheidewand, welche das jüdische Ceremonialgesetz bisher gegen die Heiden aufgerichtet, nun gefallen sei und infolge der Mitteilung des heiligen Geistes an Heiden entschließt sich der Apostel, seine erste Heidentaufe zu vollziehen. Diese bedeutungsvolle Thatsache bildet den Übergang zu der direkten Heidenmissionsthätigkeit. Wir sehen, es geht immer Schritt für Schritt. Das war den Aposteln durch den Missionsbefehl ja freilich klar, daß alle Völker der Erde an dem Heil in Christo sollten Anteil bekommen; aber in dem Vorurteil waren sie noch befangen, daß sich die Heiden zuvor durch Annahme der Beschneidung und des Ceremonialgesetzes dem alttestamentlichen Bundesvolke Israel anschließen müßten, bevor man sie taufen dürfte. Dieses Vorurteil aus dem Wege zu räumen, bedurfte es selbst bei einem Petrus einer besonderen göttlichen Veranstaltung. Zwar in Samaria und bei dem Kämmerer aus Mohrenland waren bereits die jüdischen Schranken ein wenig überwunden; aber der letztere war vermutlich ein jüdischer Proselyt und die Samaritaner galten doch nicht geradezu als Heiden, auch hatte Jesus selbst bereits unter ihnen gewirkt. Dazu bedurfte es vor der judenchristlichen Gemeinde zur Rechtfertigung einer direkten Heidentaufe der Autorität eines Apostels, ja der des angesehensten unter den Aposteln, des Petrus.

Unsere besondere Beachtung verdienen die von oberflächlichen Christen gemeiniglich so falsch verstandenen und zu Angriffen gegen die Mission mißbrauchten Worte: 10, 34 und 35. Der Sinn dieser Worte ist nicht etwa der: der Mensch kann einen Glauben haben, welchen er will, wenn er nur Gott fürchtet und recht thut, so wird er selig, er sei Christ oder Jude oder Heide. Sagten die Worte das, so wäre freilich das Todesurteil über die Mission gesprochen. Aber es ist unmöglich, daß sie das sagen, denn dann stünden sie ja im schreiendsten Widerspruch zu der ganzen göttlichen Veranstaltung, welche den Petrus ins Haus des Kornelius geführt. Wozu hätte es dann noch der Taufe bedurft, wenn Kornelius schon dadurch der Seligkeit teilhaftig geworden wäre, weil er Gott fürchtete und recht that? Und notabene er that das wirklich, während es bei den meisten, welche sich sonst zur Entschuldigung ihres Unglaubens auf diesen Ausspruch berufen, mit ihrer Gottesfurcht und ihrem Rechtthun nicht weit her ist. Petrus sagt etwas ganz anderes, nämlich: „Nun, nach dieser handgreiflichen Gottesführung, komme ich zur vollen Erkenntnis der großen Wahrheit, daß Gott unter den verschiedenen Völkern wie unter den verschiedenen Ständen keinen Unterschied macht. Aus ihnen allen sammelt er seine Reichskinder. In jedem Volke, auch unter den Heiden, findet er Menschen, die in ihrer Weise ihn fürchten und recht thun, fromme, religiös ernste, nach Gerechtigkeit hungernde Menschen, die aus der Wahrheit (Joh. 18, 37), die aus Gott (Joh. 8, 47) sind. Diese sind ihm „angenehm", wörtlich: „annehmbar," d. h. es bedarf nicht erst einer Beschneidung u. s. w., sondern sie dürfen ohne weiteres durch die Taufe in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen werden." Ihre natürliche Frömmigkeit macht sie nicht selig, wohl aber „annehmbar" zu Taufkandidaten. Dieser Ausspruch Petri ist also einer der gewaltigsten Missionstexte. Er stellt einen Grundsatz auf, welcher der damaligen Welt, den Juden wie den Heiden, neu war: den der Gleichheit aller Völker und Menschen vor Gott. Von den heidnischen Völkern hatte ein jedes seine eigne Religion, und die Götter, denen es diente, waren so national, daß sie als Feinde andrer Nationen betrachtet wurden. Leider hielten trotz ihres prophetischen Lichts selbst die Juden den großen Gott für parteiisch, als der ein Volk vor dem andern vorzöge. Sogar die Apostel waren in dem Vorurteile befangen, daß das jüdische Ceremonialgesetz noch immer wie

eine chinesische Mauer zwischen Juden und Heiden stehe. So mußte es dem Petrus wie eine neue Offenbarung sein, daß Gott jetzt, nachdem die Zeit der alttestamentlichen Erziehung vorbei, zwischen beiden keinen Unterschied mehr mache. Urteilen wir aber ja nicht hart über die jüdischen Apostel, daß es bei ihnen so lange dauerte und durch so harte Kämpfe ging, bis sie sich zur direkten Aufnahme der Heiden in die christliche Kirche entschlossen. Giebt es doch noch heute in der Christenheit Vorurteile genug gegen die Heidenmission, obgleich die heutigen Christenvölker alle einst selbst Heiden gewesen sind. Es ist eben ein sehr großer Gedanke, daß vor Gott alle Völker und Menschen gleich sind und daß er ohne Unterschied ihnen allen durch Christum geholfen haben will und es gehört schon ein bedeutendes Maß der Reife im Christentum dazu, bis einer zu diesem hohen Gedanken hinanwächst. —

Auch das ist ein großer Gedanke, daß es unter allen, auch den heidnischen Völkern, Menschen giebt, welche „Gott fürchten und recht thun." Es geht durch die ganze Menschheit, nicht bloß durch die christliche sondern auch durch die heidnische eine Scheidung: die große Majorität ist irdisch gesinnt, ohne Zug zu Gott, ohne Hunger nach Gerechtigkeit, ohne Ewigkeitssinn; eine kleine Anzahl ist himmlisch gerichtet, hat einen Zug zu Gott, einen Hunger nach Gerechtigkeit, einen Ewigkeitssinn. Das sind die Menschen, von denen der Heiland dem Pilatus gegenüber sagt, daß sie „aus der Wahrheit," den Juden gegenüber, daß sie „aus Gott" sind, die Menschen, welche er „seine Schafe" nennt und von denen er erklärt: „meine Schafe hören meine Stimme." Solche in ihrer Art fromme Menschen giebt es auch heute unter den Heiden; gleich dem Kornelius sehnen sie sich nach etwas Besserem, als was die heidnische Religion ihnen zu bieten vermag. Sie sind gemeiniglich die Erstlinge, welche die Missionare gewinnen, und sie bilden den Grundstock der christlichen Kirche im Heidenlande.

Als „die Apostel und die Brüder im jüdischen Lande" infolge der Erfahrung des Petrus gelernt hatten „Gott zu loben und zu sprechen: so hat Gott auch den Heiden Buße gegeben zum Leben" (11, 18), da beginnt jenseit der Grenzen des jüdischen Landes die eigentliche Heidenmission, zunächst auf dem einfachsten und natürlichsten Wege, daß die einzelnen Christen in der Zerstreuung

überall, wohin sie kommen, Zeugnis von ihrem Glauben an Christus ablegen und durch dieses Zeugnis eine „große Zahl“ Griechen überzeugen, daß sie auch „gläubig werden und sich zu dem Herrn bekehren“ (V. 20 und 21), während die gemeindliche Entsendung von Heidenmissionaren erst später erfolgt (13, 2).

In der Thatsache, daß von den ersten Christen jeder ein Zeuge Christi, und wohin er immer ging, ein privater Missionar war, liegt eine Haupterklärung für die schnelle und weite Ausbreitung des Christentums in der apostolischen Zeit. Je mehr sich diese Thatsache in der heutigen Mission wiederholt, wie z. B. unter den Kolhs und den Südseeinsulanern, desto größer ist auch heute der Missionserfolg.

Wie 11, 29 zeigt, erweisen die Heidenchristen ihren judenchristlichen Brüdern sich dankbar für das Heil, welches sie von ihnen empfangen haben, vgl. Röm. 15. 26. 2 Kor. 8, 1 ff. Die Heidenmission segnet diejenigen wieder, welche sie üben; es gehen Rückwirkungen von ihr aus, durch welche sie sich gleichsam bei uns bedankt. Zwar ist es keine schöne Frage: „Was wird uns dafür?“ Matth. 19, 27; Gott hat uns auch schon überreichlich zuvor bezahlt, wie jener württembergische Bauer sagte, als ihm für seine große Missionsgabe ein Pfarrer Gottes Segen wünschte: „den han i scho.“ Aber Gott thut, was er verheißen, auch in der Mission: er giebt wieder dem, der ihm giebt. Nicht bloß Geld und Geldeswert; er hat noch wertvollere Gaben.

Ich habe einmal von einem Manne gehört, der in einer kalten Winternacht durch den hohen Schnee übers Gebirge wanderte und zuletzt so müde und schläfrig wurde, daß er im Begriff war sich niederzusetzen, obgleich er wohl wußte, daß er dann leicht in den Tod hinüberschlummern könnte. Da sieht er einen andern Menschen sitzen, der schon fast erfroren ist; das Mitleid giebt ihm Kraft, daß er die eigene Ermattung überwindet, er reibt und reibt den Fremdling, bis dieser wieder lebendig wird, und dann ist seine eigene Müdigkeit dahin und beide ziehen gerettet ihre Straße. Durch die Belebung des Fremdlings hatte unser Wanderer sich selbst das Leben gerettet! Ihr versteht dieses Gleichnis, auch ohne daß ich es auslege. Ich weiß, es giebt hunderte unter den Missionsfreunden, denen die Mitarbeit an der Rettung der Heiden Mittel und Weg geworden ist zur Rettung ihrer eigenen und der Ihrigen Seele.

Wie viel Segen ist allein von den Missionsfesten ausgegangen! Nur eine Geschichte, welche Pastor Licht, der tausenden von Kindern wohlbekannte Schreiber des „Kleinen Sammler,“ mir mitgeteilt hat.

Irre ich nicht — schreibt er — so war es im Jahre 1845, wo der Bruder

Görke mit Knak auf dem Feste predigte; da gefiel es dem heiligen Geist, daß Görkes Predigt besonders in den Gästen aus der nahe gelegenen Stadt Reetz zündete. Von dieser Stadt mochten 2—300 Festbesucher gekommen sein. In hellen Haufen zogen sie nach dem Feste singend und lobend ihre Straße. Ein solcher Haufe zieht auch singend an einem Einspännerwagen vorbei, der so beladen ist, daß das Pferd nur Schritt gehen kann. Da tritt aus dem singenden Haufen ein junger Mann heraus, springt auf den Wagen, fällt dem Fuhrmann um den Hals und sagt: „Schwager, seit Jahren liegen wir im Prozeß; komm, wir wollen uns versöhnen. Wo Gott uns so viel vergiebt und so viele Gnade giebt, da können wir nicht mehr unsre Herzen verschließen." Und der ganze Haufe stimmt an: „Halleluja, Lob, Preis und Ehr sei unserm Gott je mehr und mehr." Der erste Gang daheim ist aufs Gericht, wo die Schwäger ihren Prozeß aufheben. Nun, die fragten nicht mehr: „Was wird uns dafür?"

Kap. 13 und 14: die erste eigentliche Missionsreise.

Sie geht von der heidenchristlichen Gemeinde in Antiochien aus; hier war der Drang am lebendigsten, was sie selbst aus lauter Gnade empfangen hatten, an die Heiden weiter zu geben. Gieb es weiter, nämlich das Evangelium Christi, so sollte auch bei uns die Dankbarkeit drängen; denn unsre Vorfahren sind auch Heiden gewesen. — Mit großem Ernst wird zunächst die Frage hin und her besprochen; die Gemeinde betet darüber und sammelt sich durch Fasten, bis sie durch das innere Zeugnis des heiligen Geistes auch über die Personen gewiß geworden ist, welche gesendet werden sollen. Dann folgt die feierliche Abordnung. Auf Grund dieses apostolischen Vorbilds ordnen wir auch heute unsre Missionare in derselben Weise ab, nur daß wir an die Stelle des Fastens ein freiwilliges Opfer haben treten lassen.

Wohin wenden sich nun die beiden ersten Missionare? Sie folgen den damaligen Verkehrswegen und besuchen zunächst die Hauptmittelpunkte des Verkehrs: die Städte, besonders die größeren Städte. Von diesen aus sollte sich das Evangelium in ihrer ganzen Umgebung, also auch auf den Dörfern weiter ausbreiten, vgl. Apstg. 13, 49. 19, 10. So sind wir auch in der gegenwärtigen Mission zunächst an diejenigen Länder gewiesen, welche dem Verkehr bereits erschlossen sind, besonders an die Kolonialgebiete der europäischen Staaten, es sei denn, daß Gottes Finger deutlich einen andern Weg wiese. — Dazu standen die ersten Missionare unter einer besonderen Leitung des heiligen Geistes 13, 4, für dessen innere Einsprache, Zucht und Führung sie ein feines Gemerk hatten: 16, 6—9. Diese Geistesleitung fehlt auch heute nicht; nur müssen die Vorstände der

Missionsgesellschaften und die Missionare Männer sein, welche ein für die Sprache des heiligen Geistes geöffnetes Ohr besitzen.

Von Anfang an finden die Missionare Widerstand. Nicht nur über der ganzen ersten Missionsreise und der ganzen apostolischen Mission, sondern über der gesamten Missionsgeschichte bis auf den heutigen Tag steht das Doppelwort: „Mir ist eine große Thür aufgethan und sind viele Widerwärtige da,“ 1 Kor. 16, 9. Die Mission hat nicht bloß ihre stille Säearbeit sondern auch ihren harten Kampf und muß mit Christus sprechen: „ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert,“ Matth. 10, 34. Dieser Kampf verlangt feste Männer voll tapfrer Ausdauer. Johannes (Markus) war damals ein solcher Mann noch nicht, darum kehrte er um (13, 13. vgl. 15, 37.); doch muß er sich später wieder zurecht gefunden haben: Kol. 4, 10. 2 Tim. 4, 11. Und mancher Missionar, der — wie einmal einer sich ausdrückte — „die Stöße des Heidentums nicht ertragen konnte,“ ist seinem Beispiel gefolgt.

Auf ihrer Missionsreise suchen die Apostel zuerst die jüdischen Synagogen auf, wenden sich an die Juden und Judengenossen und erweisen aus der Schrift, daß Jesus von Nazareth der von den Propheten verheißene Messias sei. Erst nachdem die Juden das Heil von sich gestoßen, wenden sie sich zu den Heiden (13, 46). Vor den Heiden predigen sie in einer andern Weise (14, 15 ff. 17, 22 ff.). Diese kennen ja die Schrift noch nicht; so verkündigen sie ihnen den einen Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, zeigen, worin der wahrhaftige Gottesdienst bestehe und welches für alle Menschen der einzige Weg des Heils sei, den die Liebe Gottes in Christo Jesu bereitet habe. So müssen auch heute die Missionare ihre „Stimme wandeln,“ je nachdem die Heiden, welche sie vor sich haben, mehr oder weniger zubereitet sind für das Verständnis des „Wortes vom Kreuz,“ welches überall den Hauptinhalt der Missionspredigt bilden muß.

Zur Unterstützung ihrer Predigt stand den Aposteln die Gabe, Wunder zu thun, besonders Kranke zu heilen zu Gebote. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit erregt, die apostolische Predigt beglaubigt und oft ein großer Eindruck hervorgebracht: 8, 6. 9, 33 ff. vgl. 42. 13, 6. 14, 8 ff. 19, 11 f. 2 Kor. 12, 12. Gal. 3, 5. Röm. 15, 18 f. Den heutigen Missionaren fehlt diese Gabe, obgleich die mächtige Hand Gottes auch ihre Wirksamkeit durch mancherlei

außerordentliche Bezeugungen unterstützt. Wir suchen durch allerlei Werke der Barmherzigkeit, besonders auch durch ärztliche Dienste, Krankenpflege, Errichtung von Hospitälern, Waisenhäusern u. dgl. die Herzen der Heiden für die Predigt des Evangeliums zu gewinnen.

Die Apostel halten sich an den von ihnen besuchten Orten meist nur kurze Zeit, einige Wochen oder Monate auf, kehren aber häufig in die von ihnen gegründeten Gemeinden zurück, schicken als Visitatoren ihre Gehilfen 2 Kor. 8, 6. Phil. 2, 19. 1 Thess. 3, 2. Tit. 1, 5 und schreiben aus der Ferne Briefe; bloß in Jerusalem, Antiochien, Korinth und Ephesus machen sie längere Station. Daß allein in dieser Weise unsre heutigen Missionare nicht Reiseprediger sein können, ist schon gelegentlich des Missionsbefehls bemerkt worden. Weil die heutigen Heiden meist auf einer tieferen religiösen, sittlichen und civilisatorischen Stufe stehen als diejenigen, mit welchen die Apostel zu thun hatten, auch in den heutigen Missionsgemeinden sich nicht ein solcher Grundstock von Männern findet, die wie damals an der alttestamentlichen Schrift (auch in der griechischen Übersetzung) genährt worden sind, so ist es nicht möglich in der gleichen Schnelle „Älteste zu ordnen,“ welchen die Leitung und geistliche Versorgung übergeben werden kann. Wie schon bemerkt, ist es ja freilich das ernste Bestreben auch der heutigen Missionare durch eingeborne Gehilfen aller Art sich Mitarbeiter zu schaffen; allein die Vorbedingungen für eine schnelle Organisation der Gemeinden, Einsetzung geeigneter Ältester und die dadurch bedingte baldige Weiterreise der Missionare sind auf fast allen heutigen Missionsgebieten nicht so günstig wie in der apostolischen Zeit.

14, 27 enthält den ersten Missionsfestbericht. Allen Nachdruck legen die Apostel darauf, daß Gott gethan habe, was gewirkt worden ist. Menschen, besonders Heiden bekehren ist Gottes Vorrecht. Sie selbst stellen sich in den Hintergrund, loben sich nicht und lassen sich nicht loben. Von Gott kommt in der Mission alle Kraft, aller Erfolg, darum auch ihm allein die Ehre. Den Erfolg, den sie gehabt, schätzen sie sehr richtig; sie sagen: Gott habe viel mit ihnen gethan. Vor Menschen Augen war es ja noch nicht viel; erst ein paar Gemeinden waren gegründet. Aber die Apostel haben den richtigen Blick für den Wert der Anfangserfolge. Jetzt war die Bahn gebrochen, der Stein ins Rollen gebracht; aus den 4 Gemeinden sind bald 40,400,4000 geworden.

Wenn eine Brücke über einen breiten Strom gebaut wird, so ist viel ausgerichtet, wenn das Fundament im Wasser gelegt worden ist; diese Anfangsarbeit hält am längsten auf und wird am wenigsten gesehen, aber sie ist am wichtigsten, und wenn sie erst gethan, geht der folgende Bau schnell von statten. Was würden die Apostel erst sagen, wenn sie sähen, wie viel bis heute durch die Mission ausgerichtet worden ist! Besonders zu beachten ist der Ausdruck: Gott habe „den Heiden die Thür des Glaubens aufgethan.“ Wie das „Wort“ (Kol. 4, 3) so hat auch der „Glaube“ eine „Thür“, durch die man in ihn hineindringt; manche Menschen finden diese Thür ihr Lebtag nicht. Der christliche Glaube ist eine Welt für sich und es will etwas sagen, wenn Heiden, denen diese geheimnisvolle Welt bisher ganz fremd gewesen, den Weg in sie hinein finden und diese Welt ihnen so herrlich erscheint, daß sie Mut bekommen, alles zu erdulden, um Bürger derselben zu werden. Das ist nur Gottes Werk. Die Apostel haben den Glauben verkündigt, zu ihm eingeladen; Gott hat die Heiden in ihn hineingeführt, so daß sie fortan lebten im Glauben. Wie er das gethan? Kap. 13 und 14 geben die Antwort: durch überzeugende Schriftbeweise, durch ein wunderbares Strafgericht, durch die Märtyrerfreudigkeit der Apostel, durch wunderbare Heilungen; auch noch durch andre Mittel, z. B. später bei dem Kerkermeister durch ein Erdbeben und was damit zusammenhing. Aus der heutigen Mission nur eine Geschichte.

Zu einem chinesischen Missionar kam vor einiger Zeit ein gebildeter Chinese und sagte: „Ich habe Ihre Lehre noch nicht gehört, aber ich habe sie gesehen. Da ist in meiner Nachbarschaft ein Mensch, der zu den zänkischsten und widerwärtigsten der Stadt gehörte. Seit Monaten ist er wie umgewandelt, sanftmütig und liebreich. Als ich nach dem Grunde forschte, hieß es, er habe den christlichen Glauben angenommen. Ich sehe, daß dieser Glaube gut sein muß und wünsche ihn gleichfalls kennen zu lernen.“ So war diesem Manne die „Thür zum Glauben aufgethan.“

Kap. 15: Feierliche Bestätigung des Rechtes der direkten Heidenmission durch die erste von den Aposteln veranstaltete Kirchenversammlung.

Kap. 15, 36 — 18, 22: Zweite Missionsreise des Apostels Paulus. Leider beginnt sie mit der Trennung von Barnabas. Selbst bei den gesegnetsten Werkzeugen Gottes zur Ausbreitung seines Reiches menschelt es, und die heilige Schrift verheimlicht das nicht. Auch die Missionare können fehlen und fehlen wirklich und die Missionsgeschichte soll keine Schönfärberei treiben.

Zunächst besucht der Apostel abermals (vgl. 14, 21 ff.) die bereits gegründeten Gemeinden, da sie der Stärkung durch ihn noch sehr bedurften. In Lystra gewinnt er sich den jungen Timotheus zum Mitarbeiter und nimmt ihn samt Silas (15, 40) und später Lukas (16, 10) mit auf die Reise, um sie für den apostolischen Dienst zu schulen. Wir sehen: neben den Ältesten, welchen der Gemeindedienst anvertraut ist, erziehen sich die Apostel Jünglinge für den eigentlichen Missionsdienst. Solcher Apostelgehilfen giebt es eine große Zahl, wohl über 30; außer Timotheus und Silas z. B. Titus, Lukas, Tychikus, Trophimus. Apg. 20, 4 hat Paulus 7 solcher Missionsgehilfen bei sich, eine Art wanderndes Missionsseminar. Barnabas hat den Markus, Petrus den Silvanus gehabt (1 Petr. 5, 12). Daß die heutigen Missionare sich gleichfalls mit solchen Gehilfen umgeben, ist schon wiederholt angedeutet worden. Auch sie erleben manche schöne Timotheusgeschichte.

16, 6—10 zeigt uns, wie aufmerksam und wie gehorsam die Apostel gegen die Leitung des heiligen Geistes sind. Es war ein Schritt von weltgeschichtlicher Bedeutung, als Paulus dem Gesicht in Troas mutig folgend „alsobald“ nach Europa übersetzte. Die „Gewißheit, daß ihn der Herr dahin berufen,“ hat ihn nicht getäuscht: die Völker Europas sind in ihrer Gesamtheit christlich geworden. — Noch immer tritt die Heidenwelt mit dem Rufe jenes makedonischen Mannes vor uns hin: „kommt hernieder und helft uns.“ Noch mehr als die Sehnsucht nach Erlösung, welche immer nur eine kleine Schar erfüllt, ist es das Elend der Heiden, welches so zu uns schreiet.

Die erste europäische Stadt, welche der Apostel besucht, ist Philippi; eine jüdische Proselytin, Lydia, wird zuerst gläubig und bald und zwar mit ihrem ganzen Hause getauft. So schnell dürfen wir in der heutigen Mission nicht taufen, einfach darum nicht, weil mit der göttlichen Offenbarungsgeschichte völlig unbekannte Heiden nicht so auf die Taufe vorbereitet sind wie gläubig gewordene Juden oder Judengenossen. Unsre Missionare müssen der Taufe stets einen längeren Unterricht voraufgehen lassen. — Da die Apostel „achteten, daß die Lydia wirklich gläubig geworden war an den Herrn,“ so tauften sie auch alle ihre Familienglieder mit, d. h. die Kinder und die Dienstboten (Sklaven) in der gewissen Hoffnung, die gläubige Mutter und Hausfrau werde dieselben „lehren alles halten, was ihr selbst von Jesus befohlen war“ und „sie aufziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.“

Nach diesem apostolischen Vorbild darf auch in der heutigen Mission „das Haus" gläubig gewordener Hauseltern mit getauft werden.

Die erste Person, welche in Europa getauft wird, ist ein Weib. Das ist wieder eine Thatsache von großer Bedeutung Das Evangelium betrachtet auch das Weib als eine „Miterbin der Gnade des Lebens" (1 Petr. 3, 7), es macht daher keinen Unterschied zwischen Mann und Weib (Gal. 3, 28). Dadurch befreit, ehrt und erhebt es das Weib. Überall in der heidnischen und mohammedanischen Welt bringt die Mission dem Weibe eine doppelte Erlösung: die allgemeine „von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels," und die besondere von der Erniedrigung und Verachtung, die mit seiner gesellschaftlichen Stellung verbunden ist. Durch ganz Asien und Afrika bis in die Urwälder Amerikas und die freundlichen Inseln der Südsee finden wir das heidnische und mohammedanische Weib in einem Zustande der Sklaverei, der zwar in den verschiedenen Ländern und Gesellschaftsklassen ein verschieden tiefer, aber überall eine Entwürdigung ist. Die christliche Mission verhilft dem Weibe wieder zu der ihr gebührenden Stellung in der menschlichen Gesellschaft, sie giebt dem Manne in seinem Eheweibe wieder eine Gehilfin, den Kindern in ihrer Mutter wieder eine ehrwürdige Autorität. —

Eine für das Heidentum charakteristische Erscheinung ist die Sklavin mit dem Wahrsagergeist, die ihren Herren als Erwerbsquelle dienen mußte. Ich kann mich hier weder in eine Untersuchung darüber einlassen, wie weit bei diesem heidnischen Wahrsagerei- und Zaubereiunwesen bloßer schlauer Betrug und thörichter Aberglaube, wie weit dämonische Mächte eine Rolle spielen, noch eine umständliche Antwort auf die Frage geben, was wohl diese heidnische Sklavin bewogen haben mag, die Apostel als Knechte Gottes des Allerhöchsten zu bezeichnen. Ich muß mich mit einer doppelten Bemerkung begnügen: 1. daß der Apostel als ein Bote des Gottes der Wahrheit den Dienst ablehnen mußte, welchen ihm der heidnische Lügengeist leisten wollte. Wie in der Christenheit Spiritisten und allerlei Beschwörer (Sympathiedoktoren, Besprecher und dergleichen Leute) durch frommklingende Redensarten den biblischen Glauben anscheinend zu bekräftigen vorgeben, so passiert es je und je auch den Missionaren in der Heidenwelt, daß man mit heidnischer Zauberei ihr Zeugnis unterstützen will. Jede solche Allianz ist Gott ein Greuel. Und 2. daß der Verlust des Gewinns,

welchen die heidnische Wahrsagerei und Zauberei einträgt, bis auf den heutigen Tag eine der Hauptursachen des Hasses, der Feindschaft und der Verfolgung der Missionare wird.

Die um ihren Gewinn gebrachten Herren verstecken allerdings den eigentlichen Grund ihres Zorns, indem sie vor den Hauptleuten, zu denen die Apostel geschleppt werden, erklären: „diese Menschen .. verkündigen eine Weise, welche uns nicht ziemet anzunehmen, die wir Römer sind.“ Durch die Hinweisung auf die politische Gefährlichkeit der Apostel und den Widerspruch, in welchem das Christentum mit den heidnischen Sitten steht, wird — bis auf den heutigen Tag — „das Volk erregt“ und dann eine tumultuarische Justiz geübt. Die Apostel werden gestäupt und ins Gefängnis geworfen, aber das Gefängnis wird zu einer Kirche, darinnen die Märtyrer Gott verherrlichen und den Kerkermeister für das Evangelium gewinnen. So muß die Verfolgung immer, wo sie mit Märtyrermut ertragen wird, als ein Weg dienen, der die Mission zu neuen Siegen führt. Die Bekehrungsgeschichte des Kerkermeisters ist ein charakteristischer Einzelzug aus der apostolischen Missionsthätigkeit. Auch in der heutigen Missionsgeschichtserzählung dürfen die Bekehrungsgeschichten nicht fehlen.

Nachdem die Apostel das Unrecht gelitten, beanspruchen sie auf Grund ihres römischen Bürgerrechts eine ehrenvolle Entlassung aus dem Gefängnis. Es ist nicht Kreuzesscheu, wenn Paulus wiederholt sein römisches Bürgerrecht geltend macht (22, 25); auch die Boten Christi haben einen Anspruch auf Gerechtigkeit und Schutz seitens der Obrigkeit. Wenn unsre Missionare zu den Heiden gehen, so müssen sie freilich bereit sein, auch unschuldig zu leiden und selbst ihr Leben zu opfern; aber wo rechtliche Verpflichtungen zu ihrem Schutze vorhanden sind, da thun sie nicht unrecht, wenn sie unter Umständen gleich dem Paulus auf dieselben sich berufen. Auch in Thessalonich kam es nach der Arbeit von wenigen Wochen zur Verfolgung. Wie bedeutend die Bewegung gewesen sein muß, welche die apostolische Predigt weithin hervorgebracht, sagt uns 18, 6. In Thessalonich wird abermals die politische Gefährlichkeit der Apostel als Grund für das Einschreiten der obrigkeitlichen Gewalt geltend gemacht — ein Verfahren, welches sich auch in der heutigen Mission immer wiederholt. Die Furcht der heutigen heidnischen Völker ist leider nicht immer ohne Grund. In der That haben die europäischen Kolonialmächte, besonders Frank-

reich, schon mehr als einmal ihre Soldaten den Missionaren nachgeschickt, und auch wenn das nicht geschehen, so hat aus Furcht, daß es geschehen könnte, schon manche blutige Verfolgung stattgefunden. Z. B. erst jüngst wieder in dem bekannten Reiche Uganda am Nyansa und überhaupt in Ostafrika.

Beröa muß Paulus gleichfalls bald verlassen; er läßt deshalb den Silas und Timotheus dort, damit diese noch eine Weile begießen, was er gepflanzt hat, während er selbst sich nach Athen begiebt.

Hier befand er sich in dem Mittelpunkte der Kunst des Altertums. Gewiß war ein Mann wie Paulus nicht unempfänglich gegen die Schönheit der Kunstgegenstände, welche Athen in großer Menge und Vollendung aufwies. Aber „sein Geist ergrimmte in ihm," weil alle diese Kunst nur die heidnische Abgötterei verherrlichte. So mag auch z. B. in Indien dem heutigen Missionar manchmal zu Mute sein, wenn er vor dortigen heidnischen Kunstwerken steht. Er sieht sie eben nicht bloß mit dem Auge des Kunstfreundes und Altertumsforschers, sondern mit dem des Missionars an, dem es wehe thut, daß so viel Schönheit und Pracht den toten Götzen dient, die er zu stürzen gekommen ist. Der christliche Missionar ist kein fanatischer Zerstörer heidnischer Kunstgegenstände, aber auch kein fanatischer Schwärmer für sie. Er kann und darf nicht vergessen, daß sie dem Götzendienste geweiht sind.

Zunächst durchwandert Paulus die Stadt, betrachtet ihre Tempel, studiert die Inschriften ihrer Altäre, um das atheniensische Heidentum kennen zu lernen und, wie seine nachherige Rede auf dem Areopag zeigt, Anknüpfungen für seine missionarische Thätigkeit zu finden. So muß auch der heutige Missionar nicht bloß aus Büchern sondern an Ort und Stelle das Heidentum desjenigen Volkes genau kennen lernen, unter welchem er arbeitet; er muß sich durch Anschauung mit den Götzen, die es anbetet, den Tempeln, in denen es ihnen dient, den Opfern, welche es ihnen bringt ꝛc., bekannt machen. Wo religiöse Schriften, überhaupt eine Litteratur vorhanden ist, muß er auch diese studieren; wie in seiner Areopagrede das Citat aus dem sonst wenig bekannten griechischen Dichter Aratus zeigt, hat auch Paulus das gethan. Wie das alte so ist auch das heutige Heidentum nicht lauter Nacht; fast überall giebt es einige verlaufene Sonnenstrahlen der ewigen Wahrheit und mancher poetische Ausspruch enthält eine prophetische Ahnung.

Auch mit der griechischen Philosophie konnte Paulus nicht ganz unbekannt sein, vergl. 17, 18, obgleich er sich von den aufgeblasenen atheniensischen Weltweisen muß einen „Lotterbuben“ (Saatkrähe, d. h. Schwätzer) nennen lassen. Nun kommt freilich durch philosophische Disputation für die Bekehrung zum Christentum erfahrungsmäßig nichts oder nur sehr wenig heraus; dennoch muß der christliche Missionar, welcher mit philosophisch gebildeten Heiden zu thun hat, also in Indien, China, Japan, selbst einigermaßen philosophisch gebildet sein, damit er jeder Disputation gewachsen ist. Auch unser Herr Jesus Christus zeigte sich den wissenschaftlich gebildeten Pharisäern und Sadducäern jederzeit gewachsen und in jeder Disputation als ihren Meister.

Durch Gespräche erregt der Apostel die öffentliche Aufmerksamkeit und bewirkt, daß man eine Rede von ihm verlangt. Diese auf dem Areopag gehaltene Missions-Muster- und Meisterrede ist ein weltgeschichtliches Ereignis. Ich muß mich aber hier auf die Andeutung weniger missionarischer Gesichtspunkte beschränken. Der Apostel hebt in seiner Rede nicht wie Röm. 1, 18 ff. die Nachtseiten des Heidentums hervor; er betrachtet das Totenfeld mit dem Blicke der Hoffnung als Erntefeld. Es ist die weise Pädagogik des Menschenfischers, welche eine Anerkennung hat für das religiöse Suchen, Tasten, Ahnen des Heidentums und die diese Anerkennung zur Anknüpfung macht. Er will seiner Botschaft die Herzen seiner heidnischen Zuhörer öffnen, darum sieht er in ihrer Abgötterei Unwissenheit, in ihrer Unwissenheit Unbefriedigtheit und in ihrer Unbefriedigtheit eine unbewußte Sehnsucht nach Wahrheit. Die Heiden als im Irrtum blind, die Zeit vor der Verkündigung des Evangelii als eine Zeit der Unwissenheit, die Vielgötterei als eine unbewußte Gottesfurcht anzusehen — diese Auffassung ist eine „Thür“ zu den Heidenherzen. Seinen „Grimm“ hält der Apostel weislich zurück; er enthält sich möglichst der Bekämpfung und setzt an die Stelle des religiösen Irrtums, den er schont, die christliche Offenbarungswahrheit: Einheit Gottes, der Geist ist, und aus ihr folgende Einheit der Menschheit, liebevolle und erzieherische Weltregierung, Gottebenbildlichkeit, geistige Gottesverehrung — für die Athener, die mit der Einheit Gottes auch die Einheit der Menschheit verloren, die in allen Nichtgriechen Barbaren sahen und auf ihre kunstreichen religiösen Bilder so stolz waren, lauter neue Wahrheiten. Dann die Predigt von der Buße, vom Gericht und dem Glauben samt den großen Thatsachen des Lebens Jesu.

Solange der Apostel bei den allgemeinen religiösen Wahrheiten des 1. Artikels verweilt, hören ihn die Athener ruhig an; sobald er aber auf die eigentlichen christlichen Heilswahrheiten des 2. und 3. Artikels zu reden kommt, spotten sie oder gehen davon. Eine Erfahrung, die sich daheim wie draußen unter den Heiden noch oft genug wiederholt. So ist insonderheit auch die Lehre von der Auferstehung vielfach ein Ärgernis, auch ungebildeten Heiden; wie z. B. jenem südafrikanischen Häuptling, der, weil er viele Menschen erschlagen, dem Missionar Moffat im Zorn erklärte: ich will nicht, daß die Toten auferstehen. — Nur eine sehr kleine christliche Gemeinde kam in dem bildungs- und kunststolzen Athen zustande.

Dem aus Athen vermutlich etwas gedrückt abgereisten Apostel spricht Gott in Korinth Mut zu (18, 9 und 10) und richtet ihn auf durch große Erfolge. Hier langer Aufenthalt. Schutz durch den Landvogt, der die Einmischung in religiöse Händel als außerhalb seines richterlichen Berufes erklärt. Heimkehr über Ephesus und Jerusalem nach Antiochien. — Ein Bild der heidenchristlichen Gemeinde in Korinth kann der Lehrer auf Grund der beiden Korintherbriefe hier einfügen.

18, 23—21. Dritte Missionsreise. Wieder leidets den Apostel nicht lange in Antiochien. Ein Heidenbote darf sich wohl daheim auch eine Zeit der Erholung gönnen, aber wenn rechtes Missionarsblut in ihm ist, ziehts ihn gemeiniglich bald wieder hinaus. Hauptsächlich geht es jetzt dem Apostel darum, in den bisherigen Christengemeinden den Glauben zu befestigen und von ihnen aus ihn weiterzutragen. Zu diesem Zwecke hält er sich auch lange in Ephesus auf, damit von hier aus das Evangelium weithin durch Kleinasien bekannt werde. Verschiedene charakteristische Erscheinungen: Apollo und die Johannesjünger, welche sich zu den Christen halten ohne die christliche Taufe empfangen zu haben; die jüdischen Beschwörer, welche den Namen Jesu als Zauberformel gebrauchen. Dergleichen Unklarheiten, Mischungen, Mißbräuche fehlen auch heute nirgends in den Missionsanfängen; z. B. daß sich viele für Christen halten, welche nicht getauft sind oder die das Christentum mit allerlei heidnischen Vorstellungen vermengen. — Daß die Arbeit des Apostels in Ephesus von bedeutendem Erfolge begleitet gewesen ist, erkennt man besonders aus drei Thatsachen: 1. daß viele eben erst gläubig gewordene Heiden als seine Gehilfen thätig waren (19, 18); 2. daß eine große Menge teurer heidnischer Zauberbücher freiwillig öffentlich verbrannt wurden und 3. daß das

Dianentempelgeschäft im Niedergange begriffen war und deshalb ein öffentlicher Aufruhr ausbrach. Man sieht, das ganze Heidentum hatte an Ansehen und Einfluß verloren, auch bei solchen, welche nicht sofort zum Christentum übertraten. Der Missionserfolg geht immer über die Zahlen der Getauften hinaus. Zauberbücher, Amulette, Götzen werden auch heute oft genug unsern Missionaren freiwillig ausgeliefert; in der Südsee ist das mehr als einmal von den Bewohnern ganzer Inseln geschehen.

Die Art und Weise, wie Demetrius die Bewegung wider die Apostel zustande bringt, ist sehr lehrreich. Bis heute weiß der Eigennutz — und leider nicht bloß der heidnische! — seine Feindschaft wider die christlichen Missionare mit ähnlichen Mäntelchen zu verhüllen und gewisse Schlagworte auszugeben, welche von der großen Masse unbesehens nachgeschrieen werden.

Musterhaft in diesem Trubel ist das Betragen des Kanzlers, der durch seinen Scharfsinn, seine Ruhe und Unparteilichkeit die wilden Wogen besänftigt, und von besonderer Bedeutung das Zeugnis, welches er den Aposteln ausstellt, daß sie „weder Kirchenräuber noch Lästerer der Göttin“ Diana seien (V. 37). Also durch das einfache Zeugnis der Wahrheit, nicht durch verletzende Angriffe auf die heidnischen Götter oder gar fanatische Zerstörung der Heiligtümer derselben haben Paulus und seine Gehilfen in Ephesus ihre großen Erfolge erzielt, und durch dieses Verhalten für alle Zeiten ihren Nachfolgern ein Vorbild gegeben. Im Herzen der Heiden müssen die Götzenaltäre gestürzt werden. Der bloße äußerliche Sturz derselben durch Mittel der Gewalt beseitigt das Heidentum ebensowenig, wie das schon einen Heiden zu einem Christen macht, wenn ihm bloß der Aberglaube an seine Götter zerstört worden ist. Wenn aber der Altar des lebendigen Gottes in seinem Herzen aufgeschlagen ist, dann ist es nicht nur mit dem Heidentum aus, sondern auch dem gern an seine Stelle tretenden Unglauben der Einzug gewehrt.

Von Ephesus aus, wo er eine zahlreiche heidenchristliche Gemeinde gesammelt, reist der Apostel, nachdem er einen Teil der europäischen Gemeinden besucht und „bis an Illyrien alles mit dem Evangelio Christi erfüllt hatte“ (Röm. 15, 19), über Troas, Milet, Rhodus, Tyrus und Cäsarien wieder nach Jerusalem. Tiefe Blicke sowohl in sein persönliches Christentum wie in die Art und Weise seiner Missionsthätigkeit läßt uns die ergreifende Abschiedsrede thun, welche er in Milet (Kap. 20, 17 ff.) an die ephesini-

schen Ältesten richtete, und die man wohl als sein missionarisches Testament bezeichnen darf, auf die wir jedoch hierorts nicht eingehen können. Nur zwei Punkte seien angedeutet: 1. die Märtyrerfreudigkeit des Apostels (V. 24), der wir auf dieser Reise wiederholt begegnen (21, 13). Paulus besitzt weder den ungesunden Fanatismus, der das Martyrium aufsucht, noch die feige Klugheit, die es vermeidet. 2. Wie V. 33 und 34 zeigt (vgl. 18, 3. 1 Kor. 9, 18), verdiente Paulus seinen und seiner Gehilfen Lebensunterhalt durch seiner Hände Arbeit; nur von der Gemeinde zu Philippi hat er einige mal Geldunterstützungen angenommen (Phil. 4, 10, 15, 16). Er hatte dazu seine besonderen persönlichen Gründe und verlangte nicht, daß die andern Apostel auch so handeln sollten, 1 Kor. 9, 4—19. Man kann daher den heutigen Missionaren nicht zumuten, daß sie in diesem Stück dem paulinischen Vorbild folgen; man kann es um so weniger, da sie auf den meisten heutigen Missionsgebieten auch keine Gelegenheit haben, sich ihr Brot selbst zu verdienen. Die wiederholten Versuche es dennoch zu thun, sind alle zum Nachteil der Mission fehlgeschlagen.

In was für einem persönlich innigen Verhältnis Paulus zu den von ihm gegründeten Gemeinden stand, zeigt V. 37, vgl. V. 31 und 21, 5.

Als Beweis dafür, wie das Wort des Herrn „gelaufen" ist, siehe 21, 4, 7. In Tyrus und Ptolemais finden sich Christen, ohne daß wir wissen, durch wen und auf welche Weise das Evangelium dorthin gebracht worden ist.

Sehr kurz können wir nun sein in bezug auf die Gefangenschaft des Apostels und seine Verteidigungsreden, 21, 30 bis 26. Auch als Gefangener missioniert er in Jerusalem, Cäsarien, Rom; vor dem Volke, vor seinen Richtern, vor Königen; ebenso herzandringlich wie klug und mit ungebeugtem Freimut. Selbst die Reise nach Rom (Kap. 27—28, 15) wird zur Missionsreise. Der gefangene Apostel predigt durch seine Unerschrockenheit, Festigkeit, Klarheit, Ruhe im Sturm, während die ganze Schiffsmannschaft den Kopf verliert. Und mancher Missionar hat ihm schon so nachgepredigt; z. B. Gobat, der spätere evangelische Bischof von Jerusalem, den gleichfalls auf einer Fahrt durchs Mittelmeer seine Reisegefährten erst verhöhnten und dann hoch ehrten und seinem Worte zugänglich wurden, nachdem sie gesehen, wie sein

Glaube ihn zum Manne machte, während sie sich im Sturme als Feiglinge zeigten. Übrigens beweist dieses Reisekapitel das Bürgerrecht der Reiseerzählungen in der Missionsgeschichte.

Es war dem Paulus, der sich so oft „vorgesetzt, auch in Rom das Evangelium zu predigen," ein großer Trost, daß nun seine Gefangenschaft wenigstens den Gewinn brachte, ihn in die Welthauptstadt zu führen, 23, 11. Daß ihn auch „die Kette" nicht hinderte, „zu lehren von dem Herrn Jesu mit aller Freudigkeit," zeigt der Schluß der Apostelgeschichte.

Nach dem glaubwürdigen Zeugnisse eines der apostolischen Väter, des Clemens Romanus, ist „der Apostel der Heiden" „bis an die Grenze des Westens", d. h. bis nach Spanien, vorgedrungen. Demnach müßte er aus seiner römischen Gefangenschaft wieder befreit worden sein und diese Freiheit zu einer vierten Missionsreise benutzt haben. Über die Thätigkeit des Apostels auf dieser Reise ist uns jedoch nichts bekannt.

Man kann nun nicht nur die Missionsgrundgedanken der Apostelgeschichte, sondern die den Missionsbetrieb überhaupt markierenden Hauptzüge in ein Charakterbild **Pauli** als Missionars zusammenfassen. In der dritten seiner meisterhaften Reden über den Apostel Paulus, welche von seiner Bekehrung handelt, sagt Ad. Monod: „Bei diesem wahrhaft außerordentlichen Menschen ist alles, Natur und Gnade, so stark ausgeprägt, daß die Praxis beinahe den Wert einer Theorie besitzt . . . Wie man an einem Raphael die Malerei und an einem Dante die Poesie studiert, weil sich auf der Höhe, zu welcher sich solche Geister emporgeschwungen, die Malerei im Maler und die Dichtkunst im Dichter zu verkörpern scheint, so erforscht man das Evangelium fast ebenso sicher in der Person des Apostels Paulus, als in den Blättern der Schrift: erkennt in diesem Apostel das Apostelamt, in diesem Heiligen die Heiligkeit, in diesem Gläubigen den Glauben, und ebenso auch in diesem Bekehrten die Bekehrung."

Ohne Zweifel ist Paulus wie nie ein anderer Missionar der persönliche Repräsentant der Mission, der typische Missionar, obgleich selbstverständlich unter ganz veränderten äußeren Verhältnissen seine Missionsmethode heute nicht mechanisch nachgeahmt, sondern nur dem inneren Kern ihrer Grundsätze nach beobachtet werden kann. Natürlich können wir hier nur einige Grundzüge geben.

1. Die Vorbereitung zum Missionsdienst. Sie ist eine doppelte, eine äußere und eine innere: die Schule wissenschaftlicher Bildung zu den Füßen Gamaliels und vermutlich auch griechischer Schriftsteller (Apg. 22, 3) und die Schule des Gesetzes, in welcher das Streben nach eigener Gerechtigkeit, das den Jüngling sogar zu einem Verfolger der Christen machte, eine Erziehung zu Christus wurde (Gal. 3, 24), bis endlich die Stunde der Bekehrung kam (Apg. 9). Diese Bekehrung, die eine aufrichtige, völlige und bleibende war (Gal. 1, 16; 2, 19. 20. Phil. 3, 7—14), welche die Wurzel seines persönlichen Christenlebens ist, und seine bedeutende Naturbegabung, wie seine tüchtige wissenschaftliche Ausrüstung ganz in den Dienst Christi stellte, ist die Grundvoraussetzung seines ganzen missionarischen Wirkens.

2. Die Berufung zum Missionsdienst. Paulus ist „ein Gefäß der Wahl" (Apg. 9, 15), von Gott selbst zum Apostel der Heiden berufen (Gal. 1, 1. 15. 16. Eph. 3, 1—8). Der inneren göttlichen Berufung folgt erst nach einer längeren Wartezeit (Apg. 9, 30) die äußere menschliche Berufung, welche den zu einem Jünger Jesu und Missionsarbeiter gereiften Mann auf sein Arbeitsfeld führt (11, 25; 13, 2), wohin die sendende gläubige Gemeinde ihn mit ihren Gebeten (13, 3), auch mit ihren Gaben (Phil. 4, 10. 15. 16. 1 Kor. 9, 4 ff.) begleitet.

3. Das Missionsarbeitsfeld umfaßt die gesamte Juden- und speciell die Heidenwelt (Apg. 9, 15). Und zwar sowohl die heidnischen gebildeten wie die ungebildeten Nationen, die Griechen wie die Barbaren (Röm. 1, 14). Paulus kennt diese Heidenwelt mit ihren Nachtseiten (Röm. 1, 21 ff.), wie mit ihren Lichtseiten (Apg. 17, 23. 28); er hat für beide ein offenes Auge und läßt sich weder durch die ersteren entmutigen (Apg. 18, 9), noch durch die letzteren von der „Thorheit" der Kreuzespredigt abbringen (1 Kor. 1, 23). — Durch göttliche Wegbahnung ist dieses riesige Arbeitsfeld für ihn auf die immer noch ungeheure griechisch-römische Welt begrenzt. „Von Jerusalem an bis Illyrien hat er alles mit dem Evangelio Christi erfüllet" (Röm. 15, 19; vergl. Apg. 13—28), indem er auf diesem weiten Gebiet, vornehmlich an den Mittelpunkten des damaligen Weltverkehrs, eine Menge christlicher Stationen (Gemeinden) gründete, Lichtstätten, von denen aus das Licht des Evangelii ringsum und weithin in die heidnische Finsternis leuchtete, gleichsam Burgen in Feindesland, deren Be-

satzung nach und nach das gesamte Reich eroberte. Als ein weiser Säemann hat er so den Samen der evangelischen Wahrheit über einen Acker gestreut, dessen Größe die Bestellung durch einen einzelnen Menschen unmöglich machte. — Bei der Wahl dieser Lichtstätten folgt er aufmerksam der Handleitung des heiligen Geistes (Apg. 16, 6—10), sucht überall da Anknüpfungen, wo das alttestamentliche Gotteswort bereits gekannt ist: bei Juden und Judengenossen, in den Synagogen und auf den Betplätzen, und drängt sich nie in das Arbeitsgebiet seiner Mitarbeiter ein (Röm. 15, 20).

4. Die Missionsreisen. Die missionarische Thätigkeit Pauli ist wesentlich Reisepredigt. Mit Ausnahme von Antiochien, Korinth und Ephesus, wo er längere Zeit verweilt, hält er sich auf den einzelnen Missionsstationen gemeiniglich nur so lange auf, bis er die gesammelte Gemeinde einigermaßen orgnisiert hat oder durch Verfolgung vertrieben wird. Er wird nicht Pastor einer einzelnen, wenn auch noch so großen heidenchristlichen Gemeinde, sondern reist von Ort zu Ort, teils um immer neue Gemeinden zu sammeln, teils um die alten zu visitieren. Diese Reisethätigkeit ist keine Romantik, sondern entbehrungsreich, anstrengend und gefahrvoll; Paulus rechnet seine Reisen unter seine Leiden (2 Kor. 11, 26).

5. Die Missionsmittel. Das hauptsächlichste ist dem Paulus das Wort, welches er verkündigt in Gespräch und Predigt, in der Synagoge und auf dem Marktplatz, und zwar wesentlich das Wort vom Kreuz (1 Kor. 1, 17; 2, 2). In dieser Verkündigung wandelt er aber seine Stimme je nachdem er zu Juden oder Heiden, zu athenienſischen Philosophen oder lystranischen Ackerbauern spricht (Apg. 13; 14; 17). Und wie in der Form der Rede, so wird er in seinem ganzen Verhalten gegenüber der nationalen Eigenart und den äußeren Ceremonialgebräuchen den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche, auf daß er allenthalben etliche selig mache (1 Kor. 9, 19—22). Die Hörer zu überzeugen, daß sie in Christo Jesu „haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden", damit sie an ihn gläubig werden, ist der Zweck seiner Missionsrede. Die gläubig gewordenen tauft er dann oder läßt sie durch seine Gehilfen taufen, gemeiniglich nach kurzer Unterweisung und oft mit ihrem ganzen Hause (Apg. 16, 15. 33; 1 Kor. 1, 16). Die Getauften aber erzieht und befestigt er im Glauben während seiner Abwesenheit durch Briefe, in seiner Anwesenheit durch persönliche Seelsorge

(Apg. 20, 31). Und wie sein mündliches und schriftliches Wort, seine Lehr- und literarische Thätigkeit, so predigt auch sein ganzes Leben. Immer wieder darf sich dieser große Missionar gegenüber den vielen Angriffen, die er erfährt, auf das Leben berufen, welches er im Dienste Jesu vor den Augen der Christen geführt hat und fort und fort führt (besonders 2 Kor. 6 u. 11). Das Wort seiner Predigt hat sich in diesem Missionsprediger selbst verkörpert; sein Leben ist eine aufgeschlagene Bibel, sein Wandel ein christlicher Anschauungsunterricht, so daß er die kühne Aufforderung wagen darf: „Folget mir nach" (Phil. 3, 17).

6. Das Missionsziel ist dem Apostel eine selbständige Gemeinde, d. h. eine Gemeinde, welche ihre Kultusbedürfnisse aus eignen Mitteln bestreitet, ihre Lehrer und Leiter aus ihrer eignen Mitte stellt und ihre Ausdehnung aus eignem Trieb betreibt. Daher ordnet Paulus überall, wo eine sei es auch noch so kleine Gemeinde gesammelt worden ist, Älteste (Apg. 14, 23), auch Bischöfe genannt (20. 17, vergl. 28), welchen er die aufsichtliche Leitung, die Erbauung und seelsorgerliche Pflege der Gemeinde übergiebt. Er selbst bleibt eine Art Oberbischof, der aus der Ferne Briefe schreibt, persönlich visitiert und durch seine Gehilfen Kontrolle übt. Unterstützungen wendet er den heidenchristlichen Gemeinden nicht zu; wohl aber sammelt er unter ihnen Kollekten für die durch Teurung bedrängten judenchristlichen Gemeinden in Palästina. Er erzieht die jungen Christen also zum Geben, nicht zum Nehmen (Apg. 11, 29; 12, 25. 2 Kor. 8. 9). Die Gemeinde selbst soll zum Lebensunterhalt ihrer christlichen Lehrer beitragen (Gal. 6, 6); aber Paulus will nicht, daß die Trägheit begünstigt werde bei Leuten, welche aus der Gottseligkeit ein Gewerbe machen (2 Thess. 3, 10—12. 1 Tim. 6, 5).

7. Die Missionsgehilfen. Zur Leitung und geistlichen Versorgung der bereits gegründeten Gemeinden ordnet der Apostel aus ihnen selbst Älteste oder Bischöfe, deren Eigenschaften und Aufgaben er in den sogenannten Pastoralbriefen (an Timotheus und Titus) des näheren angiebt. Wie oben bemerkt, war Paulus ein Erzieher zur Selbständigkeit. Die Gemeinden sollten auf eignen Füßen stehen und gehen lernen, darum gängelte er sie auch nur möglichst kurze Zeit und übergab ihre Pflege dann besonderen Gemeindevorstehern. Dadurch bekam er selbst freie Hand zur Gründung immer neuer Gemeinden. Zum andern vervielfältigte er seine

Kraft dadurch, daß er sich Schüler, Jünger, als Evangelisten und Hilfsmissionare heranbildete, welche er befähigte, beides zu werden: seine Mitarbeiter und Nachfolger. Wie es scheint, wählte er sich zu diesem Gehilfendienst junge Leute, wie z. B. den Timotheus (Apg. 16, 1. 1 Tim. 4, 12). Dieselben müssen den Apostel auf seinen Reisen begleiten, nicht bloß um ihm zu helfen, sondern um von ihm durch Lehre und Vorbild unterwiesen zu werden, eine Art wandernde Missionsschule (Apg. 20, 4). In der Apostelgeschichte und den Paulinischen Briefen werden über 30 solcher Missionsgesellen erwähnt.

8. Die Missionsleiden. Gleich bei seiner Berufung zum Missionsdienst wird dem Paulus ein großes Maß von Leiden in Aussicht gestellt (Apg. 9, 16). Einen lehrreichen Blick in diese Leiden gewähren die Andeutungen des Apostels 2 Kor. 4, 8—18; 11, 23—33. Diese Leiden werden ihm teils von den eigentlichen Feinden des Evangeliums aus Juden und Heiden, teils von den falschen judenchristlichen Brüdern, teils von abgefallenen Gläubigen, teils von äußerlichen Nöten, Strapazen, Entbehrungen, Krankheiten bereitet. Sein ganzes Missionsleben ist Kampf mit Widersachern und Widerwärtigkeiten allerlei Art, ein Passionsweg, der ihn zu einem Märtyrer macht, noch ehe sein Haupt unter dem Beile des Henkers fällt. Aber er erträgt diese Leiden wie ein christlicher Held; im Gefängnis singt er Loblieder (Apg. 16, 25), nach der Steinigung geht er unerschrocken wieder an die Arbeit (14, 19—21), und obgleich er die Malzeichen des Herrn Jesu an seinem Leibe trägt (Gal. 6, 17), mahnt er nicht nur die Christen zur unentwegten Freudigkeit, sondern rühmt sich auch selbst der Trübsal (Phil. 3, 1. Röm. 5, 3). So wird die Leidensschule eine Segensschule für ihn selbst wie für die christlichen Gemeinden (2 Kor. 1, 5—11; 4, 10—18), ja sogar ein mächtiges Missionsmittel. Denn das ist das Geheimnis des Christo im tapfern Glaubensmut nachgetragenen Kreuzes, daß es mit einer Macht der Überzeugung für den Gekreuzigten wirbt, wie keine auch noch so glänzende Beredsamkeit.

9. Die innere Kraft zum Missionsdienst. Zunächst lag dem Apostel dieselbe in der Gewißheit: mir ist dieser Dienst befohlen (1 Kor. 9, 16. 17); dem Befehle seines Herrn gegenüber konnte er nicht anders als gehorsam sein, denn ihm war es ein Ernst damit, wenn er sich „Knecht Christi“ nannte (Röm. 1, 1).

Zum andern gab ihm diese Kraft sein Glaube (2 Kor. 4, 13), der ihn zum Zeugnis trieb, weil er es nicht lassen konnte und weil er überzeugt war, daß er eine Sache zu verkündigen habe, von welcher für alle Menschen ihr ewiges Heil abhängt. Zum dritten ist es die Liebe Christi, die ihn dringet (2 Kor. 5, 14), die Liebe, mit der er sich von Christus geliebt weiß und die Liebe, die er zu Christus in seinem Herzen trägt; diese Christusliebe hat ihn mit der Menschenliebe beseelt, die nicht ansehen kann ihrer Brüder Sterben und der er 1 Kor. 13 ein so majestätisches Hohelied gesungen. Zum vierten lag seine innere Trieb- und Leistungskraft in seinem Gebete. Paulus war ein Mensch, der beten (auch danken) konnte — das ist das Hauptgeheimnis seines Erfolgs. Was kann der Mann für Gebete thun, z. B. Eph. 3, 14—21! Darum, weil er ein wirkliches Gebetsleben führte, stand er auch unter dem fortwährenden Leiten und Kraftbeistande des heiligen Geistes. Endlich aber, um alles zusammenzufassen: Paulus war ein ganzer Missionar, weil er ein ganzer Christ war, in dem Christus lebte (Gal. 2, 20).

Auch am Schlusse dieses Lebensbildes ist das an die 2. Bitte angeschlossene Lied an seinem Platze:

Wach auf, du Geist der ersten Zeugen.

Kap. V.

Kurzer Abriß der Missionsgeschichte.

Als sein Testament hatte der Heiland bei seinem Scheiden von der Erde den königlichen Befehl hinterlassen: „Gehet hin und machet alle Völker zu meinen Jüngern." Durch den Gehorsam gegen diesen Befehl ist das Christentum ausgebreitet worden über einen großen Teil der Erde. Die zusammenhängende Erzählung von dieser Ausbreitung des Christentums nennt man Missionsgeschichte. Die Missionsgeschichte zerfällt in drei Hauptperioden: 1. die apostolische und nachapostolische; 2. die mittelalterliche und 3. die gegenwärtige.

1. Die Geschichte der apostolischen Mission fällt zusammen mit der Gründungs- und Jugendgeschichte der christlichen Kirche, darum wird sie uns auch noch im Neuen Testamente (in der Apostelgeschichte vergl. das vorige Kapitel) erzählt. Die ersten Missionare waren die Apostel und ihre Gehilfen; unter ihnen allen ragte aber Paulus besonders hervor, weshalb er auch vor andern „der Apostel der Heiden" heißt. Er hat von Jerusalem durch Kleinasien und Griechenland bis gen Illyrien und Rom alles mit dem Evangelio Christi erfüllet. Von den übrigen Aposteln, welche ihre Hauptthätigkeit auf die Bekehrung der Juden gerichtet zu haben scheinen, besitzen wir wenig zuverlässige Kunde. Vielleicht ist Petrus bis nach Babylon (1 Petr. 5, 13) und Thomas sogar bis Indien gekommen, während Johannes wenigstens im höheren Alter in Kleinasien sich aufgehalten hat. Ihn ausgenommen sollen sämtliche Apostel den Märtyrertod erlitten haben. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts giebt es bereits in allen das mittelländische Meer begrenzenden Ländern eine stattliche Anzahl wohlgeordneter christlicher Gemeinden, deren gesamte Mitgliederzahl jedoch 200000 kaum überstiegen haben mag.

Hervorragende Missionare, welche nach dem Tode der Apostel das Christentum weiter ausgebreitet haben, sind uns unbekannt. Allerdings sind auch im zweiten und dritten Jahrhundert von vielen christlichen Gemeinden Männer zu dem besonderen Zwecke ausgesandt worden, den Heiden in der Nähe und Ferne das Evangelium zu verkündigen; die Hauptausbreitung des Christentums in der nachapostolischen Zeit scheint aber auf unmittelbarere Weise erfolgt zu sein. Thatsächlich war nämlich damals jeder einzelne Christ ein Missionar, der nicht nur seiner Umgebung daheim von seinem Glauben Zeugnis ablegte, sondern diesen Glauben auch weitertrug, wenn ihn sein Beruf auf die Reise führte. Auf den Handelswegen und den Heerstraßen „lief" das Wort Gottes. So ist z. B. das Evangelium von christlichen Kaufleuten aus Kleinasien nach dem südlichen Frankreich, so ist es von christlichen Soldaten der römischen Legionen bis an die Donau und den Rhein gebracht worden. Ganz besonders bewirkten die langen und grausamen Verfolgungen, welche die Christen meist heldenmütig erduldeten, eine immer weitere Ausbreitung ihres Glaubens. Das Christenkreuz wurde ein Missionar und das Blut der Märtyrer der Same der Kirche. Ebenso diente das geheiligte Leben und das barmherzige Wirken der Christen dem Christenglauben überall zur Empfehlung.

So wuchs still aber unaufhaltsam ihre Zahl durch das weite römische Ländergebiet in Asien, Nordafrika und Südeuropa, bis sie gegen Anfang des vierten Jahrhunderts wenigstens 6 Millionen betrug. Das war freilich erst der zwanzigste Teil der damaligen Bevölkerung des Römerreichs, aber dieses Zwanzigstel glich der aufgehenden Sonne; in ihm lag die geistige und sittliche Kraft der damaligen Zeit und darum auch die Hoffnung für die Erhaltung des an innerer Fäulnis zu Grunde gehenden Reichs. Mit politischem Scharfblick erkannte das der christlich angeregte Kaiser Konstantin, der dem Christentum im Jahre 312 erst zur Religionsfreiheit, dann zur Herrschaft verhalf, indem er es zur Staatsreligion machte. Da das Heidentum schon längst fast allen Boden verloren hatte, so erfolgten jetzt die Übertritte in Masse, freilich auch aus unlautern Beweggründen, wodurch der Verweltlichung des Christentums Thür und Thor geöffnet wurde. Dennoch blieb der klug angelegte Versuch Julians des Abtrünnigen, das Heidentum wieder zu beleben, nur ein Wölkchen, das schnell

vorüberging. Mit dem Ausrufe: „So hast du doch gesiegt, Galiläer!“ starb dieser letzte heidnische Kaiser nach kurzer Regierung (363). Ein Jahrhundert später gab es nur noch in den abgelegensten Gegenden des griechisch-römischen Reichs vereinzelte Heiden, so daß im Blick auf dieses Reich gegen Ende des fünften Jahrhunderts die christliche Mission sagen konnte: „Es ist geschehen, Herr, was du befohlen hast.“ Aber „es war noch Raum da.“ Jenseit des römischen Reiches wohnten noch Heiden genug, und diese zu Christen zu machen, war die Aufgabe der mittelalterlichen Mission.

2. Die mittelalterliche Missionsperiode umfaßt einen Zeitraum von etwa 1000 Jahren, während welches nach und nach die sämtlichen Völker Europas der christlichen Kirche eingefügt wurden. Leider lag es im Geiste jener Zeit, daß man sich nicht durchweg geistlicher Missionsmittel bediente. Fast überall stand das Werk der Glaubensverbreitung im Bunde mit der Fürstengewalt, oft genug im Bunde mit dem Schwerte der Eroberer, von denen es allerdings mancher wie z. B. Karl der Große mit der Ausbreitung der christlichen Kirche in seiner Weise sehr aufrichtig meinte. Aber diese Kirche selbst hatte damals vergessen, daß Christi Reich nicht von dieser Welt ist und so war es nicht zu verwundern, daß nicht nur die Fürsten, sondern auch die Missionare jener Zeit nicht wußten, wes Geistes Kinder sie sein sollten. So war es auch ganz natürlich, daß durch ihre Verbindung mit der weltlichen Macht die mittelalterliche Mission selbst verweltlichte und ihre Arbeit vielfach sehr äußerlich trieb; daß man sich begnügte mit dem bloß äußerlichen Übertritt zum Christentum und oft tausende auf einmal taufte, bei denen von einer Herzensbekehrung gar keine Rede war, ja die vielleicht das Glaubensbekenntnis oder das Vaterunser noch nicht einmal auswendig wußten. So kam es, daß das christliche Leben in den mittelalterlichen Missionsgemeinden weit zurück stand hinter dem in den apostolischen Gemeinden, so viele Anerkennung auch die ernste Zucht verdient, mit welcher christliche Sitte und Sittlichkeit eingewöhnt wurde.

Während in der apostolischen und nachapostolischen Zeit hinter den eigentlichen Missionsarbeitern die Gemeinden als lebendige Träger des Missionsgeistes standen, sind in der mittelalterlichen Missionsperiode die Träger dieses Geistes wesentlich die Mönchsorden; die christlichen Gemeinden stehen dem Missionswerk meist

völlig fern. Als ihre Hauptmissionsstationen legen die missionierenden Mönche überall Klöster an, während die Fürsten Bistümer gründen. Klöster und Bischofssitze werden eine Art christlicher Burgen im Heidenlande, aber auch Kulturstätten und Bildungsanstalten und oft Sammelpunkte für größere Niederlassungen. Übrigens fehlt es durchaus nicht an apostolischen Männern unter den mittelalterlichen Missionaren, welche nicht nur durch große Selbstverleugnung und aufrichtige Frömmigkeit den Heiden das Christentum vorlebten, sondern es auch in evangelischer Weise zu verbreiten suchten.

Was nun den Weg betrifft, welchen die Ausbreitung der christlichen Kirche in dieser Periode genommen, so ist er im großen Ganzen etwa folgender gewesen:[1]) Im europäischen Westen, wo die christliche Eroberung ihre Hauptanregung von Rom aus empfängt, werden zunächst Frankreich und England für das Christentum gewonnen. In beiden Reichen hat dasselbe allerdings schon Eingang gefunden in der nachapostolischen Zeit und zwar in einer verhältnismäßig evangelischen Gestalt. Durch die jetzt folgenden Massenübertritte wird aber diese frühere reinere Form des Christentums vielfach getrübt. In Frankreich kommt es zu solchen Massenübertritten, seitdem Chlodwig 496 sich taufen ließ und seine Nachfolger die Verbreitung des Christenglaubens kräftig unterstützten. In England, wo neben dem ehrwürdigen Patricius der fromme Columba in apostolischer Weise gewirkt und das Kloster Jona eine Pflanzschule evangelischen Geistes gewesen, beginnt die Massenbekehrung, seitdem der Papst Gregor der Große im Jahre 597 den römischen Mönch Augustin in das Inselreich entsandt und dieser schon das Jahr darauf den König Ethelbert mit 10000 aus seinem Volke auf einmal getauft hatte.

Von Frankreich und England aus gelangt dann das Christentum nach Deutschland, zuerst ohne jede Hilfe des weltlichen Arms und in verhältnismäßiger evangelischer Reinheit, dann unterstützt durch die Gewaltmittel der Fürsten, besonders Karls des

[1]) Ich begnüge mich in diesem Abschnitt mit allgemeinen Andeutungen. Jedenfalls wird die Einführung des Christentums in Deutschland specieller behandelt werden müssen. Ich hatte ursprünglich vor, in einem besonderen Kapitel zu behandeln: „Wie die alten Deutschen Christen wurden?“ habe aber davon Abstand genommen, weil in den Geschichts- und Lesebüchern der Lehrer wohl genügenden Stoff findet. Speciell verweise ich auf Strack, „Missionsgeschichte der Deutschen“ (Leipzig 1860).

Großen und in Unterwerfung unter römische Lehre und Zucht. Winfried oder Bonifatius, welchen man als „den Apostel der Deutschen" zu bezeichnen pflegt, überragt durch seine geistige Bedeutung wie durch seinen mächtigen Einfluß seine Vorgänger und Mitarbeiter in dem Missionswerke; neben seiner missionierenden Wirksamkeit wendet er seine Hauptthätigkeit auf die Ordnung der kirchl. Verhältnisse und die Begründung der päpstlichen Macht auch über Deutschland, welches er zu einer römischen Kirchenprovinz machte (starb 755 den Märtyrertod in Friesland). Die Bekehrung der Sachsen ist wesentlich durch das Schwert Karls bewirkt worden, doch nicht ohne daß diese Gewaltmethode von dem angesehenen Alkuin (starb 804) entschieden gemißbilligt und durch eine religiöse Erziehungsthätigkeit gläubiger Friedensboten ergänzt und einigermaßen wieder gut gemacht worden wäre.

Von Frankreich und Deutschland aus wurde das Christentum weiter nach Dänemark, Schweden und Norwegen, bis nach Island getragen. Ansgar (starb 865) ist der Hauptbegründer dieser Mission, die nach 2—3 Jahrhunderten zum Teil durch das Eingreifen der Fürsten zur Christianisierung der dortigen Völker führte.

Die Mission unter den slavischen Nationen ging zunächst von dem oströmischen Reiche (Konstantinopel) aus und begann durch das Brüderpaar Cyrill und Methodius unter den Bulgaren und Mähren um das Jahr 860 und zwar in evangelischer Weise durch Predigt in der Landessprache, Bibelübersetzung und die Eröffnung christlicher Schulen, während in Böhmen, Ungarn, Polen und Rußland, wohin sich dann die Mission wendet, die Bekehrungsthätigkeit wieder vorwiegend in Verbindung mit dem Einflusse der Fürsten und in mehr oder weniger nur äußerlicher Weise geschieht.

Zu den Wenden und Pommern, den Finnen, Liven und Esthen, Preußen und Litauern, deren Missionsgeschichte sich vom Anfange des 9. bis ins 13. und 14. Jahrhundert hinein erstreckt, sandte neben Polen und Schweden vorwiegend Deutschland die christlichen Missionare, leider großenteils im Interesse von und im Bunde mit der Eroberungs- und Germanisierungspolitik.

In ihren Anfängen war die mittelalterliche Mission der apostolischen am ähnlichsten. Je mehr aber die Kirche selbst entartete, desto entarteter wurde auch ihre Missionsthätigkeit. Am meisten verweltlicht und veräußerlicht zeigt sich dieselbe auf den außereuropäischen Missionsgebieten, auf welche durch die Ent-

deckungen des 15. Jahrhunderts, namentlich durch die Entdeckung Amerikas die Portugiesen und Spanier geführt worden waren. Ich schweige von den unmenschlichen Grausamkeiten, deren sich damals die genannten Nationen schuldig gemacht und denen die mönchischen Missionare oft mutvoll entgegengetreten sind. Aber die Hunderttausende, ja Millionen, welche diese Missionare während des 15. und 16. Jahrhunderts meist ohne alle Unterweisung unter dem Drucke der Eroberergewalt in Ostasien, Westafrika, Mittel- und Südamerika tauften, besaßen vom Christentum weiter nichts als einige römische kirchliche Gebräuche und vertauschten im Grunde nur ihr heidnisches mit einem christlichen Heidentum. Bis auf den heutigen Tag sucht man bei diesen romanisierten Völkern vergebens ein wirkliches Christentum. Wo später, wie z. B. in Westafrika, der weltliche Arm seine Hilfe versagte, ist das ganze Scheingebäude wieder in Trümmer zerfallen.

In die mittelalterliche Missionszeit fallen endlich noch zwei wichtige Ereignisse, die wir wenigstens andeuten müssen, nämlich 1. der große Verlust, welchen die christliche Kirche in Asien und Nordafrika, ja selbst in Spanien erlitt durch den mit Feuer und Schwert bewirkten Abfall zum Mohammedanismus und 2. die in den Kreuzzügen gemachten vergeblichen Versuche, den Türken wenigstens das heilige Land wieder zu entreißen. — Die erste Thatsache war ein Gericht Gottes über die entartete Christenheit, die zweite eine im Geiste der Zeit liegende Missionsverirrung, so viel Bewunderung auch die Begeisterung verdient, von der sie getragen war. Was müßte es geworden sein, wenn so viel opferreiche Begeisterung auf eine wirklich evangelische Mission verwendet worden wäre!

Es ist jetzt ungefähr 800 Jahre her, da durchzog ein französischer Mönch, Peter von Amiens, predigend das christliche Abendland. Er war von einer Wallfahrt aus dem heiligen Lande heimgekehrt und schilderte nun in flammenden Worten all das Leid, das die frommen Pilger seitens der dort herrschenden Mohammedaner zu erdulden hatten. „Es ist für die ganze Christenheit eine Schmach," predigte er, „daß das Land der Verheißung, das Land, in welchem unser Heiland gewandelt hat, sich im Besitz der ärgsten Christenfeinde befindet; auf, lasset es uns ihnen entreißen!" Von dem begeisterten Mönche für seine Pläne gewonnen, berief dann der damalige Papst, Urban II., eine große Kirchenversammlung nach Clermont. Tausende kamen hier zusammen, und als der Papst selbst in zündender Rede zum heiligen Kriege gegen die Türken, zum Kreuzzuge ins gelobte Land aufforderte, da erscholl von allen Lippen die Antwort: „Gott will es" und diese Überzeugung wirkte so mächtig, daß von da

ab fast zwei Jahrhunderte hindurch viele hunderttausende von Menschen nach Palästina zogen, um dieses den Christen so teure Land den Ungläubigen zu entreißen. Es ist nun sehr fraglich, ob die Kreuzfahrer mit ihrem: „Gott will es" im Recht waren. Jedenfalls übte der Glaube, daß Gott die Kreuzzüge wolle, eine so großartige Macht über die Menschen der damaligen Zeit aus, daß wir uns heute davon kaum eine Vorstellung machen können. Nun giebt es aber einen viel großartigeren Kreuzzug als alle die, welche einst nach Palästina unternommen worden sind, einen heiligen Krieg, von dem es im Liede heißt:

Es soll nicht Ruhe werden,
Bis Jesu Liebe siegt,
Und dieser Kreis der Erden
Zu Seinen Füßen liegt —

und von diesem heiligen Krieg, der nach göttlicher Verheißung alle Völker unter die sanfte Gewalt unsres großen Königs Jesus Christus bringen soll, wissen wir ganz gewiß, daß Gott ihn will. Soll nun der wirkliche Wille Gottes auf uns einen weniger mächtigen Einfluß üben, als einst der vermeintliche Wille Gottes ihn auf die Kreuzfahrer ausübte?

Soll man eine bestimmte Persönlichkeit als Typus aus der mittelalterlichen Missionsthätigkeit hinstellen, so dürfte die des Bonifatius schon darum die geeignetste sein, weil sie die bekannteste ist. Allerdings gilt von Bonifatius das Wort: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;" aber jedenfalls ist dieses Charakterbild der Typus eines mittelalterlichen Missionars.

1. Bonifatius ist Mönch. Im Kloster ist er erzogen und für den Missionsberuf (wenigstens indirekt) vorgebildet; das klösterliche Leben ist sein Ideal; daher auch später die Begründung von Klöstern als Centralpunkten für die Christianisierung und als Erziehungsstätten für einen einheimischen Klerus ein Gegenstand seiner besondern Fürsorge.

2. Aber er verläßt nicht die Heimat als ein von dem Kloster Gesendeter, stellt sich auch nicht unter klösterliche Oberleitung, wie dies später meistens geschah bei den missionierenden Mönchsorden; sondern er holt sich seine Missionsberufung wie Missionsinstruktion bei der päpstlichen Autorität und ist ebenso beflissen, die von ihm zu christianisierenden Länder dieser Autorität zu unterwerfen, wie die bereits dem Namen nach christlichen Gebiete zu römischen Kirchenprovinzen zu machen.

3. Durch diese intime Verbindung des päpstlichen Stuhls mit der Mission prägt Bonifatius derselben den römisch-kirchlichen Charakter auf und macht das Christianisierungswerk zugleich zu

einem Mittel für die Begründung und Befestigung der päpstlichen Weltherrschaft.

4. Dieser römisch-kirchliche Charakter seiner Missionsthätigkeit zeigt sich auf doppelte Weise: a) daß Bonifatius auf die Annahme und Befolgung der römischen Kirchengebräuche ein größeres Gewicht legt als auf die Einpflanzung und Bethätigung der biblischen Wahrheit; und b) daß er mehr für die kirchliche Organisation, vornehmlich durch Gründung von Bistümern sorgt als für die Erziehung selbständiger Gemeinden.

5. Den fränkischen Herrschern gegenüber befolgt Bonifatius eine kluge und für seine Zeit maßvolle Kirchenpolitik. Er weiß ihren Einfluß seinen Zwecken dienstbar zu machen, aber ohne für sich selbst einen Vorteil zu suchen und ohne die Gewalt der Waffen in das eigentliche Bekehrungswerk sich mischen zu lassen. Wie sehr er selbst zu seinem persönlichen Schutz die Hilfe des Schwertes verschmäht, beweist sein Märtyrertod. In dieser Beziehung ist die spätere mittelalterliche Mission nicht immer in den Fußstapfen des Bonifatius gegangen.

6. Über die eigentliche Missionspredigt des Bonifatius ist uns nicht viel bekannt. Gepredigt hat er jedenfalls. Wie es scheint, hat neben der Verkündigung des Einen Gottes, dem Leben Jesu und der Bekämpfung des heidnischen Götterglaubens die Heiligenlegende und die Empfehlung der religiösen Ceremonien den Hauptinhalt seiner Predigt gebildet. Durch Anpassung an die germanischen religiösen und politischen Anschauungen und Ausdrücke suchte er die christliche Lehre möglichst verständlich und volkstümlich zu machen.

7. Um den heidnischen Glauben an die Macht der Götter zu entwurzeln, suchte er die Machtlosigkeit derselben auch thatsächlich dadurch zu beweisen, daß er ihre Heiligtümer zerstörte, ohne von ihrer Rache getroffen zu werden. Wie es scheint, hat er aber weniger gelehrt, daß die Heidengötter nichts seien, als vielmehr daß sie böse Gewalten und nur dem Christengotte gegenüber ohnmächtig seien, eine Lehre, welche mit die Ursache geworden, daß ein so großer Rest heidnischen Aberglaubens in dem christianisierten Volke zurückgeblieben.

8. Die Aufnahme in die christliche Gemeinde durch Erteilung der heiligen Taufe machte Bonifatius wesentlich abhängig von drei Dingen: a) daß der Täufling erklärte, den heidnischen Gebräuchen absagen zu wollen; b) daß er sich dem Christen-

gott gelobte; c) daß er die christlichen Gebräuche zu beobachten sich verpflichtete. Eine gründliche Unterweisung in der Lehre des Evangeliums fand nicht statt; das Auswendigwissen des Glaubensbekenntnisses und Vaterunsers genügte und oft scheint das nicht einmal gefordert worden zu sein. So lag es in seiner ganzen durch die äußerliche Auffassung des Christentums bedingten Missionsmethode, daß er Massentaufen vollzog und daß bei den getauften Massen vielfach nur ein christlicher Aberglaube an die Stelle des heidnischen trat.

9. Wohl hat Bonifatius Klosterschulen errichtet, aber keine eigentlichen Volksschulen gegründet. Auch literarische Missionsarbeiten hat er nicht geliefert. Den Mangel bildender Volkserziehung hat er durch Eingewöhnung in die kirchliche Sitte und durch strenge Zuchtübung zu ersetzen gesucht.

10. Während er sich in der Predigt der deutschen Sprache bediente, hat er im Gottesdienste — um der Einheit mit Rom auch einen äußerlichen Ausdruck zu geben — die lateinische eingeführt; ein Mißgriff, der ebenso zur Mechanisierung und Fetischisierung des Gottesdienstes beigetragen, wie die religiöse Unwissenheit begünstigt hat.

3. Die gegenwärtige Mission.[1]) Seit Anfang dieses Jahrhunderts sind wir in die dritte große Missionsperiode eingetreten. Wie der apostolischen und der mittelalterlichen, so sind auch der Mission der Gegenwart besondere Vorbereitungen und Wegbahnungen voraufgegangen, welche uns erkennen lassen: „es ist Missionszeit heut." Der apostolischen Mission wurde Weg und Bahn gemacht durch die Zerstreuung Israels, die Verbreitung der griechischen Sprache seit den Eroberungszügen Alexanders des Großen, und den unter dem Schutze der römischen Weltmacht stehenden großartigen Weltverkehr; der mittelalterlichen durch die Völkerwanderung und die Eroberungspolitik der Fürsten. Die moderne Mission verdankt ihre Entstehung allerdings im innersten Grunde einer religiösen Erweckung und Belebung, die seit Ende des vorigen Jahrhunderts von England aus immer größere Kreise des europäischen Festlandes und Amerikas ergriff. Aber diese religiöse Erweckung erhielt doch ihre Missionsrichtung wesentlich erst durch die neuen Entdeckungen, die seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunders

[1]) Warneck: „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart" (Leipzig 1883. 2. Aufl.). Binnen kurzem wird eine neue Bearbeitung erscheinen.

ein ganz neues Interesse an den überseeischen Ländern und Völkern hervorriefen. Zu den geographischen Entdeckungen kamen bald die Erfindungen neuer Verkehrsmittel, der Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen, die auch die weitesten Entfernungen auf ein geringes Maß zurückführten und einen Weltverkehr herbeiführten, wie ihn keine voraufgegangene Geschichtsperiode gekannt. Nach dem Willen Gottes sollte diese Öffnung der Welt nicht bloß dem Handel, der Eroberungspolitik und der Wissenschaft, sondern auch der Ausbreitung des Reiches Gottes zu gute kommen. Durch die Erschließung bisher unbekannter und unzugänglicher Länder that Gott zugleich den Heiden die Thür des Glaubens auf. Während die Kolonialpolitik unter den fremden Völkern festen Fuß faßt, um über sie zu herrschen, der Handel mit ihnen verkehrt, um sich zu bereichern, die Wissenschaft Forschungsreisende aussendet, um unsere Kenntnis zu vermehren — benutzt die Mission den Pionierdienst aller dieser Mächte, um die Heiden zu retten.

In den angedeuteten Thatsachen liegt zugleich die Antwort auf die Frage: warum die evangelische Kirche nicht schon früher in umfassender Weise Heidenmission getrieben? Die Zeit war noch nicht erfüllet. Unsere Reformatoren haben in der Christenheit eine große innere Mission getrieben und sie haben mit derselben so alle Hände voll zu thun gehabt, daß die äußere Mission ihnen gar nicht in den Sinn kam, zumal auch den protestantischen Ländern jede unmittelbare Berührung mit der Heidenwelt fehlte. Es waren ausschließlich katholische Staaten, Portugal und Spanien, welche damals die Herrschaft zur See inne hatten, die neuen Entdeckungen machten und überseeische Länder sich aneigneten, und nimmermehr hätten diese auf ihren Gebieten eine evangelische Mission geduldet. Im Laufe von zwei Jahrhunderten änderte sich das freilich; Holland, Dänemark, England wurden mächtig zur See. Holland begann allerdings auf seinen indischen Besitzungen schon im 17. Jahrhundert Mission zu treiben, leider aber mehr in römischer als in evangelischer Weise durch Begünstigung äußerer Massenübertritte, wodurch wenig bleibende Frucht gewirkt worden ist. Dänemark hat den Ruhm, zu Anfange des 18. Jahrhunderts einer wirklich evangelischen Mission die Bahn gebrochen zu haben, wie sofort berichtet werden wird. In England hinderten im 17. und 18. Jahrhundert erst

politische Verwicklungen, dann Zeiten religiöser Lauheit und Unglaubens ausgedehntere Missionsversuche. In dem der Seemacht entbehrenden Deutschland aber konnte man bei den traurigen Wirren vor, während und nach dem 30jährigen Kriege an Missionsunternehmungen gar nicht denken.

Wie schon angedeutet, wurde eine geordnete evangelische Mission zuerst von Dänemark aus und zwar durch den König Friedrich IV. in seiner ostindischen Kolonie ins Werk gesetzt (1705). Deutschland lieferte für diese Mission nicht nur die ersten Arbeiter: Barth. Ziegenbalg[1]) und H. Plütschau, sondern auch die meisten ihrer Nachfolger. August Hermann Francke,[2]) dessen Schüler die genannten Männer waren, erweckte in unserm Vaterlande zuerst den Missionssinn, sammelte die ersten Missionsgaben, gab die ersten Missionsschriften heraus und wurde der Hauptberater der Missionare, und seine Nachfolger im Direktorium des Halleschen Waisenhauses setzten diese Missionsthätigkeit fort. Mit Recht nennt man daher die Mission die dänisch-hallesche. Dieselbe hat in Ostindien, wo sie ihren Stützpunkt an Trankebar besaß, bis gegen Ende des 18. Jahrh. an 40000 Christen aus den Heiden gesammelt und an Männern wie Ziegenbalg, Fabricius und Schwartz gottbegnadete Werkzeuge gehabt. Der Rationalismus, der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in unserm Vaterlande sich immer weiter ausbreitete, untergrub ihr aber in der Heimat die Wurzeln und so starb diese Mission ab. Englische Missionsgesellschaften und später die deutsche lutherische Leipziger Mission traten in ihr Erbe ein.

Von Francke schon in seiner Jugend angeregt und auf einer Reise nach Kopenhagen zur That gedrängt, begründete der fromme Graf Zinzendorf[3]) 1732 in der von ihm gesammelten evangelischen Brüdergemeinde eine gottgesegnete, umfassende und bis auf den heutigen Tag bestehende Heidenmission, welche aus kleinen Anfängen zu einem großartigen Werke herangewachsen ist. Als diese Mission am 21. August 1882 ihr 150jähriges Jubiläum zu Herrnhut feierte, konnte berichtet werden, daß die nur etwa 32000 Seelen starke Brüdergemeinde während dieser Zeit 2209 Brüder und Schwestern in den Heidenmissionsdienst entsendet habe.

---

[1]) Geschichten und Bilder aus der Mission. Heft 4: Bartholomäus Ziegenbalg.

[2]) Ebend. Heft 1: Aug. H. Francke, der Waisenvater von Halle, auch ein Vater der evangelichen Heidenmission.

[3]) Ebend. Heft 2: Der Graf Zinzendorf und die Heidenmission.

1894 unterhielt dieselbe in 21 Missionsprovinzen auf 130 Hauptstationen 174 männliche Missionsarbeiter, unter deren Pflege 93 600 Heidenchristen und in 251 Schulen 24 000 Knaben und Mädchen standen — eine Missionsthätigkeit, welche die aller andern evangelischen Kirchenabteilungen weit überragt.

Leider blieben aber die von Francke und Zinzendorf gegebenen Missionsanregungen auf nur kleine Kreise beschränkt; sie waren nur die Vorläufer einer kommenden allgemeineren Missionsbewegung, das Morgenrot einer Sonne, die erst im 19. Jahrhundert aufging. Der Missionssinn wird aus lebendigem Glauben geboren und an diesem lebendigen Glauben fehlte es damals in der Christenheit. Da ließ Gott vom Himmel einen Hauch seines Geistes wehen, erst leise und dann immer mächtiger, erst durch kleine und dann durch immer größere Kreise der geistlichtoten Christenheit und bewirkte eine Erweckung, welche unterstützt durch die großen politischen Ereignisse, die damals ganz Europa durchzitterten, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts von England aus über das europäische Festland und Amerika sich verbreitete, und diese Erweckung öffnete das Ohr, als jetzt der heilige Geist an den lange vergessenen Missionsbefehl erinnerte. Die Hand, welche über den Wolken regiert und nicht bloß Wolken, Luft und Winden, sondern auch der Welt- wie der Kirchengeschichte Wege, Lauf und Bahn giebt, die fügte es, daß diese geistliche Belebung gerade in den Beginn eines Entdeckungszeitalters fiel und daß dadurch das neu erwachte Glaubensleben eine Missionsrichtung bekam. So machte Gott das 19. Jahrhundert zu einem Missionsjahrhundert.

Wie alles im Reiche Gottes waren die Anfänge wieder sehr senfkornartig. Sie lagen in den kleinen von der Welt verhöhnten Kreisen der Stillen im Lande, zu denen auch einzelne „Edle nach dem Fleisch" gehörten. Die großen Landeskirchen traten damals — was längst ganz anders geworden ist — in ihren amtlichen Vertretern der Missionsbewegung feindlich gegenüber; und so blieb nichts übrig, als daß die gläubigen Christen sich zu freien Missionsgesellschaften vereinigten, welche selbständig Boten zu den Heiden sendeten. Solcher Missionsgesellschaften haben sich im Laufe dieses Jahrhunderts unter allen evangelischen Kirchenabteilungen und in allen protestantischen Ländern über 100 gebildet. In England giebt es ihrer mehr als 30, von denen fol-

gende 5 die bedeutendsten sind: 1. die größte überhaupt unter allen Missionsgesellschaften, die Kirchen-Missionsgesellschaft mit 458 (europäischen und 319 eingebornen) Missionaren, 218 000 Heidenchristen auf 462 Stationen und über 5 Millionen Mark Einnahme. 2. Die Ausbreitungs-Gesellschaft mit ca. 300 (Heiden-) Missionaren, 150 000 Heidenchristen und einer Einnahme von 3 Million Mark. Diese beiden Gesellschaften gehören der englischen Staatskirche an; die übrigen den freien Kirchen. 3. Die independentische Londoner Missionsgesellschaft, welcher seinerzeit Livingstone angehörte, mit 196 englischen Missionaren (und 1429 eingebornen ordinierten Pastoren), 400 000 Heidenchristen, von denen die meisten auf Madagaskar und die Südsee kommen, und einer Einnahme von 2 Million Mark. 4. Die baptistische Missionsgesellschaft, mit etwa 150 Missionaren, 95 000 Heidenchristen und einer Einnahme von $1^1/_3$ Million Mark. 5. Die Wesleyanische Missionsgesellschaft mit ca. 260 europäischen (Heiden-) Missionaren (über 2000 eingebornen Gehilfen), 450 000 Heidenchristen und über 2 Million Mark Einnahme.

In Amerika giebt es entsprechend der Menge der dortigen evangelischen Kirchenabteilungen über 40 verschiedene Missionsgesellschaften. Von den fünf bedeutendsten merken wir uns nur die independentische, schlechtweg der amerikanische Board genannt, mit 190 Missionaren, gegen 100 000 Heidenchristen, über 3 Million Mark Einnahme; die baptistische Vereinigung mit etwa 160 Missionaren, 200 000 Heidenchristen und $1^2/_3$ Million Mark Einnahme und die presbyterianische Missionsgesellschaft mit 250 Missionaren, 65 000 Christen und 3 Million Mark Einnahme.

Auf dem europäischen Festland steht Deutschland obenan mit jetzt sechzehn Missions-Gesellschaften, von denen allerdings einige sehr klein, andere noch sehr jung sind. Die bedeutendsten sind die acht älteren, nämlich die schon genannte Brüdergemeine, die Baseler, die Berliner, die Rheinische, die Goßnersche, die Leipziger, die Hermannsburger und die Norddeutsche (Bremer); von ihnen allen wird in einem folgenden Kapitel genaueres mitgeteilt werden.

Von den 11 Gesellschaften, in welche sich Hollands Missionsthätigkeit zersplittert hat, sind die meisten sehr klein. Bedeutend, leider aber jetzt sehr im Niedergang ist nur die Niederländische

Missionsgesellschaft mit ca. 20 europäischen Missionaren (190 eingebornen Gehilfen), 100000 Heidenchristen und 130000 Mark Einnahme. Dänemark hat außer der staatlichen grönländischen nur eine unbedeutende Missionsgesellschaft; Norwegen eine größere mit einigen 30 Missionaren, 50000 Heidenchristen und über 450000 Mark Einnahme; während die Leistungen je der beiden schwedischen sowie die der finnischen Missionsgesellschaft weit geringer sind. Endlich giebt es noch zwei französische Missionsgesellschaften: die Pariser mit 37 Missionaren, über 20000 Heidenchristen, fast 400000 Mark Einnahme; und die Mission der freien Kirche des Waadtlandes, die zwar noch jung und klein, aber im schönen Aufblühen begriffen ist.

In der öffentlichen Meinung ist bezüglich der Wertschätzung der Mission, jetzt auch in Deutschland, ein großer Umschwung eingetreten. Nachdem das Werk der Ausbreitung des Christentums unter den Heiden jahrzehntelang ein Gegenstand des Spottes, der Verleumdung, ja des Hasses der Welt gewesen, ist jetzt die Überzeugung allgemein verbreitet, daß dasselbe eine Quelle unberechenbaren Segens für die heidnischen Völker auch in Beziehung auf ihre irdische Wohlfahrt geworden sei. Man verkündet laut, daß die christliche Mission eine Kulturmacht ersten Ranges sei; man lobt die selbstlose Arbeit der Missionare; man erklärt, daß zumal bei der Lösung der kolonialen Aufgaben der Dienst der Mission nicht zu entbehren sei. Freilich scheint es, als ob man bei diesen anerkennenden Worten sich begnügen und die Zahlung von Beiträgen vor wie nach den verhältnismäßig kleinen Kreisen der „Pietisten" überlassen wolle; immerhin ist es ein erfreuliches Zeichen des Fortschritts, daß auch die Welt diesem Werke Gottes ihre Anerkennung nicht mehr versagen kann.

Die Unterhaltungskosten für das jetzt so weitverzweigte evangelische Missionswerk werden ganz durch freiwillige Gaben aufgebracht. Im ganzen betragen diese jetzt jährlich über 50 Millionen Mark, zu welcher Summe England etwa 28, Amerika 19, Deutschland und die Schweiz $4\frac{1}{2}$, Holland $\frac{1}{2}$, der skandinavische Norden $\frac{4}{5}$ Million Mark beiträgt, während auf die beiden französischen Gesellschaften etwa 450000 Mark, der Rest auf die außereuropäischen Missionsgesellschaften entfallen.

Was die Zahl der Missionare betrifft, welche sich heute

zusammen auf über 5000 Männer beläuft, so stellt England über 2100, Amerika 1300, Deutschland 700, Holland 70, der skandinavische Norden 70, Frankreich und die französische Schweiz 45.

Die Missionsmittel, deren sich die gegenwärtige Mission zur Ausbreitung des Christentums bedient, sind nicht wie in der mittelalterlichen Zeit fleischlicher, sondern wie in der apostolischen geistlicher Art. Sie beansprucht weder zur Unterstützung ihrer Arbeit die weltlichen Machtmittel der europäischen Kolonialstaaten, noch sind diese geneigt, ihr ihren starken Arm zur Bekehrung der Heiden zur Verfügung zu stellen. Im Gegenteil: die englisch-ostindische Kompanie hat ihrerzeit den christlichen Missionaren gegenüber sich sehr feindlich verhalten und die niederländischen Kolonialregierungen haben sowohl in Südafrika wie auf den Sundainseln der Mission große Schwierigkeiten bereitet. Selbst persönlichen Schutz seitens der Vertreter der europäischen Mächte haben unsre Missionare oft genug vergeblich angerufen. Nur das katholische Frankreich leiht seine weltliche Macht der römischen Mission und gebraucht den Schutz derselben als einen Vorwand, um politische Eroberungen zu machen. Erst in der neueren Zeit ist ein freundlicheres Verhältnis der europäischen Kolonialstaaten zu der evangelischen Mission eingetreten, indem dieselben eine wohlwollende Neutralität beobachten, und wenigstens der missionarischen Schulthätigkeit einige Förderung zu teil werden lassen. Die evangelischen Missionare suchen ihre Kraft allein in der göttlichen Wahrheit, die sie in Wort und Schrift, in Predigt und Schule verkündigen; ihr vertrauen sie, daß sie die Heiden im Herzen überzeuge und so an Jesum gläubig mache.

Ihre Hauptgrundsätze sind folgende:

1. Predigt des Evangeliums in der Sprache der Eingebornen. Dieser Grundsatz hat die evangelischen Missionare zugleich zu bedeutenden Sprachforschern gemacht, welche sich große Verdienste um die Förderung der Sprachwissenschaft erworben haben.

2. Übersetzung der Bibel bezw. einzelner Teile der Bibel in die Sprache der Eingebornen, sowie die Beschaffung einer Literatur in dieser Sprache.

3. Begründung von Schulen der verschiedensten Grade, besonders von Volksschulen. Sowohl durch ihre umfassende lite-

rarische Arbeit wie durch ihre Schulthätigkeit werden die Missionare zugleich die Schöpfer einer neuen Bildung für die Heidenvölker.

4. Bedingung für die Aufnahme in die christliche Kirche vermittelst des Sakramentes der heiligen Taufe ist der persönliche Glaube an Jesus Christus, den eingebornen Gottessohn und an die sündenvergebende und heiligende Kraft seines Evangelii. Die evangelische Mission geht also nicht (wie die römische) auf Massentaufen aus, sondern auf eine Einpflanzung des Christentums in das Herz des einzelnen Heiden, daß er ein Mensch Gottes werde, der zu jeglichem guten Werke geschickt ist. Insofern ist es richtig zu sagen: ihr Zweck ist Einzelbekehrung.

5. Aber Einzelbekehrung ist nicht ihr Ziel. Die evangelische Mission will vielmehr die gesamten Völker, unter denen sie das Evangelium verkündigt, zu christlichen machen. Nur will sie das weder auf bloß äußerliche Weise noch durch Mittel weltlicher Gewalt.

6. Sie übt allerdings die Kindertaufe, aber nur in dem Falle, daß die Eltern Christen geworden sind und eine christliche Unterweisung der Taufe folgt. Die römische Praxis: Heidenkinder in Massen zu taufen, vornehmlich in Sterbensgefahr und unter Anwendung von allerlei List, verwirft sie als unevangelisch.

7. Die Getauften sammelt die evangelische Mission in Gemeinden und diese Gemeinden erzieht sie sofort zur Selbständigkeit, daß sie sich soviel als möglich aus eignen Mitteln unterhalten, aus ihrer eignen Mitte Älteste, Lehrer und Pastoren stellen und an der Ausbreitung des Christentums unter ihren heidnischen Volksgenossen thätigen Anteil nehmen. Besonderen Fleiß verwendet sie auf die Heranbildung von Arbeitern aus den Eingebornen.

8. Das Arbeitsfeld der evangelischen Mission ist die ganze Welt, soweit sie heute zugänglich ist: sowohl die Kulturvölker (Hindu, Chinesen, Japanesen) wie die sog. Naturvölker, d. h. diejenigen, welchen eine Civilisation noch mehr oder weniger fehlt, nach dem Vorbilde Pauli, der sich als Schuldner beider, der Griechen und der Barbaren, bekannte.

9. Unter den Naturvölkern sind die evangelischen Missionare überall zugleich Pflanzer und Pfleger der Civilisation. Daher ist jede Missionsstation eine Kulturstätte im Heidenlande. Auch

macht die Bahnung neuer Missionswege den Missionar oft zum geographischen Entdecker.

10. Überall, unter Natur- wie Kulturvölkern predigt die evangelische Mission auch durch das Zeugnis der Werke der Barmherzigkeit, wie sie der Stifter der Mission Matth. 25, 35 ff. als Ihm selbst erwiesene Liebesdienste bezeichnet.

11. Der Eintritt in den Missionsdienst ist eine Sache reinster Freiwilligkeit. Wer inneren Beruf zu diesem Dienst hat, meldet sich bei einer Missionsgesellschaft. Der niedere Stand, welchem der sich Meldende etwa angehört, bildet für die Annahme kein Hindernis. Wie der Heiland einst Fischer und Zöllner zu Aposteln berief, so stellt auch die Mission Handwerker und Bauern in ihren Dienst, wenn sie nur von Herzen gläubig und mit dem unerläßlichen Maße natürlicher Gaben ausgerüstet sind. Daß die Zahl der berufsmäßigen Theologen im Missionsdienst wachse, ist jedoch ein dringendes Bedürfnis.

12. Die zum Missionsdienst sich Meldenden werden für diesen Dienst besonders vorbereitet, meist in den sog. Missionsseminaren.

13. Die Kosten, welche die Vorbildung, Aussendung und Unterhaltung der Missionare (und ihrer Familie) verursacht, werden jährlich durch freiwillige Gaben aufgebracht.

14. Die Oberleitung ruht in den Händen der Vorstände der Missionsgesellschaften, welche nicht seitens der kirchlichen Behörden ernannt, sondern von den in Vereinen organisierten Missionsfreunden gewählt werden.

Halten wir nun eine kurze Überschau über die Missionsgebiete der Gegenwart,[1]) so zeigt uns dieselbe, daß wir in der That jetzt in die Periode der Weltmission eingetreten sind, da es unter den bekannten und zugänglichen Ländern der Erde fast keins mehr giebt, in welchem die Mission nicht Fuß gefaßt hätte.

Beginnen wir mit einem Blick auf Afrika. Der Norden dieses Erdteils ist allerdings von der evangelischen Mission nur in geringem Maße (in Ägypten und Algier) besetzt. Es ist eben hier lauter Herrschaftsgebiet des Halbmonds. Die Existenz, Ausbreitung und Dauer des Islam gehört zu den Rätseln der Weltgeschichte.

---

[1]) In dem Kapitel: Die Mission im geographischen Unterrichte wird diese flüchtige Umschau reichliche Ergänzung finden. Hier handelt es sich nur um eine ganz allgemeine Orientierung.

Der Mohammedanismus ist nicht etwa eine Brücke zwischen Heidentum und Christentum, sondern eine Mauer. Bis zur Stunde sind die mohammedanischen Länder in ähnlicher Weise ein Steinboden für die Arbeit der christlichen Mission wie das Volk der Juden. Die Vermutung liegt nahe, daß die Stunde der Christianisierung der Mohammedaner nahe bei der der Juden liegt, daß Ismael wie Israel erst sich bekehrt, wenn „die Fülle der Heiden eingegangen ist.“ Aber jenseit der Hauptburg des Islam dehnt sich auf der Westküste Afrikas vom Senegal über Sierra Leone, Liberia, die Gold- und Sklavenküste, das Nigergebiet, den Altcalabar und Kamerun bis zum Gabun, und von der Walfischbai im Südwesten über das gesamte Südafrika bis zur Delagoabai im Südosten ein reichlich besetztes Missionsfeld von ungeheurer Größe aus. Die große Insel Madagaskar, ein zum Teil schon christianisiertes Land, steht fast ganz unter dem Einflusse der evangelischen Heilsbotschaft und in ausgedehntem Maße wird das erst jüngst erschlossene ostafrikanische Seengebiet durch großartige Unternehmungen für die Missionsarbeit in Angriff genommen. Es sprossen dort Lebensbäume auf Livingstones Grabe. Auch von Westen aus ist man ernstlich dabei, den Kongo hinauf immer weiter ins Innere des schwarzen Erdteils vorzudringen.

In Asien sind es vornehmlich die großen Kolonialreiche der europäischen Mächte, das britische und das niederländische Indien, welche das Hauptgebiet der dortigen Mission bilden. Das sind, Hinterindien eingeschlossen, ungeheuer große Ländergebiete, die wie an Einwohnerzahl so an Flächenraum Europa nicht weit nachstehen. Das Netz von Missionsstationen, welches heut allein über das indische Festland ausgebreitet ist, ist viel dichter und geht weiter als dasjenige, welches am Ende des ersten Jahrhunderts das damalige römische Reich umspannte. Dazu ist Ceylon und die meisten der großen und kleinen Sundainseln besetzt und in und um Neu-Guinea werden jetzt umfassende Anstalten getroffen, damit auch dieses Nachtgebiet von dem Lichte des Evangelii erleuchtet werde. Nehmen wir endlich China und Japan dazu; die beide, das eine zögernd, das andre entgegenkommend, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt der evangelischen Mission sich mehr öffnen, so müssen wir sagen: es ist ein ungeheures Feld, welches in Asien bereits besetzt ist, obgleich — abgesehen von den östlichen Ländern —

noch weite Strecken dieses riesigen Erdteils vorhanden sind, in welche die evangelische Mission entweder noch gar nicht oder erst bis in die Grenzgebiete eingedrungen ist.

Dagegen ist Oceanien in seinen meisten Inselgruppen längst besetztes, ja zu einem sehr großen Teile bereits christianisiertes Missionsgebiet. Auf den polynesischen Inseln hat die Mission einen guten Teil ihrer Aufgabe bereits gelöst. Vor einiger Zeit besuchte ein Eingeborner von Raratonga, der als Matrose nach London gekommen war, ein dortiges Museum. Unter den tausend merkwürdigen Dingen, die er da zu sehen bekam, war eine Sammlung von Götzen, unter ihnen auch einer von seiner Heimatinsel. Er betrachtete ihn mit der größten Aufmerksamkeit und bat dann um die Erlaubnis, ihn einmal in die Hand nehmen zu dürfen. Nachdem er ihn von allen Seiten beschaut, gab er ihn endlich zurück und sagte: „das ist der erste Götze, den ich in meinem Leben gesehen." Forschungsreisende haben ordentlich ihre Mühe, noch ursprüngliche, von der christlichen Kultur völlig unberührte Zustände aufzufinden. Mit Hilfe von eingebornen Lehrern und Evangelisten gewinnt die Mission auch eine der mikronesischen und melanesischen Inseln nach der andern, trotzdem der Boden oft genug mit Blut getränkt worden ist und bis auf diesen Tag getränkt wird.

Werfen wir endlich noch einen kurzen Blick auf Amerika, so ist auch hier die evangelische Mission in Grönland und Labrador, Britisch Nordamerika und den Indianerdistrikten der Vereinigten Staaten, in Centralamerika, Westindien und Guiana, ja auf Feuerland und den Falklandsinseln in Thätigkeit.

In Zahlen ausgedrückt ist das Ergebnis der Missionsthätigkeit auf diesen Missionsgebieten etwa folgendes:

I. Afrika:

1. Nordafrika . .	7 000	
2. Westafrika . .	125 000	
3. Südafrika . .	450 000	
4. Ostafrika . .	10 000	
5. Afrikanische Inseln	400 000	
		962 000

II. Asien:

1. Indischer Archipel	200 000	
2. Gesamt-Indien .	750 000	
3. China . . .	95 000	
4. Japan . . .	60 000	
5. Vorderasien . .	43 000	
		1 148 000

III. Südsee:		IV. Amerika:	
1. Polynesien . .	230 000	1. Grönl. u. Labrador	10 000
2. Mikronesien . .	12 000	2. Nordam. Indianer	130 000
3. Melanesien . .	19 000	3. Westindien . .	407 000
4. Neuseeland . .	25 000	4. Centr.- u. Südam.	140 000
5. Australien . .	800		687 000
	286 800	Insgesamt:	3 113 000 Heidenchristen.[1]

Um diese Zahl zu würdigen, müssen wir bedenken, daß wir mit unsrer jetzigen Missionsthätigkeit noch immer in den Anfängen stehen und daß im Anfange die Schwierigkeiten am größten sind, also der Erfolg am langsamsten geht. Welche Fülle von Arbeit hat da zunächst die Bewältigung der fremden Sprachen gemacht, in denen das Evangelium verkündigt werden mußte. Wie lange Zeit dauerte es ferner, bis die abendländischen Fremdlinge die Anschauungen und Sitten der heidnischen Völker, unter denen sie arbeiteten, einigermaßen verstehen lernten. Wie viel Vorurteile, auch offner und versteckter Widerstand auf seiten der Kolonialregierungen, der Händler u. s. w. waren zu überwinden. Wie viel Missionare wurden durch das Klima nach nur kurzer Arbeitszeit hingerafft! Und welche Berge von Schwierigkeiten stellte allerorten das in seiner Macht noch ganz ungebrochene Heidentum der Mission entgegen! Welche Verfolgungen brachen über diejenigen herein, die es wagten, vom väterlichen Aberglauben zum Christentum überzutreten! Das Heidentum ist eine gewaltige Festung, die nicht auf den ersten Angriff fällt, und die väterliche Sitte eine starke Gewohnheitsmacht, die nicht in einem Menschenalter gebrochen wird.

Gewiß bilden die drei Millionen der heutigen evang. Heidenchristen noch eine sehr kleine Minderheit gegenüber den vielleicht 1000 Millionen Heiden und Mohammedanern. Aber auch in der apostolischen Zeit begann der Sieg des Evangelii über das damalige Heidentum mit der Bekehrung einer sehr kleinen Minderheit. Wie einst der geringen Zahl der apostolischen Christen, so gehört

[1]) Katholische Heidenchristen giebt es heute in Asien ca. 2 500 000, in in Ozeanien 60 000, in Afrika 250 000, in Amerika 200 000, Summa: 3 010 000. Nur in Asien ist die Zahl der katholischen Heidenchristen der der evangelischen überlegen, einfach darum, weil hier die katholische Mission $2\frac{1}{2}$ Jahrhundert älter ist. In diesem Jahrh. hat die evangelische Mission in Asien einen 8mal größeren Erfolg als die römische. In jedem andern Erdteile ist auch absolut die Zahl der evangelischen Heidenchristen größer als die der römischen.

auch der verhältnismäßig geringen Zahl der heutigen Heidenchristen die Zukunft. Diese Minderheit ist nicht bloß eine Frucht der bisherigen Arbeit, sondern auch der Same einer künftigen Ernte.

Nur ein paar Zahlenbeispiele, um zu zeigen, wie sehr der Missionserfolg wächst mit der Länge der Arbeitszeit. Es gab evangelische eingeborne Christen

in Indien:	1861	1871	1881	1891
	213 370	318 363	528 590	700 000
in China:	1857	1867	1877	1887
	2000	14 700	39 000	70 000
in Japan:	1876	1882	1886	1892
	3000	14 500	43 000	60 000
auf der Goldküste:	1857	1867	1877	1895
	367	1509	3607	13 972

Aber die Zahlen sind weder der einzige noch der richtigste Maßstab zur Messung des Missionserfolgs. Es giebt auch sehr viel indirekten Missionserfolg. „Durch die Mission,“ so lautet das amtliche Zeugnis der indobritischen Regierung, „ist dem erstarrten Leben der Völkermassen, die unter englischem Scepter stehen, ein ganz neues Leben eingehaucht und sind diese Völkermassen in den Stand gesetzt worden, in jeder Hinsicht bessere Menschen und bessere Bürger des Reiches zu werden, unter dessen Schatten sie wohnen.“ Und so ist es auf jedem Missionsgebiet. Das Evangelium, welches durch Predigt, Unterricht und Presse unter einem heidnischen Volke verkündigt wird, setzt allmählich neue religiöse Anschauungen und sittliche Begriffe in Umlauf, die nach und nach selbst den noch heidnischen Teil des Volkes mit einer neuen geistigen Atmosphäre umgeben. Überall, wo die Mission festen Fuß gefaßt hat, bleibt das Heidentum nicht, was es war; es beginnt ein Durchsäuerungsprozeß, der mit der Auflösung desselben und mit dem Siege des Evangelii endet. Dazu giebt es auf allen Missionsgebieten, wo der offne Übertritt zum Christentum mit schweren Opfern und Verlusten verbunden ist, viele geheime Christen, die zur Annahme des Evangelii sofort bereit sind, sobald die öffentliche Meinung mehr auf die Seite desselben tritt. „Was die Mission erreicht,“ schreibt ein hervorragender chinesischer Missionar, „zeigt sich auch an dem Aufschwung der heidnischen Moral und an den Anstrengungen der Chinesen, die Christen im Gutesthun zu übertreffen. Nach dieser

Seite haben wir schon auffallende Erfolge erzielt. Die Findelhäuser, von den Heiden gebaut, sind ein Erfolg unsrer Mission; die Freischulen, die Predigtlokale, wo Konfucius und andre Moral dem Volke vorgehalten wird, die unentgeltliche Armenpraxis von chinesischen Ärzten an Orten, wo wir Medizin verabreicht haben — das sind alles Erfolge unsrer Mission." Überall, wo die christliche Mission längere Zeit ihre Thätigkeit entfaltet, da wird das Menschenleben geschont, die Menschenwürde mehr anerkannt, das weibliche Geschlecht aus seiner Erniedrigung befreit, dem Sklavenhandel immer ernstlicher die Axt an die Wurzel gelegt, die Ehe geheiligt, die Familie wie das gemeindliche und staatliche Leben umgestaltet, Keuschheit, Wahrhaftigkeit Ehrlichkeit, Fleiß, Mäßigkeit gepflanzt, und zwar das alles weit über die christlichen Kreise hinaus — das ist Missionserfolg, der sich in Zahlen nicht darstellen läßt.

Kurz, auch in der gegenwärtigen Mission dürfen wir mit dem Apostel der Heiden Gott preisend bekennen, daß unsre Arbeit nicht vergeblich gewesen ist und aus dieser Erfahrung freudigen Antrieb entnehmen: immer zuzunehmen in diesem Werke des Herrn

Zum Schluß noch die Religionstabelle. Die 1500 Millionen Menschen, welche gegenwärtig die Erde bewohnen, verteilen sich auf die verschiedenen Religionen ungefähr folgendermaßen. Es giebt:

1. Christen, und zwar	römisch-katholische	208	Mill.
	griechisch- „	90	„
	protestantische	145	„
	andere	13	„
		456	„
2. Juden		7 1/2	„
3. Mohammedaner		190	„
4. Hinduisten		205	„
5. Reine Buddhisten,[1])		75	„
6. Konfucianer u. Taoisten mit eklektischen Buddhisten gemischt		350	„
7. Sonstige Heiden		224	„
		1044	„

[1]) Es ist ein großer, wie es scheint gar nicht tot zu machender Irrtum, daß es ca. 500 Millionen Buddhisten gebe. Diese Zahl wäre selbst dann übertrieben, wenn ganz China und Japan buddhistisch wäre. Aber diese Annahme trifft durchaus nicht zu. In China hat nach dem Zeugnis kundiger Leute „kaum der vierte Mensch jemals etwas vom Buddhismus gehört" und in Japan ist die große Masse der Bevölkerung schintoistisch, nicht buddhistisch. Die eigentlichen buddhistischen Nationen sind Siam, Barma, Nepal, Tibet, die Tartarei, Mongolei und Ceylon, das letztere aber noch lange nicht gänzlich. Es giebt viel mehr Konfucianer als Buddhisten. Da in China Konfucianismus, Buddhismus und Taoismus sehr mit einander vermengt sind, so ist eine getrennte Statistik über sie zur Zeit nicht möglich.

Ohne allen Zweifel zählt das Christentum unter allen Religionen heute bereits die meisten Bekenner, nur daß leider unter seinen Bekennern Millionen bloßer Namenchristen sich befinden.

Kap. VI.

Die Mission im Katechismusunterrichte.

1. Das erste Gebot.

Ursprünglich ist dieses Gebot gegen den *heidnischen Götzendienst* gerichtet. Es ist daher durchaus in der Ordnung, daß gelegentlich desselben nicht bloß von der *Abgötterei*, wie sie in der Christenheit sich findet, sondern auch von dem ganz eigentlichen *Götzendienst* gehandelt wird, wie ihn noch heute die *Heiden* treiben. Da nun durch das göttliche Gebot der Götzendienst *verboten* wird, so erhebt sich ganz naturgemäß die Frage: *was sollen wir thun*, daß endlich der Götzendienst aufhöre und an seine Stelle der rechte Gottesdienst trete? Die Antwort kann nur lauten: *wir sollen den Missionsbefehl Jesu ausführen*. So wird sofort das erste Gebot für die Christenheit ein Missionsgebot.

Von den 1500 Millionen Menschen, welche heute die Erde bewohnen, sind noch immer mehr als 800 Millionen *Heiden*, d. h. Leute, deren Religion darin besteht, daß sie *statt* dem einen lebendigen Gott selbsterdachten oder selbstgemachten Göttern dienen; vgl. III. A. 2. Dieses Heidentum ist unter den Hindus, Chinesen und Japanesen (aber nur in den gebildeten Kreisen) etwas feiner, bei den sog. Naturvölkern roher. Aber auch der *Brahmanismus*, der in Vorderindien, der *Buddhismus*, der auf Ceylon, in Hinterindien, Tibet, China und Japan, der *Konfucianismus*,[1] der in China und Japan ausgebreitet ist, ist als Volksreligion ein ganz *grobes* Heidentum voll sinnlosen Aberglaubens

---

[1]) Auf eine weitere Charakterisierung dieser Religionen kann ich mich hier nicht einlassen. Wo sie für nötig gehalten wird: in den oberen Klassen der höheren Schulen, da kann sich der Lehrer das betreffende Material leicht verschaffen.

und Götzendienstes. Am abschreckendsten tritt uns freilich das Heidentum auf seinen niedrigsten Stufen entgegen, wo mit dem Götzendienst blutige Greuel verbunden sind oder derselbe wesentlich im Fetischismus besteht, wie in Afrika.

2. Das zweite Gebot.

Gelegentlich der Zauberei kann man nicht umhin des Heidentums und damit auch der Mission zu gedenken. Das viele Zauberwesen mit seinem mannigfaltigen Aberglauben, das sich noch immer innerhalb des Christentums findet, ist noch eine Erbschaft aus dem Heidentum. Zu einem großen Teil besteht das heutige Heidentum namentlich auf seinen niedersten Stufen in Zauberwesen und Zaubereifurcht.

Betreten wir z. B. die Westküste Afrikas, so fällt uns sofort die Menge der Zaubermittel ins Auge, durch welche der Neger entweder sich selbst gegen böse Einflüsse zu schützen oder auf andre böse Einflüsse zu üben sucht. Solche Zaubermittel trägt der Neger bei sich, hat er in seinem Hause, bringt er auf den Wegen an; überall umgeben sie ihn. Da begegnet uns ein ziemlich erwachsener Bursche, er ist sehr wenig bekleidet, aber um seinen Hals trägt er eine Schnur, an der ein kleines Täschchen hängt. Auf unsre Frage, was dasselbe bedeutet, antwortete er: „Das sehr gut, lauter Ding drin kräftig zu sehr, schütz mich vor Krankheit, vor Haifisch, vor Kugel, vor böse Mensch, vor böse Geist, vor alle böse Ding.“ Wir öffnen ein solches Grigri oder Amulett, was ist darin? Knochen oder Zähne von Tieren oder Menschen, Haare, Federn, Perlen, Muscheln u. dergl. Diesen geweihten Zauber bezahlt der arme Neger oft teuer genug und dann glaubt er ein sichres Schutzmittel zu besitzen oder die Macht zu haben andern zu schaden. Wird er ein Christ, so muß er natürlich von diesem Amulett sich trennen; aber wie schwer ist der zauberfürchtige Neger dazu zu bewegen! Wir gehen in ein Haus, in dem ein mutiger, tapfrer Mann wohnt. An der Wand der Hütte lehnen zwei Stücke Holz, das eine weiß, das andre rot beschmiert, sie sind roh geschnitzt, oben sind zwei schwarze Punkte, welche die Augen vorstellen sollen und ein paar Einschnitte bezeichnen die Arme und Beine; eine Muschelschnur hängt um den Hals. Wir fragen den Mann, was das für Hölzer seien, und er antwortet: das sind meine Fetische. Wir wollen ihm die Götzen abkaufen; „nimmermehr,“ erwidert er voll Angst, „dann würde mich ihr Zorn treffen.“ — Wir machen eine Reise. Was bedeuten die Büschel, die hier auf einem Erdhaufen stecken, was die Schnur, an der dort ein geheimnisvolles Päckchen hängt, oder das seltsame Stück Holz, welches an einem andern Orte aufgerichtet ist? Es sind lauter Zaubermittel; die einen sollen Unglück abhalten, die andern Fluch bringen über einen Menschen oder über einen ganzen Ort.

Die verschiedenen Arten der Zauberer, sind die eigentlichen bösen Geister des heidnischen Volks, die durch Furcht alles geknechtet halten. In Krankheiten, bei Regenmangel, wenn ein Verbrechen entdeckt

werden soll oder wenns in den Krieg geht, immer nimmt das arme Volk zu den Zauberdoktoren seine Zuflucht. Weitverbreitet besonders in Afrika ist der Wahn, daß der Tod nicht auf natürliche Weise sondern durch Verhexung, also durch Zauberei herbeigeführt worden sei; er hat schon tausenden unschuldiger Menschen, besonders Frauen, das Leben gekostet. Ein Reisender erzählt folgende selbsterlebte Geschichte aus Westafrika.

Ein junger Häuptling, Namens Mpomo, war gestorben. Ein großer Zauberdoktor ward herbeigerufen, um denjenigen zu entdecken, dessen Zauberei die Ursache seines Todes gewesen. Zwei Tage und zwei Nächte lang gingen die geheimnisvollen Vorbereitungen vor sich. Endlich am dritten Morgen, als die Aufregung ihre höchste Höhe erreicht hatte, versammelte dieser Doktor inmitten der Stadt die Leute um sich und begann seine letzten Beschwörungen. Jedermann war bewaffnet und auf jedem Angesicht war der Entschluß zu lesen, blutige Rache an denen zu nehmen, welche als die Mörder des Verstorbenen bezeichnet werden würden. . Auf einen Wink des geheimnisvollen Mannes wurde die aufgeregte Menge auf einmal ganz still. Da ertönte die laute, schrille Stimme des Doktors: „Es ist ein sehr schwarzes Mädchen, das lebt in einem Hause — er beschrieb dasselbe — das hat Mpomo verhext.“ Kaum hatte er geendet, so rannte die versammelte Menge brüllend und heulend, gleich einer Herde wilder Tiere, nach dem bezeichneten Platze und ergriff ein armes Mädchen, Namens Okandaga, die Schwester meines guten Freundes und Führers Aduma. Die Waffen über dem Haupte der Unglücklichen schwingend rissen sie sie hinweg nach dem Flusse zu. Hier ward sie rasch mit Stricken gebunden und dann lief alles wieder zum Zauberdoktor. . .

Abermals ward es stille und die dämonische Stimme des Doktors ertönte von neuem: „Es ist eine alte Frau, sie wohnt in einem Hause so und so; sie hat Mpomo verhext.“ Aufs neue rannte das Volk fort. Diesmal brachten sie eine Nichte des Königs, eine hochherzige und wahrhaft majestätische alte Frau. Als ihre Mörder sich mit flammenden Augen und Todesdrohungen um sie scharten, erhob sie sich stolz vom Boden und sah ihnen unerschrocken ins Angesicht. . . Auch sie ward nach der Flußseite eskortiert, doch ohne daß man sie band. Es kam keine Thräne in ihr Auge und keine Bitte um Erbarmung über ihre Lippen.

Zum dritten Male erklang die Stimme des Doktors über die schweigende Menge: „Es ist eine Frau mit sechs Kindern, sie lebt auf der Plantage gegen Sonnenaufgang; auch sie hat Mpomo verhext.“ Aufs neue ein wildes Geheul, und nach kurzer Zeit wurde eine gute und von allen geachtete Frau, eine Sklavin des Königs, die ich kannte, herbeigeschleppt. Jetzt ging der Zauberdoktor samt der Volksmasse an das Ufer des Flusses, wo die Schlachtopfer sich befanden. Mit lauter Stimme zählte er die Verbrechen auf, deren die Unglücklichen schuldig seien. Bei jeder neuen Anklage brach das Volk in Flüche und Verwünschungen aus. Jeder schien den andern zu überbieten, denn jeder fürchtete, wenn er lau und mitleidig sich zeigte, so könnte er demselben Lose wie jene anheim fallen. Jetzt wurden die Schlachtopfer in ein großes Boot gebracht, zusammen mit dem

Scharfrichter, dem Zauberdoktor und einer Anzahl bewaffneter Männer. Die Trommeln wurden geschlagen und der Gifttrank, der die Schuld oder Unschuld kund thun sollte, bereitet. Quabi, des verstorbenen Mpomo ältester Bruder, hielt den Becher. Nun ward der Becher zuerst der alten Sklavenmutter, dann der Nichte des Königs, zuletzt der armen Okandaga gereicht. Während sie tranken heulte die Menge: „Wenn sie Hexen sind, so soll der Trank sie töten, sind sie unschuldig, so gehe er wieder von ihnen.“ Es war die aufregendste, schrecklichste Scene, die ich je erlebt habe. Totenstille trat ein. Plötzlich fiel die Sklavin um. Aber sie hatte den Boden des Boots noch nicht erreicht, so war schon ihr Haupt vom Rumpfe getrennt. Dann wankte die königliche Nichte. Ihr Haupt fiel und das Blut rötete das Wasser des Flusses. Mittlerweile fing auch die arme Okandaga an zu taumeln; sie suchte sich aufrecht zu erhalten und rang unter Weinen und Schluchzen, ob sie die Wirkung des Giftes zu überwinden vermöchte. Aber endlich fiel auch sie und ihr Kopf ward abgehauen. Das Volk zerstreute sich und den Rest des Tages war die Stadt stille. Am Abend sagte mein Freund Aduma, dessen Schwester unter den Opfern gewesen, unter Thränen zu mir: „O Schelly (du Chaillu) wenn du in dein Vaterland zurückkehrst, so sage deinen Freunden, daß sie Männer zu uns armen Leuten schicken, die uns aus dem Buch lehren, das du Gottes Mund nennst.“ Er meinte die Bibel. Ich versprach ihm, seinen Auftrag auszurichten, und thue es hiermit öffentlich.

So schreiet gerade das Elend der heidnischen Zauberei zu uns herüber, daß die christliche Mission kommen und helfen soll.

3. Das vierte Gebot.

In einer uns Christen vielfach beschämenden Weise wird das 4. Gebot von den heidnischen Chinesen gehalten. Konfucius, der Religions- und Sittenlehrer dieses Volkes, hat auf die kindliche Pflicht der Ehrerbietung und des Gehorsams gegen die Eltern geradezu das ganze religiöse, sittliche und staatliche Leben aufgebaut. Freilich läßt auch dort die wirkliche Erfüllung dieser Pflicht gegen die lebenden Eltern bei den einzelnen oft genug viel zu wünschen übrig; aber im ganzen ist das 4. Gebot eine Großmacht in China, und wenn dieses Volk eine Geschichte hat, welche einen Zeitraum von mehr als drei Jahrtausenden umfaßt und bis heute noch über 350 Millionen zählt, so ist das sicherlich mit dem göttlichen Verheißungssegen zu danken, der auf diesem Gebote ruht.

Freilich die kindliche Pflicht hat in China auch ihre heidnische Schattenseite. Viel Ehrerbietung gegen die Eltern hat nur in der Furcht ihren Grund, durch Mißachtung und Kränkung derselben nach ihrem Tode von ihren Geistern geplagt zu werden. Man verehrt im Grunde die verstorbenen Eltern mehr als die

lebenden.[1]) Der Ahnendienst, d. h. die aus Furcht den abgeschiedenen Geistern dargebrachte Verehrung, bildet recht eigentlich den Grundzug der ganzen chinesischen Religiosität und Sittlichkeit.

Auch kann in diesem Gebot gelegentlich der Pflichten der Dienstboten ein Wort über die noch heute weite Verbreitung der Sklaverei in heidnischen Ländern gesagt und darauf aufmerksam gemacht werden, wie das Christentum den Sklaven die Freiheit gebracht.

4. Das fünfte Gebot.

Das Heidentum, das alte wie das gegenwärtige, ist eine Welt ohne Liebe. Überall fehlt ihm die Achtung des Menschenlebens und die Übung der Barmherzigkeit.

Was uns vor allem in Afrika in die Augen fällt, wohin wir auch kommen das ist die schrecklichste Geringachtung des Menschenlebens; überall im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen, an den Küsten wie im Innern, überall „sind ihre Füße eilend, Blut zu vergießen." Mord und Raub, Krieg und Überfall sind allerorts an der Tagesordnung, nirgends herrscht ein Gefühl der Sicherheit. Ungebändigte Wildheit, Tyrannei, Grausamkeit treten uns fast in jedem afrikanischen Lande entgegen. Hingerissen von der landschaftlichen Schönheit und Fruchtbarkeit der den Viktoria Nyansa-See umgebenden Gebiete, rief Stanley aus: „Aber gegenwärtig sind noch die Hände der Völker, mit Mordlust in ihrem Herzen, gegen einander erhoben. Wilde Grausamkeit entzündet sich beim Anblick des wandernden Fremden; Seeräuberei ist das von ihnen selbst eingestandene Gewerbe. Mtesa, der König von Uganda, läßt seine Schlachtopfer pfählen, verbrennen und verstümmeln. Die Wirigedi lauern längs ihrer Gestade jedem Fremden auf und die Schleuderer auf den Inseln üben ihre Kunst an ihm. Die Wagara vergiften beim Anblick eines Kanoes ihre tödlichen Pfeile aufs neue und jeder Volksstamm hält sich, Wut und Rachedurst im Herzen vom andern fern. Wahrlich, die dunkeln Örter der Erde sind voll von Grausamkeit."

Es sind jetzt ungefähr 25 Jahre her, daß zwei auf der Goldküste arbeitende Baseler Missionare, der eine mit Weib und Kind, von den berüchtigten Asantenegern gefangen genommen und nach der Hauptstadt ihres Reiches, Kumase, geschleppt wurden. In diesem afrikanischen Kerker mußten sie über vier Jahre bleiben, bis endlich der Krieg der Engländer gegen Asante ihnen die Freiheit brachte. Ihre Tagebücher sind voll von blutigen Greueln, deren Zeugen sie immer wieder sein mußten. So fanden z. B. nach der Rückkehr der Kriegsheere große Menschenschlächtereien statt. „Den ganzen Tag hörten wir das Geheul der Trauernden; die meisten Einwohner fasteten, rotbemalt. Die wilden Klänge der Hörner und Trommeln wollten nicht aufhören. In einem einzigen Hofe

---

[1]) Sehr bezeichnend ist die chinesische Sitte, daß wenn ein Sohn geadelt wird, dieser Adel zurückwirkt auf die verstorbenen Eltern, während er sich bei uns auf die Kinder vererbt.

lagen allein 15 der armen Gefangenen in Eisen, um im Laufe des Tages geschlachtet zu werden. — Ein armes Weib versuchte davon zu laufen, aber bald war sie eingeholt und ihr das Messer durch die Wangen gestoßen. . . Für die sechs Häuptlinge aus Kumase, die im Kriege gefallen waren, wurden allein 40 Opfer gebracht."

Oder wenn der König sich nach Bantama begiebt, in das Haus, wo seine verstorbenen Vorfahren ruhen, oder wenn an diesem Hause irgend eine Reparatur vorzunehmen ist, werden Menschenopfer gebracht. In diesem Hause werden die mit Golddraht zusammengehaltenen Skelette der verstorbenen Könige aufbewahrt und mit dem Blute der neugeschlachteten Opfer von dem regierenden Könige bestrichen. Ach wie viel mal hörten in den vier Jahren ihrer Gefangenschaft die Missionare das Todeshorn und die Todestrommel. „Zwei Stöße ins Horn bedeuten: der Tod, der Tod! und drei Trommelschläge: schneid ihn ab! worauf ein Schlag der andern Trommel anzeigt: der Kopf ist gefallen." Wie oft stießen die armen Gefangenen bei ihren Ausgängen auf die Rumpfe Enthaupteter. Immer wieder kehrt in ihren Tagebüchern die Bemerkung: „wir kamen wieder an 10, an 5 blutenden Rumpfen vorbei." Als die Engländer 1874 diese Mördergrube einnahmen, berichtete einer der Armeeärzte, der im Hause des Oberscharfrichters einquartiert war, dieser habe ihm erzählt, daß im letzten Jahre 2—3000 Menschen, fünf bis sechs täglich, geschlachtet worden seien. „Ändert der König etwa ein Todesurteil, so werden Geldstrafen auferlegt, oder Ohren, Nase, Lippen abgeschnitten. Täglich begegnet man Leuten, welchen alle diese drei Glieder fehlen. Den Lippenlosen wächst oft durch wildes Fleisch der Mund so zusammen, daß sie kaum mehr essen können. Dann müssen sie den König um Öffnung des Mundes bitten, worauf einer der Scharfrichter die Operation mit einem Schnitt seines Messers vollzieht."

Noch schlimmer als in Asante war es in dem schrecklichen Dahome. Erst vor vier Jahren wagte sich ein Missionar in diese Löwenhöhle, um von dem König Gelele die Erlaubnis zur Missionsarbeit an einem zu seinem Reiche gehörigen Orte zu erwirken. Dieser König regiert seit 1853 und hat während dieser Zeit nach einer mäßigen Berechnung im Durchschnitt jährlich 200 Menschen geschlachtet. Nimmt man dazu die tausende der aus den Kriegen heimgebrachten Köpfe, so ist er wohl der größte aller lebenden Mörder. Als der eben erwähnte Missionar sich in der Hauptstadt aufhielt, wurden gerade die sogenannten Totenkostüme gefeiert, so daß täglich frische Menschenköpfe am Eingange des königlichen Palastes aufgepflanzt waren. — Auch aus andern Teilen Afrikas lassen sich genug solcher schrecklichen Blutthaten erzählen. Man braucht bloß an die bekannten Namen eines Tschaka, Dingane, Ketschwayo, Sekukuni ꝛc. zu erinnern.

Und dieser Mißachtung des Menschenlebens begegnen wir nicht bloß in dem wilden Afrika; wir finden sie auch in dem civilisierten China und Indien. Wie weit ist in dem ersteren der Kindermord, besonders der Mädchenmord noch immer verbreitet. Die christliche Liebe hat dort zur Aufnahme ausgesetzter Kinder sog.

Findelhäuser errichtet. Eins derselben, das von dem Berliner Frauenvereine ins Leben gerufen ist, befindet sich auf Hongkong. Jedes einzelne der dort erzogenen Kinder ist eine lebendige Erzählung heidnischer Grausamkeit. Wie viel Kinder werden in Indien als heidnische Opfer in den heiligen Ganges geworfen! Vgl. die Erzählung II 2 c. Und wie viel Unbarmherzigkeit ist dort mit dem Kastenwesen verbunden. Immer wiederholt sich da die alte Geschichte, daß man Menschen in ihrem Elend liegen läßt, weil man durch ihre Berührung sich zu verunreinigen fürchtet; denn sie könnten ja einer andern Kaste angehören.

Sehr vortrefflich läßt sich das 5. Gebot an der Geschichte vom barmherzigen Samariter behandeln. Da sind die Mörder, welche ihrem Nächsten „an seinem Leibe Schaden und Leid thun;" da sind der Priester und Levit, welche ihm „nicht helfen;" da ist der Samariter, von dem es heißt: „Und da er ihn sah, jammerte ihn sein, ging zu ihm, verband ihm seine Wunden und goß drein Öl und Wein und hob ihn auf sein Tier, führte ihn in die Herberge und pflegte sein;" also erst die Begehungssünde, dann die Unterlassungssünde, dann der Gehorsam gegen das Gebot. Man kann diese Geschichte auch als Missionsgleichnis behandeln: die Heidenwelt eine Mördergrube; die Mission der barmherzige Samariter; die sich nicht an der Mission beteiligenden Christen der Priester und Levit, die vorübergehen.

5. Das sechste Gebot.

Fast überall im Heidentum und auch im Mohammedanismus herrscht die Vielweiberei und mit ihr hängt die größte Entwürdigung des Weibes wie die Entweihung der Ehe, des Haus- und Familienlebens zusammen. Bei den meisten heidnischen Völkern wird das Weib gekauft wie eine Ware; der Mann kann mit ihr als seinem erkauften Eigentum machen, was er will. Je reicher einer ist, desto mehr kauft er sich Frauen, besonders die Häuptlinge haben ihrer oft hunderte. Oft genug wird das arme Weib auch in grausamer Weise behandelt.

Es ist erst sieben Jahre her, da kam zu dem Missionar Mackay in Uganda ein armes blutendes Weib, der auf Befehl ihres Mannes, des ersten Ministers des Königs, die Ohren und der Mund von der Nase bis zum Kinn abgeschnitten worden waren, „ein Anblick, der einen Stein hätte erbarmen müssen." Und warum diese grausame Behandlung? Der Vater dieses Weibes war krank geworden und sie hatte sich, ohne von ihrem Gemahl persönlich Erlaubnis geholt

zu haben, aufgemacht ihn zu besuchen. Unterwegs begegnete ihr ein andres Weib des Ministers, die ihr befahl umzukehren, und als das nicht geschah, sie anzeigte. Der erzürnte Gatte ließ das Weib sofort holen und die unmenschliche Strafe an ihr vollziehen. Ähnliches berichtet ganz neuerdings ein Missionar aus dem Schirethal. Ein dortiger Häuptling, Chipetula, schnitt in der Trunkenheit seinem Lieblingsweibe die Augenbraunen und die Wangen ab, und das arme Weib stürzte sich, um der Wut ihres grausamen Mannes zu entgehen, in den Fluß und ertrank. Von Reue ergriffen verlangte nun der Unmensch, daß die Weiber der vier Flußhäuptlinge sich gleichfalls ertränken sollten, und als diese sich weigerten, erklärte er den Krieg. Dergleichen Unmenschlichkeiten, deren sich besonders die Häuptlinge schuldig machen, gehören ja allerdings zu den außergewöhnlichen Vorkommnissen; aber sie zeigen doch, wie recht- und schutzlos die Frauen sind, da ihre Männer sie so hart und grausam behandeln können, wie sie wollen, ohne daß sie eine Strafe trifft. Die Frau ist eben ihr Eigentum, über welches sie verfügen können, wie es ihnen beliebt. Daß bei einer solchen rechtlosen und unwürdigen Stellung der Frau von einer Erweisung von Liebe und von einem trauten Familienleben keine Rede sein kann, liegt auf der Hand.

Schon das Mädchen hat an dieser unwürdigen Stellung teil. Sie wird geringer geachtet als der Knabe, über ihre Geburt ist keine Freude und selbst bei den gebildeten Heiden wird auf ihre Erziehung nichts verwendet.

Von den schamlosen Greueln der Unzucht, welche wieder durch einen großen Teil der Heidenwelt gehen, kann hier nicht geredet werden. Es kostet der Mission viel geduldige Mühe, die heidnische Jugend zu lehren: „keusch und züchtig zu leben in Worten und Werken," und leider machen ihr tausende von fleischlichen Christen, welche unter den Heiden selbst heidnisch leben, die Arbeit noch schwerer.

6. Der erste Artikel.

Derselbe ist sehr reich an Missionsgedanken, die ich jedoch nur andeuten will. a) Wir glauben an einen Gott; die Heiden an viele Götter. b) Wir nennen diesen Gott Vater; die Heiden sehen in ihren Göttern nur Tyrannen. c) Dieser eine Gott ist aber Vater „unser aller;" er gehört also auch den Heiden zu, die ihn noch nicht kennen. d) Dieser eine Gott ist der Schöpfer einer einigen Menschheit. Die Farbigen in Afrika u. s. w. sind seine Geschöpfe so gut wie wir. Derselbe Gott, der die Welt gemacht, hat auch „gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen," Apstg. 17, 24 u. 26. e) Wie wir so tragen auch alle übrigen Menschen in der ganzen weiten Welt das göttliche Ebenbild an sich, so entstellt dasselbe auch sein mag. Vgl. III. A. 1. Auch heute noch gehts

den Heiden, selbst Heidenkindern, wie St. Paulus schreibt Röm. 1, 19 u. 20: aus den Werken der Schöpfung machen sie ahnende Schlüsse auf den Schöpfer.

Ein junger Neger, der sich vor dem schrecklichen Götzen fürchtete, welchen seine Mutter ihn anbeten lehrte, und der in großer Angst schrie: „Brenne mich nicht, bringe mich nicht um, laufe nicht mit mir davon," betrachtete oft des Nachts mit großem Entzücken die blitzenden Sterne. Da dachte er: „Sterne und Sterne und immer neue Sterne und endlich doch wieder nichts als Finsternis. Woher und wohin? Vater sterben, ich König, dann ich Sohn haben, er König, er Sohn haben, mehr König, mehr Sohn, mehr König — und was dann? Welt verbrennen, alle Dinge enden, aber wie enden? Es muß etwas sein."

7. Der zweite Artikel.

Wieder voller Missionsgedanken. Ich deute abermals nur an. Von großer Bedeutung für die Missionsbetrachtung ist die Bezeichnung Jesu als „des Menschen Sohn" im Zusammenhange mit 1 Tim. 2, 5: der Mensch Christus Jesus. Jesus gehört wahrhaftig dem Menschengeschlecht an; er ist Fleisch von unserm Fleisch, Bein von unserm Bein. Aber er gehört nicht bloß einem Volke oder Stande oder dem Geschlechte einer Zeit an; er ist über alle nationalen, gesellschaftlichen und zeitlichen Schranken erhaben. Das Wort, das er geredet; das Vorbild, das er gegeben; das Heil, das er erworben, soll Eigentum der gesamten Menschheit sein; darum ist es so geartet, daß es jedem Menschen unter jedem Volke und zu jeder Zeit sein religiöses Bedürfnis befriedigt.

Werfen wir ferner nur einen flüchtigen Blick auf die Ämter Jesu. 1. Jesus der Prophet oder sagen wir lieber der Zeuge Gottes an die Menschheit. Er ist das „Wort" für die ganze Welt, die „Wahrheit". „Ich bin dazu geboren und (nicht bloß nach Judäa) in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll," Joh. 18, 37. Die ganze Welt muß also Jesu Wahrheitszeugnis hören. Und in der ganzen Welt giebt es Menschen, die „aus der Wahrheit" sind, die diesem Zeugnis auch glauben werden. 2. Jesus der Hohepriester der Menschheit. „Derselbige ist die Versöhnung für unsre Sünde, nicht allein aber für die unsre, sondern auch für der ganzen Welt" 1 Joh. 2, 2. Vgl. III. B. 7. 3. Jesus der König der Menschheit, die Menschheit ist sein Eigentum (Joh. 1, 11), weil sie durch ihn geschaffen und durch ihn erlöset ist. Er hat sie sich „teuer erkauft" und darum ein Recht an sie. Dazu hat ihn Gott erhöhet und zum Herrn und seine Herr-

schaft so groß gemacht, daß aller Knie sich vor ihm beugen sollen. Phil. 2, 9—11. So muß er von seiner Herrschaft auch Besitz nehmen, gleich jenem „Edeln“ im Gleichnis Luk. 19, 12—27. Die Himmelfahrt ist seine Thronbesteigung und bei seiner Thronbesteigung giebt er den Missionsbefehl. Die Mission ist der Weg Jesu zur Einnahme seines Königreiches. Vgl. auch III. B. 8. Endlich muß bei der Wiederkunft Jesu der Mission gedacht werden, denn sie ist einer der Zeiger an der Weltuhr, der angiebt, welche Stunde es ist im Reiche Gottes, Matth. 24, 14.

8. Der dritte Artikel.

Der heilige Geist „erinnert“ an Jesu Wort; er hat die christliche Kirche auch an den Missionsbefehl erinnert, als dieser beinahe vergessen war. Welch ein Unterschied zwischen heut und vor 100, vor 50, ja vor 25 Jahren!

Als im Jahre 1798 ist Ostfriesland ein Missionsverein zusammentrat, da konnte sich das ein damaliger Professor der Theologie nicht anders erklären, als daß in jenen Winkel die deutsche Bildung noch nicht gedrungen sei. Und heute giebt es kaum eine Ephorie, die nicht wenigstens jährlich ein Missionsfest feierte. — Vor 100 Jahren fand auf der Generalsynode der schottischen Kirche die erste berühmt gewordene Debatte über die Mission statt. Es lag ein Antrag zweier Presbyterien vor: „Hochwürdige Synode möge das Evangelium zu den Heiden senden.“ Dieser Antrag wurde als schwärmerisch, fanatisch, revolutionär, gefährlich und abgeschmackt bezeichnet. Der alte Dr. Carlyle, der den Beinamen „der Donnerer Jupiter“ trug, sprang erregt auf und sagte: „ich habe 50 Jahre in dieser Synode gesessen, aber ein lächerlicherer Antrag ist mir in dieser langen Zeit niemals zu Ohren gekommen.“ Da erhob sich der ehrwürdige Dr. Erskine und sprach leuchtenden Auges und feurigen Herzens: „Präses, reichen Sie mir die Bibel, wollen Sie?“ Und dann verlas er mit mächtiger Stimme den Missionsbefehl. Diese Worte fielen wie ein Donnerschlag in die Versammlung, der sie wie eine ganz neue, unerhörte Botschaft klangen. Und heute feiert ganz Schottland den Missionar Dr. Duff als einen seiner größten Männer und im Herzen Afrikas setzt es durch neue Missionsunternehmungen Livingstone ein Denkmal, das dauernder sein wird, als das dem großen Missionar und Reisenden zu Edinburg errichtete Standbild von Erz. — Als der später so berühmt gewordene indische Missionar Dr. Carey Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst mit seinen Missionsgedanken hervortrat, da suchte ihn ein einflußreicher frommer Mann zum Schweigen zu bringen, indem er ihm vor einer großen Versammlung zurief: „setzen Sie sich nieder, junger Mann. Wenn Gott so etwas Ungeheuerliches wollte, als Sie da vorbringen, so würde er es ohne Ihre und unsre Hilfe ausführen.“ Seitdem hat allein England tausende von Missionaren zu den Heiden gesandt. — Vor 60 Jahren schrieb der bekannte Weimarsche Generalsuperintendent Röhr: „in die Missionsschulen Englands, Deutschlands und der

Schweiz hat sich ein Geist eingeschlichen, der der echte Geist des Evangeliums nicht ist." Und heute ist in weiten christlichen Kreisen wenigstens die Erkenntnis eine allgemeine, ja sie wird jetzt sogar von der „freien" Theologie verfochten, daß die Mission nicht nur eine selbstverständliche Gehorsamsthat gegen den unzweideutigen Befehl ihres himmlischen Hauptes, nicht nur eine Pflicht der Barmherzigkeit gegen die noch in Finsternis und Todesschatten wohnenden heidnischen Völker, sondern auch eine Lebensbedingung der Kirche selbst ist.

Selbst in derjenigen Provinz unsres Vaterlandes, welche heute vor andern durch ihr blühendes Missionsleben sich auszeichnet, in Westfalen, ist es noch vor 60 Jahren vorgekommen, daß, als dort der selige Volkening die ersten Missionsstunden zu halten begann, man auf diese ungewöhnliche und ungehörige Neuerung mit Gensdarmen vigilierte. Ähnlich wie in Westfalen erging es den ersten Missionsbestrebungen des Professor Guericke in Halle, welche von der Polizei nicht nur überwacht, sondern selbst aufgehoben wurden. Auch die ersten Missionsstunden, welche der Missionsinspektor Wallmann als junger Kandidat der Theologie im Schreiberschen Hause zu Quedlinburg hielt, standen unter strenger Aufsicht der Polizei und der Geistlichkeit. Und heute wird von Königlichen Behörden angeordnet, daß der Mission auch im Schulunterrichte überall gedacht werde! — So hat der heilige Geist die Christenheit an ihre Missionspflicht erinnert!

Wenn es zur Erklärung der allgemeinen christlichen Kirche in unserm Katechismus heißt: „Gleichwie er — der heilige Geist — die ganze Christenheit auf Erden berufet, sammlet, erleuchtet, heiliget und bei Jesu Christo erhält im rechten einigen Glauben" — so bedarf es nur einer besonderen Betonung dieser Worte, um sofort zu erkennen, daß sie sich, ohne einen Blick in den Gang der Missionsgeschichte zu werfen, durchaus nicht wirklich anschaulich machen lassen. Hier ist also der Ort, wo im Katechismusunterricht ein Überblick über die Geschichte der Ausbreitung des Christentums von den Tagen der Apostel an gegeben werden muß.

9. Die drei ersten Bitten.

Schon in der Einleitung zum dritten Hauptstück, wo man sich mit dem Gebet überhaupt beschäftigt, kann ein Wörtlein gesagt werden über das Gebet der Heiden. Auch die Heiden beten. Nur richten sie ihr Gebet an eine verkehrte Adresse und fast immer ist dieses Gebet ein bloß mechanisches Plappern, Matth. 6, 7. Am ärgsten bei den Buddhisten, wo es Gebetsräder und Gebetsmühlen gibt und der nichtssagende Gebetsspruch: Om mani padme hum, d. h. o du Edelstein in der Lotosblume, unaufhörlich hergeleiert wird; freilich mit dem römischen Rosenkranzbeten ist es nicht viel besser.

Nur vorübergehend sei der Anrede gedacht, indem ich mich begnüge die schönen Worte des alten Claudius anzuführen:

„Sieh, wenn ichs — das Vaterunser — beten will, so denke ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gern geben mochte. Und dann stell' ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; und alle Menschen in Europa, Asien, Afrika und Amerika sind dann in meinen Gedanken meine Brüder und Schwestern; und Gott sitzt im Himmel auf einem goldnen Stuhl und hat seine rechte Hand übers Meer und bis ans Ende der Welt ausgestreckt und seine Linke voll Heil und Gutes und die Bergspitzen umher rauchen und dann fang ich an:

Vater unser, der du bist im Himmel!

a) Die erste Bitte.

Gottes Name wird geheiligt, „wenn das Wort Gottes lauter und rein gepredigt wird und wir auch heilig als die Kinder Gottes danach leben." Das ist ebenso wahr daheim in der Christenheit wie draußen in der Heidenwelt. Der Vater im Himmel wird gepriesen, wenn die gläubigen Christen ihr Licht leuchten lassen und die Leute ihre guten Werke sehen, Matth. 5, 16. 1 Petri 2, 12. Der Anblick der Früchte des Glaubens nötigt die Welt immer und überall zur Achtung dieses Glaubens, und wenn der christliche Glaube geachtet wird, so wird Gottes Name geheiliget.

„Das muß ein gutes Wort sein," sagte ein noch heidnischer Häuptling auf einer der Südseeinseln zu einem Missionar, „das muß ein gutes Wort sein, das ihr verkündigt, denn ich sehe, daß diejenigen meiner Landsleute, die es angenommen haben, jetzt thun, was sie früher nicht thaten und was wir nicht thun: sie lieben ihre Feinde und es ist ein gut Ding, die Feinde lieben." — Ein angesehener Japaner, der voll Vorurteils gegen das Christentum seinem Sohne den Besuch der Missionsschule verbot, wurde ganz andrer Meinung, als er den täglichen Wandel der Christen aufmerksam beobachtete und ihre Geduld und Sanftmut mit der Leidenschaft und Anmaßung ihrer Gegner verglich. „Es muß doch etwas Reelles um das Christentum sein, sagte er da zu seinem Sohne, du thust daher besser, wenn du die Schule wieder besuchst."

Wir bitten also in diesem Gebet auch für die jungen Heidenchristen, daß sie doch durch ihren christlichen Wandel ihrem Vater im Himmel Ehre machen und so zur Ausbreitung des Christentums beitragen möchten. Aber wir bitten auch für die vielen europäischen und amerikanischen Christen, welche unter den Heiden leben, daß sie „heilig als die Kinder Gottes nach dem Worte Gottes leben möchten." Dies Gebet ist heutzutage, wo tausende und zehntausende aus der alten Christenheit, auch aus Deutschland, hinaus in die Heidenländer gehen, von der allergrößten Bedeutung. Wenn diese tausende mit ihrem Leben bezeugen, daß die Religion,

welche die Missionare bringen, auch ihre Religion ist, daß ihre Missionare den Heiden nur Lasten auflegen, die ihre eigenen Landsleute auch tragen wollen, so sind sie die wirksamsten Gehilfen der Mission. Nehmen wir z. B. die Negerstadt Lagos in Westafrika. Nach der Volkszählung von 1881 gab es dort 73 Deutsche, wohl alle Kaufleute. Denken wir uns, daß diese 73 Deutsche am Sonntag mit den Negern in den Gottesdienst gehen, sei es, daß er englisch oder daß er in der Landessprache gehalten wird, daß sie in ihren Häusern Gottes Wort gebrauchen, daß sie durch ihren Wandel ihm nachleben, daß sie dem Missionar helfen, heidnisches Laster zu bekämpfen, indem sie es wenigstens nicht gutheißen — ich will nicht weiter gehen — welche Hilfe hätten die Missionare an diesen deutschen Kaufleuten! Jetzt hat Deutschland Kolonien. Welch eine Heiligung des Namens Gottes, welch eine Hilfe der Missionare würde es sein, wenn alle deutschen Kolonialbeamten und Kolonisten als Kinder Gottes lebten!

Leider haben die Missionare an den unter den Heiden lebenden Gliedern der alten Christenheit solche Hilfe nur selten. St. Paulus sagt einmal zu den Juden seiner Zeit: „Um euretwillen wird der Name Gottes gelästert unter den Heiden,“ Röm. 2, 24. Diese Anklage trifft auch viele Christen. Durch die ganze Welt geht die Klage, daß der unsittliche Wandel so vieler Christen den Heiden ein Ärgernis ist und wieder niederreißt, was die Missionare mühsam gebaut haben. Da werden von ihren eignen christlichen Landsleuten die Missionare öffentlich vor den Heiden geschmäht als „Lügner, Betrüger, Spekulanten und Heuchler;“ da beuten habgierige christliche Händler die Heiden aufs gewissenloseste aus und ruinieren sie auch noch an Leib und Seele durch Einführung von Branntwein und Opium; da mißbrauchen christliche Wollüstlinge die heidnischen Frauen und Mädchen zur Befriedigung ihrer unkeuschen Begierden; da gehen christliche Pflanzer, um Arbeiter für ihre Kolonien zu erhalten, förmlich auf Menschenraub aus — — lauter „unartige und arge Menschen,“ um deretwillen das Evangelium unter den Heiden gelästert und sein Lauf aufgehalten wird, wie sie der Apostel der Heiden einmal bezeichnet, 2 Thess. 3, 2. Es ist sehr seltsam, wenn dann solche Menschen der Mission auch noch den Vorwurf machen, der Erfolg sei unbedeutend, da sie es doch gerade sind, die ihn aufhalten! Wenn ein Paulus einst die gläubigen Christen seiner Zeit aufgefordert hat in ihrem Gebete ihm kämpfen zu helfen um Erlösung von diesen

„unartigen und argen Menschen,“ so haben unsre heutigen Missionare zur Aufforderung um solche Fürbitte erst recht Ursache.

Ein angesehener und gebildeter Hindu, Surendranath Banardschi, ein Heide, erklärte in einer Studentenversammlung zu Kalkutta am 28. April 1877: „Was Indien zu seiner Wiedergeburt nötig hat, das sind nicht sowohl christliche Bibelsprüche, Predigten und Vorträge, sondern die Darstellung eines wahrhaft christlichen Lebens, einer Milde, einer Sanftmut, einer Liebe, einer Vergebung wie die war, für welche Christus lebte und starb. Der große Abstand zwischen dem, was Christus gelehrt hat und dem, was man in Indien von christlichem Leben zu sehen bekommt, ist das größte Hindernis für die Ausbreitung dieser Religion gewesen.“

„Von allem, was ich in Indien hörte,“ sagte Mr. Duckworth bei einer Abschiedsfeier zu ausgehenden Missionaren, „hat nichts einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als was einmal ein hochgestellter und gebildeter Eingeborner, der zwei getaufte Kinder hatte, aber selbst zu denen gehörte, die „beinahe“ Christen werden, öffentlich erklärte: „wenn die englischen Christen hier nur den zehnten Teil von dem praktisch ausüben wollten, was sie bekennen, so würde Indien bald bekehrt sein. Was wir von euch begehren, das ist nicht Christentum, sondern Christen.“ Es ist bekannt, daß man — wenigstens früher — von den nach Indien gehenden Engländern zu sagen pflegte, sie ließen ihre Religion am Kap zurück.

Ähnliche Klagen vernehmen wir von allen Missionsgebieten. In einer Broschüre schreibt ein eingeborner Japaner: „Das Betragen der Fremden mit Ausnahme der Missionare und weniger Laien ist eine Schande für den Namen des Christentums und der Civilisation und hält den Fortschritt beider auf . . . In ihrer Heimat würde ein solches Betragen strafrichterlich verfolgt werden, aber in den Ländern des Ostens stehen diese europäischen Tyrannen unter dem Schutze der Kanonen. Behandeln sie einen Eingebornen auch noch so schändlich, so muß er doch seinen Ärger hinunterschlucken, wenn er die Besonnenheit nicht verliert; thut er das nicht, so bringt er sein ganzes teures Vaterland in Gefahr, dafür büßen zu müssen, wenn einem jener Schurken ein Haar gekrümmt wird. Die Thatsache ist nicht schwer zu erklären, daß das Christentum außerhalb Europas keine großen Fortschritte gemacht hat; man braucht nur zu bedenken, daß diejenigen Christen, die in fremde Länder gehen, sich schlechter betragen als die Heiden, oder doch nicht besser als diese. Vor allem sind sie Sklaven des Mammons, besuchen schlechte Häuser, schwören aufs leichtsinnigste, insultieren die Eingebornen, foppen und mißhandeln sie, und betragen sich so aufgeblasen, als ob jeder ein Julius Cäsar wäre. Und alles das geschieht am Sonntage noch mehr als an Wochentagen.“

„Es ist gar kein Zweifel,“ urteilt der erfahrene Missionar Hugo Hahn, der fast ein Menschenalter in Südafrika zugebracht, „daß das größte Hindernis der Mission unsrer Tage überall die unmoralischen und meist antichristischen Europäer sind. Hier und anderswo, wo die Schranken des Anstandes nicht zu beobachten sind, zeigen sie sich wie sie sind, in ihrer ganzen Gottentfremdung und ihrem ganzen Schmutz. Der Grund des

bittern Hasses so Vieler gegen die Mission ist der, daß die Gegenwart der Missionare ihnen doch noch etwas hinderlich ist. Ohne Ausnahme habe ich bis jetzt gefunden, daß die Europäer, die innerlich noch mit ihrer Kirche in Zusammenhang standen und das Gefühl des Geziemenden wie die Liebe zur Tugend noch besaßen, freundlich zur Mission standen; während den Andern die Liebe zum Fleischesdienst den Haß gegen die Mission einflößt. Wo immer man in der Heidenwelt mit solchen Christen zusammenkommt, da gewahrt man einen Abgrund moralischer Verkommenheit, einen Bankrott an allem Gefühl für das Gute."

„Das Sandelholz," schreibt der Missionar Gill, um nur ein Beispiel aus der Südsee anzuführen, „das von den Neuhebriden geholt und auf den Markt gebracht wird, ist buchstäblich mit Menschenblut befleckt. Wir könnten scheußliche Dinge erzählen, welche die kannibalischen Insulaner an Ausländern verübt haben; aber wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß nicht der zehnte Teil dieser Grausamkeiten von ihnen verübt worden wäre, wenn nicht die viel größeren Schandthaten des weißen Mannes sie zur Rache und Wiedervergeltung gereizt hätten. Ja, man muß sich wundern, daß überhaupt nur ein einziger Ausländer, wenn er einmal in ihrer Gewalt war, mit dem Leben davon kam. Wir haben von Sandelholzhändlern gehört, die zuvörderst einen Häuptling an Bord zu bekommen suchten und dann ihn, den völlig Unschuldigen, als Gefangenen festhielten, bis die Eingebornen ganze Bootsladungen Holz herbeigebracht hatten, als Lösegeld für seine Freilassung . . . Ein Kapitän kam zu einem der Neuhebriden-Eilande nicht ferne von Eromanga, fand aber, daß die Eingebornen im Kriege mit einem benachbarten Stamme lagen. Dieselben erklärten, sie könnten kein Sandelholz liefern, solange der Krieg währe. Darauf erbot sich der Kapitän, ihnen gegen ihre Feinde zu helfen, wenn sie ihm dafür eine hinreichende Menge von Holz liefern wollten. Der Vorschlag ward mit Freuden angenommen und sofort segelte der Kapitän nach demjenigen Teile der Insel, wo der Feind sich befand. Hier knüpfte er mit grausamer Verstellung freundschaftliche Beziehungen an und lud die Leute zu sich aufs Schiff. Ganze Scharen stellten sich arglos ein. Jetzt ward das Zeichen gegeben und wer von den entsetzten Eingebornen nicht ins Meer sprang und durch Schwimmen sich rettete, ward erschlagen. Ein einziger ward verschont und als Gefangener zurückbehalten. Mit dieser Beute segelte der Kapitän zurück und überlieferte den Gefangenen in die Hände seiner Feinde, die ihn mit Jubelgeheul in Empfang nahmen, schlachteten und verzehrten. Dann wurde in aller Ruhe das Schiff mit Sandelholz beladen."

Und ähnliche Beispiele von Schlechtigkeit, Habgier, Hinterlist, Betrug, Unmenschlichkeit, die von weißen Christen an Heiden verübt worden sind, ließen sich zu tausenden erzählen. Nimmt man dazu, welche Fülle von Gewaltthat und Unrecht auch seitens der Kolonialstaaten an heidnischen Völkern begangen worden ist, so können die Christen daheim gar nicht ernst genug aufgefordert werden zu beten, daß doch ihre Glaubensgenossen unter den Heiden nicht als ein Gift sondern als ein Salz und ein Licht sich beweisen und so Gottes Namen heiligen möchten.

b) Die zweite Bitte.

Hier gehört Kunst dazu, die Missionsbeziehung zu übersehen; denn die zweite Bitte ist die General-Missionsbitte. Und doch wird diese Kunst noch immer geübt, vielleicht unter dem Mißverstande, welcher sich an die Beschränkung anschließt: Zu uns komme dein Reich.[1]) Die Bitte lautet aber viel umfassender: „dein Reich komme", nicht bloß zu uns, sondern auch durch uns zu allen Menschen in der ganzen weiten Welt. Es kommt aber zu den Nichtchristen nur durch die Mission, also ist die zweite Bitte eine Missionsbitte.

Naturgemäß wird hier über das Missionsgebet gesprochen werden müssen. Die Mission ist nicht ein Geschäft, das man mit Geld allein abmachen kann. Man kann das Geld nicht entbehren, aber es reicht nicht aus. Man kann z. B. mit Geld keine tüchtigen Missionare erkaufen, auch keinen Erfolg der Missionspredigt. Es ist bis zu einer gewissen Grenze wahr: Geld regiert die Welt; aber Geld regiert nicht das Reich Gottes. Das regiert der lebendige Gott und er regiert es — auch mit unsern Gebeten.

Unsre Missionare draußen sollen daheim eine betende Gemeinde hinter sich haben. Man kann hier wohl an Moses, Aaron, und Hur erinnern, die durch ihr Gebet Josua siegen halfen (2 Mos. 17, 8 ff.).

Als unsre Soldaten in die Schlachten zogen gegen den Feind des Vaterlandes, da haben die Zurückgebliebenen ohne Unterlaß betende Hände für sie aufgehoben zu Gott im Himmel und diese Gebete haben ihre Siege mit erkämpfen helfen. Nach der Schlacht bei Großbeeren saßen eine Anzahl Offiziere beim fröhlichen Siegesmahl. Das Gespräch kam auch auf den bekannten Berliner Pastor Jänicke, einen Prediger des Kreuzes in glaubensarmer Zeit. Als sich etliche der jungen Herren über den würdigen Mann lustig machten, ergriff ein General das Wort und sprach: „wer hat denn eigentlich die Schlacht bei Großbeeren gewonnen?" Manches wurde hin und her geantwortet und dieses Regiment genannt und jenes. Da sagte der General: „Meine Herren, ich will Ihnen die Antwort geben. Wir haben nichts gewonnen; wir haben nur gespielt. Der Mann, von dem Sie vorhin so viel Lächerliches erzählten, der hat die Schlacht gewonnen. Der hat mit seiner Gemeinde Tag und Nacht auf den Knien gelegen und den Lenker der Schlachten um den Sieg angerufen." Die Welt mag lachen, soviel sie will; es bleibt doch dabei: die Gebete der Gläubigen regieren mit Gott die Welt. Und die Gebete der Gläubigen gewinnen erst recht die Schlachten im Reiche Gottes. Darum soll hinter den Missionaren stehen eine betende Gemeinde.

Zunächst gilt es zu bitten um Missionare, daß ihrer viele und tüchtige hinaus zu den Heiden mögen gesendet werden. Diese

---

[1]) Besonders auf Missionsfesten nimmt es sich seltsam aus, wenn gebetet wird: zu uns komme dein Reich.

Bitte ist dem Heiland sehr wichtig, darum hat Er ausdrücklich befohlen: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende," Matth. 9, 38. Im Verhältnis zur Größe des Arbeitsfeldes sind die etwa 4000 evangelischen Missionare, welche heute unter den Heiden stehen, nur wenige Arbeiter. Wir brauchen ihrer viel mehr. Und da Menschen nicht imstande sind, tüchtige Heidenmissionare zu machen, so müssen wir Gott bitten, daß er sie schenke. Auf die rechten Männer kommt auch in der Mission alles an, darum ist das Gebet um Arbeiter so wichtig.

Wir müssen aber auch für die Missionare beten, besonders für die, die wir kennen oder von denen wir wissen, daß sie sich augenblicklich in vieler Gefahr, Not und Verfolgung befinden. Selbst der große Heidenapostel Paulus ist sich der Notwendigkeit der Fürbitte zur Förderung des ihm anvertrauten Werkes sehr klar bewußt. Wie er die von ihm in Gemeinden gesammelten Gläubigen fast in jedem Briefe versichert, daß er „ohn Unterlaß ihrer gedenke in seinem Gebet," so fordert er sie hinwiederum auf, ihm „kämpfen zu helfen durch ihr Gebet für ihn zu Gott," Röm. 15, 30, als gälte es eine Schlacht, in der der Sieg nur errungen werden könne, wenn das ganze Heer der Gläubigen teilnehme am Streit. „Betet für uns," heißt es ein andermal, „auf daß Gott uns die Thür des Worts aufthue zu reden das Geheimnis Christi," Kol. 4, 3. Und an einem andern Ort: „und betet stets für mich, auf daß mir gegeben werde das Wort mit freudigem Aufthun meines Mundes, daß ich möge kund machen das Geheimnis des Evangelii, welches Bote ich bin in der Kette, auf daß ich darinnen freudig handeln möge und reden, wie sichs gebühret," Eph. 6, 19. 20. Ja den Thessalonichern schreibt derselbe Apostel: „weiter, lieben Brüder, betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde, wie bei euch, und daß wir erlöset werden von den unartigen und argen Menschen," 2 Thess. 3, 1. 2. Man beachte das Wörtlein: „weiter", mit dem diese Aufforderung beginnt. Genau übersetzt bedeutet das: „schließlich, übrigens, kurz, um alles in eine Summa zusammen zu fassen." Von einem alten Römer, der fest von der Überzeugung durchdrungen war, daß die Zerstörung Karthagos für das Wohl seines Vaterlandes unerläßlich notwendig sei, wird erzählt, er habe jede Rede, die er im Senate gehalten, es mochte zu ihrem Inhalte passen oder nicht, mit den Worten geschlossen: ceterum censeo Carthaginem esse delendam, d. h. „übrigens ist meine

Meinung, daß Karthago zerstört werden muß.“ Ein solches Ceterum censeo ist das „Weiter“ in dem zuletzt angeführten Paulinischen Worte. „Meine Hauptbitte an euch ist, betet für uns. Eure Gebete sind unsre mächtigsten Bundesgenossen. Vergesset das nicht, so oft ihr unsrer gedenket.“

So ist es auch mit unsern heutigen Missionaren: sie bitten um unsre Fürbitte und sie bedürfen ihrer. Freilich man muß auch ein wenig wissen, wie es ihnen geht, sich besonders um diejenigen Missionare kümmern, welche im Dienst unsrer Muttermissionsgesellschaft stehen, damit man nicht bloß ins allgemeine bittet, sondern auch weiß, um was für bestimmte Dinge man beten soll.

Auch ein gläubiges Kind kann schon für die Mission und für die Missionare beten und Gott neigt sich freundlich zu ihrem Gebet; ja es ist hochgeachtet in seinen Augen, Matth. 21, 16.[1])

Beim Schlittern auf dem Teiche geschah es einmal, daß der achtjährige Franz einbrach und in große Lebensgefahr geriet, doch zogen ihn die älteren Brüder und ein hinzueilender Knecht glücklich aus dem Wasser. Da fragte der Vater hernach den dreizehnjährigen Karl: „Was hast du denn gethan, um den Bruder zu retten?“ „Als ich sah, daß der Franz ins Wasser gefallen, da ergriff ich schnell eine Stange und hielt sie ihm hin.“ „Das war brav,“ sagte der Vater. „Und du, Hans, was hast du gethan?“ „Ich habe mit angefaßt und ziehen helfen.“ „Und du, Mariechen?“ wendete sich der Vater an sein vierjähriges Töchterchen. Da sagte die kleine Marie: „Ich habe geschrieen.“ „Das war auch nicht zu verachten,“ sagte da der Vater, „denn das Schreien hörte der Christian, und ohne dessen Hilfe hättet ihr wohl den Franz nicht gerettet.“

Mel.: Dir, dir, Jehovah, will ich singen.

Wach auf, du Geist der ersten Zeugen,
Der Wächter, die auf Zions Mauern stehn,
Die Tag und Nächte nimmer schweigen,
Und die getrost dem Feind entgegen gehn,
Ja deren Schall die ganze Welt durchdringt
Und aller Völker Scharen zu dir bringt.

O daß doch bald dein Feuer brennte!
O möcht es doch in alle Lande gehn!
O Herr, gieb doch in deine Ernte
Viel Knechte, die in treuer Arbeit stehn!
O Herr der Ernte, siehe doch darein:
Die Ernt ist groß, die Zahl der Knechte klein.

Dein Sohn hat ja mit klaren Worten
Uns diese Bitt in unsern Mund gelegt.
O siehe, wie an allen Orten
Sich deiner Kinder Herz und Sinn bewegt,
Dich herzinbrünstig darum anzuflehn;
Drum hör, o Herr, und sprich: es soll geschehn.

So gieb dein Wort mit großen Scharen,
Die in der Kraft Evangelisten sein;
Laß eilend Hilf uns widerfahren
Und brich in Satans Reich mit Macht hinein.
O breite, Herr, auf weitem Erdenkreis
Dein Reich bald aus zu deines Namens Preis!

Ach, laß dein Wort recht schnelle laufen!
Es sei kein Ort ohn dessen Glanz und Schein!
Ach, führe bald dadurch mit Haufen
Der Heiden Füll zu allen Thoren ein!
Ja, wecke doch auch Israel bald auf
Und also segne deines Wortes Lauf!

---

[1]) Wenn ich in solcher Weise mit den Kindern die 2. Bitte durchgesprochen habe, dann sage ich, auch mitten in der Stunde: und nun, Kinder, lasset uns beten.

c) Die dritte Bitte.

Hier muß man doch fragen: was ist denn der Wille Gottes? Und unter den mancherlei Antworten muß doch auch eine lauten: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde," 1 Tim. 2, 4. Also bitten wir in diesem Gebete, Gott möge auch allen den bösen Rat und Willen brechen, welcher hindert, daß sein Missionswille geschieht. Und sofort ergiebt sich eine ganze Fülle des Missionsgebetstoffs, daß daheim die Feindschaft, die Gleichgiltigkeit, das Vorurteil gegen die Mission möge überwunden, dagegen der lebendige Missionssinn geweckt und gestärkt werden und daß draußen alles möge verhindert werden, was „den Namen Gottes nicht heiligen und sein Reich nicht kommen lassen will".

10. Die Taufe.

Taufe und Missionsbefehl hängen unzertrennlich zusammen und „was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden" — auch im Unterrichte nicht. Über diesen Zusammenhang vgl. I. 1 und über den Missionsbefehl III. B. 9.

Auf dem Missionsgebiete, wo Heiden getauft werden, tritt die Bedeutung der Taufe viel mehr hervor als bei uns in der alten Christenheit. Ein Tauffest ist ein wichtiges Ereignis auf einer Missionsstation, besonders wenn ganze Familien, Vater und Mutter mit ihren Kindern, das heilige Sakrament empfangen. Durch die Taufe wird der Bruch mit dem Heidentum erst wirklich vollzogen. Man erkennt meist schon an ihrer äußerlichen Erscheinung die getauften Christen und kann sie von ihren nicht getauften Landsleuten unterscheiden; ihre ganze Haltung ist eine andre. Natürlich geht bei den Erwachsenen ein längerer Taufunterricht dem Empfange der Taufe selbst vorher, während es mit den Kindern der bereits getauften Heidenchristen gehalten wird gerade wie bei uns. Daß durch das Sakrament der heiligen Taufe den an Christum gläubig gewordenen Heiden wirklich Kraft und Gnade Gottes mitgeteilt wird, ist ein großer Trost für den Missionar.

Es liegt aber auch noch eine andere Missionsbetrachtung hier nahe; nämlich den Kindern zu zeigen, was für eine Fülle von Wohlthaten sie vor den armen heidnischen Kindern dadurch voraushaben, daß sie in der Christenheit geboren und schon als Kinder getauft sind, und wie darum die Dankbarkeit sie fröhlich machen solle, schon frühe mitzuhelfen, daß auch die Heidenkinder zu dem großen Sünder- und Kinderfreund Jesus geführt werden.[1])

[1]) Vgl. die Gesch. II. 2. d. Ich habe eine solche Missionsbetrachtung versucht in einer Kinder-Missionspredigt, welche sich findet (S. 230 ff.) in dem von Tiesmeyer u. Zauleck herausgegebenen u. hiermit bestens empfohlenen Buche: „Wie man Kindern den Heiland zeigt." Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 2. Aufl. 1889.

Kap. VII.

Die Mission im geographischen Unterrichte.[1])

Durch die Einflechtung von missionskundlichem Material in den geographischen Unterricht wird zunächst diesem selbst ein großer Dienst geleistet. Soll die Erdkunde ein interessanter Unterrichtsgegenstand werden, so muß sie darauf ausgehen die Erde zu beleben durch Pflanzen, Tiere, Menschen. Ein belebtes Stück Erde, ein Ort, mit welchem sich eine Geschichte u. dergl. verknüpft, bekommt Interesse und wird gemerkt. Die Mission liefert Belebungsmaterial und Geschichten die Fülle, so benutze man sie auch fleißig, um die Erdkunde zu einem belebten und beliebten Unterrichtsgegenstande zu machen. — Zum andern leistet aber auch der erdkundliche Unterricht in der Schule der Mission große Dienste. Ohne Zweifel hindert die mangelnde geographische Unterlage die Zurechtfindung auf den verschiedenen Missionsgebieten und das Behalten der in Missionsschriften und Missionsstunden mitgeteilten Thatsachen in ganz außerordentlicher Weise. Schafft die Schule diese geographische Unterlage, so wird sie eine sehr wirksame Mitarbeiterin der Mission in der Heimat.

---

[1]) Vergl. die Erläuterungen zu der leider wegen ihrer Farbenblässe mißlungenen „Missions-Schulwandkarte" von Grundemann und Heilmanns Begleitwort zu seiner Handkarte. In völker- und naturkundliches Material lasse ich mich nicht ein; mir kommt es auf die Mitteilung von missionskundlichem Stoff an.

I. Afrika.

Die älteste Geschichte des Verkehrs Europas bezw. Amerikas mit Afrika bildet ein Schandblatt in der Geschichte der Menschheit, dessen Überschrift lautet: „das Blut deines Bruders schreiet zu mir von der Erde.“ Fast überall, wohin unsre Rundschau uns führen wird, stoßen wir noch heute auf die Spuren des einstigen Sklavenhandels.

In wahrhaft bestialischer Weise hatten die Spanier bald nach der Entdeckung Amerikas die Ureinwohner der westindischen Inseln hingemordet. Nun brauchten sie Arbeiter auf ihren Plantagen, und so kam man auf den Gedanken, schwarze Sklaven aus Afrika einzuführen. Diese schwarzen Sklaven waren schon längst kein unbekannter Handelsartikel mehr. Auf die Portugiesen fällt die Schande, die „schwarze Ware“ zuerst auf den Markt gebracht zu haben. Schon 1442 brachten sie von der Westküste Afrikas Sklaven nach Lissabon. 1501 wurde dann auch seitens der spanischen Krone die Einfuhr afrikanischer Sklaven nach Westindien gestattet. Seitdem galt dieser fluchwürdige Menschenhandel als gesetzlich erlaubt. Allmählich beteiligten sich alle andern seefahrenden christlichen Nationen an ihm: Engländer, Franzosen, Holländer, Dänen, ja zeitweise auch Brandenburger. Vom Jahre 1700—1786 sind allein auf der einen Insel Jamaika 600000 und von 1680 bis 1786 auf den gesamten westindischen Besitzungen Englands 2130000 Negersklaven eingeführt worden. Wie groß die Zahl sämtlicher aus dem unglücklichen Afrika ausgeführten Sklaven während der ganzen Sklavenjahrhunderte gewesen sein mag, läßt sich auch nicht annähernd berechnen. Jedenfalls geht sie hoch in die Millionen. Nimmt man vollends dazu, wieviel Menschen bei dem Sklavenraub und auf dem Transport nach der Küste das Leben verloren, so macht man sich sicherlich keiner Übertreibung schuldig, wenn man die infolge des Sklavenhandels stattgefundene Entvölkerung Afrikas auf mehrere hundert Millionen veranschlagt. — Sklavenhandel! Sklaverei! Wie leicht gleiten uns heut diese Worte über die Lippen; aber welche Abgründe von Gemeinheit, Ehrlosigkeit, Roheit, Grausamkeit auf seiten der Weißen, und welches Übermaß von Erniedrigung, Elend, Jammer, Schmerzen, Thränen, Blut auf seiten der Schwarzen bergen sie in sich! Jahrhundertelang hat das christliche Europa und Amerika dem dunkeln

Weltteile nicht Licht und Leben, sondern Finsternis und Tod gebracht — allein schon durch den unmenschlichen Sklavenhandel.

Endlich, endlich erwachte seit dem Anfange dieses Jahrhunderts das christliche Gewissen in dem evangelischen England. Bevor die Sklaverei in den englischen Kolonien gegen eine Entschädigung von 400 Millionen Mark an die Sklavenbesitzer abgeschafft wurde, wurde vorerst der Sklavenhandel für ungesetzlich erklärt. Englands Schiffe verfolgten ihn auf allen Meeren gleich der Seeräuberei. Auf diese Weise fielen tausende von befreiten Sklaven in englische Hände, die man in ihre Heimat zurückzubefördern außer stande war. Man entschloß sich, für dieselben in Westafrika eine besondere Kolonie zu gründen und zwar in

1. Sierra Leone. Seit 1804 begann hier die christliche Mission ihr Werk; freilich die Vielsprachigkeit der aus halb Afrika hier zusammengewürfelten Schwarzen erschwerte es besonders im Anfange sehr. Jetzt sind über 40000 derselben Christen, viele unter ihnen wohlhabende und gebildete Leute. Die wohl geordneten, bloß unter englischer Oberleitung stehenden selbständigen Gemeinden treiben bereits eigne Mission in Westafrika.

2. Liberia. Eine von Nordamerika aus gegründete Negerrepublik, in welcher befreite amerikanische Sklaven angesiedelt und thörichterweise ganz unter eignes Regiment gestellt wurden, wozu sie noch nicht reif waren. Die Mission hat hier etwa 20000 Christen gewonnen, die aber denen in Sierra Leone an Tüchtigkeit meist nachstehen.

3. Etwa in der Mitte der von Liberia aus nach Westen laufenden Küstenstrecke, die den Namen Ober-Guinea führt, liegt ein Gebiet, das von alters her die Goldküste heißt, weil die Seefahrer hier Gold einzuhandeln pflegten. Reist man von dieser Küste aus nördlich tiefer ins Innere des Landes hinein, so kommt man in das Reich Asante; überschreitet man dagegen den Voltastrom, der die Grenze der Goldküste im Osten bildet, so gelangt man auf die Sklavenküste, hinter welcher das berüchtigte Reich Dahome liegt. Auf diesem Gebiet arbeiten außer Engländern nahe neben einander zwei deutsche Missionsgesellschaften, die Baseler seit fast 70 Jahren auf einem Teile der Goldküste, die Norddeutsche oder Bremer seit fast 50 Jahren auf einem Teile der Sklavenküste. Beiden hat das mörderische Klima große Opfer an Menschenleben abgefordert.

1828 landeten die 4 ersten Baseler Missionare auf der Goldküste. Nach wenigen Monaten hatte das Fieber bereits 3 der Ankömmlinge hingerafft, und 1832 gab es schon 6 Gräber, so daß man in Basel dieses Todesland fast aufgegeben hätte, wäre der allein verschont gebliebene Missionar Riis nicht fest entschlossen gewesen, zu bleiben. Neue Arbeiter kamen und neue Gräber wurden gegraben. Von 1828 bis 1884 sind 148 Männer und 81 Frauen von Basel aus an die Goldküste geschickt worden; von diesen sind meist nach nur kurzem Aufenthalte gestorben: 55 Männer und 24 Frauen, und haben mit gebrochener Gesundheit heimkehren müssen und nicht wieder ausgesandt werden können: 62 Männer und 36 Frauen — also Tote und Verwundete von 229 Personen: 177! Das sind redende Zahlen! Wie viel Leid und Thränen, aber auch wie viel christlicher Opfersinn und Heldenmut liegt in ihnen! Ein Mitglied des Vorstandes der Gesellschaft hatte Tochter, Sohn und Schwiegersohn im westafrikanischen Missionsdienste; alle drei starben kurz hintereinander! Als der gebeugte Vater die dritte erschütternde Todeskunde erhielt, man feierte gerade das Jahresfest, da sprach er: „Wir gehen nicht zurück.“ Nur ein solcher Sinn giebt Ausdauer in solchem Todeslande. — Die Bewältigung der Sprache, die Aufführung der mancherlei Bauten, wiederholte Kriegsunruhen und ganz besonders die Stumpfheit und Zaubereifurcht der Eingeborenen legten den Missionaren zahlreiche weitere Hindernisse in den Weg. Wie lange dauerte es z. B., bis sie eine zutreffende Übersetzung für das Wort Glauben gefunden hatten! — Ein Mann wird krank, der einen Platz zum Bau des Missionshauses verkauft hat; der Fischfang ist nicht ergiebig, der Regen bleibt aus, die Ernte mißrät, ein Kriegszug läuft unglücklich ab; immer ist das die Rache der beleidigten Fetische, und vor dieser Rache fürchtet sich das arme Volk mit großer Furcht.

Am Ende der ersten 10 Jahre waren wohl 8 Missionsarbeiter ins Grab gesunken, aber noch nicht ein einziger Schwarzer Christ geworden. Am Ende des zweiten Jahrzehntes, also 1848, gab es ein paar Getaufte, und nach 30 Jahren betrug die Zahl derselben erst 385. So langsam geht in Westafrika die grundlegende Missionsarbeit. Aber die Zahl der Getauften ist ein trüglicher Messer für den wirklichen Wert dieser grundlegenden Arbeit. Die Sprachen waren jetzt bewältigt, die Schule in Gang und in feste Ordnung gebracht, das Netz der Stationen beträchtlich ausgedehnt, Häuser gebaut, Wege hergestellt, Brunnen gegraben, Plantagen angelegt, Werkstätten eingerichtet, dazu viele Vorurteile überwunden, christliche Grundsätze in Kurs gesetzt, Vertrauen zu den Missionaren geweckt — nun hieß es: „Das Wort läuft und mehret sich.“ Nach vier Jahrzehnten gab es schon 1581 und nach fünf Decennien nahezu 4000 Getaufte. 1895 betrug sie bereits auf 10 Hauptstationen 14 000 und wenn das Jahrhundert zu Ende geht, wird sie zuversichtlich 20 000 übersteigen.

Welch ein Umschwung seit 1828! Selbst die äußere Gestalt des Landes hat sich wesentlich verändert. Der Urwald mit seinen giftigen Dünsten ist vielfach gewichen und hat wohlgepflegten Pflanzungen Platz gemacht. Neben den schmutzigen Städten und Dörfern der Heiden sind freundliche Christendörflein entstanden, und in mancherlei Werkstätten herrscht reger Handwerksfleiß. Beide auf der Goldküste gesprochenen Sprachen sind in Schrift gefaßt, tausende lesen die ihnen durch die Missionare geschenkte einheimische Litteratur und in mehr als 100 Schulen der verschiedensten

Grade werden heut über 4000 Schüler und Schülerinnen unterrichtet.[1]) Die Sklaverei ist beseitigt, die Ehe und das Familienleben sind im christlichen Geiste reformiert, viel heidnische Unsitte ist in der Wurzel untergraben, der Bann der Zaubereifurcht weithin gebrochen und selbst unter den Heiden die Überzeugung allgemein verbreitet, daß der Fetischdienst dem immer siegreicher vordringenden Christentume gegenüber sich nicht lange mehr halten könne. „Die Sache der Christen hat Kraft, unsere Sache wird sterben," urteilen sie. Dazu dehnt sich das Missionsgebiet immer mehr aus, selbst in das blutige Asantereich hinein. Die Asanteer hatten vor 25 Jahren einige Baseler Missionare in die Gefangenschaft nach Kumase geschleppt (vgl. VI, 4) und die Baseler Mission hat sich dafür dadurch gerächt, daß sie den Asanteern nun das Evangelium verkündigen läßt.

4. Noch opferreicher ist die Arbeit der kleinen Norddeutschen Mission auf der Sklavenküste (seit 1847) gewesen, von deren etwa 80 Boten wohl die Hälfte und zwar meist nach nur kurzer Arbeitszeit in Afrikas Erde hat gebettet werden müssen. Wenn der Erfolg dieser Mission noch nicht bedeutender ist, als jetzt etwa 1600 Seelen, so liegt das nicht bloß an dem heidnischen Widerstande des unempfänglichen Ewevolkes, sondern auch daran, daß so selten einmal ein Missionar über ein Jahrzehnt in dem mörderischen Klima hat leben und in die Sprache und Anschauungen des Volks sich einarbeiten können. Jeder Neuling mußte wieder von vorne anfangen. Aber nach der langen Thränensaat scheint jetzt eine reichlichere Erntezeit zu kommen und sich auch auf der Sklavenküste Zinzendorfs — einst bezüglich der westindischen Mission gesprochenes — mutiges Glaubenswort zu erfüllen:

Es wurden zehn dahin gesät, als wären sie verloren;
Auf ihren Gräbern aber steht: das ist die Saat der Mohren.

Aus dieser Mission will ich einen hübschen Brief mitteilen, welchen ein schwarzer Schuljunge an die Sonntagsschulkinder in Bremen geschrieben hat. Ein Bremenser Pastor hatte nämlich in seiner Sonntagsschule von einem Knaben Namens Kwaku folgendes erzählt: Seine Eltern sind früh gestorben; da ist der arme Junge als Sklave verkauft worden und hat hart arbeiten müssen. Weil er brav war, haben ihn die Baseler Missionare (auf der Goldküste) freigekauft und in ihre Schule geschickt. Aber der arme Kwaku verstand die Sprache nicht, in welcher dort unterrichtet wurde und war sehr unglücklich, weil er nichts lernen konnte. Da machte ein Bremer Missionar (von der Sklavenküste) einen Besuch an dem Orte, wo Kwaku war, und wer beschreibt die Freude des Jungen, als dieser seine Sprache redet! So bat er, ihn in seine Heimat wieder mitzunehmen, was auch geschah. Seitdem hat er fleißig gelernt und weil er auch

---

[1]) Es kann hier den Kindern erzählt werden, daß im Anfange die heidnischen Eltern verlangten, die Missionare müßten den Kindern den Schulbesuch bezahlen; denn das sei doch eine Arbeit, daß sie stundenlang in der Schule sitzen und dem Missionar zuhören müßten.

den Herrn Jesum lieb hat, so soll er bald getauft werden. Unterdes hatte der Missionar, der ihn zu sich genommen, eine Erholungsreise nach Europa gemacht und Kwaku schrieb ihm fleißig, bat auch, ihm doch ein paar Briefbogen und Kouverts zu schicken. Das zu thun machte den Bremer Sonntagsschulkindern eine große Freude und sie legten auch ein paar Briefe an ihren unbekannten schwarzen Freund bei. Einige Zeit verging — da kam von Kwaku eine Antwort. Ihr könnt daraus sehen, wie weit ers im Briefschreiben gebracht hat. Der Brief ist natürlich in der Ewesprache geschrieben, die auf der Sklavenküste gesprochen wird und ganz wörtlich ins Deutsche von dem Missionar übersetzt worden. Er lautet:[1])

Keta, Nov. 4. 1881.

An die Kinder der Sonntagsschule, welche Kwaku Briefe, auch Briefbogen, Kouverts u. s. w. gesandt.

Ich sehe Freude, daß ich schreibe diesen kleinen Brief, gebend Euch. Euren Brief ich sahe und ich las. Ich hörte die Innenworte, und als ich gelesen, ich sahe Freude sehr und die uns Zugehörenden alle. — Eure Worte schlugen mich, gleichwie eine Peitsche, ich fürchtete mich sehr, Angst schlug mich mit dem, wie ich es war hörend in dem Briefe.

Ich sehe, daß Licht in Kindern. Ihr seid wahrhaftig, und Gott umgiebt Euch. Euer Wort hat mich gesättiget wie Brot. Und jetzt suche ich, daß ich selbst auf mich sehe, um Versuchung willen, daß ich suche gute Fußtritte, damit ich nicht wieder gleite, falle zur Erde, sondern ich bleibe stehen fest. — Ihr sehet, ich in Sünden geboren bin. Ich nicht weiß, was ist Gott, weil Heidendiener sein Kind ich bin. Ich gewaschen noch nicht bin, ich schmutzig bin sehr, deshalb ich den Hut abnehme gegen Euch (d. h. deshalb ich Euch bitte): leget, erhebet, sendet Eure Stimme für meinen Kopf, daß ich werde gewaschen, und daß ich abthue das alte Kleid und ich annehme das neue Kleid, daß Christus, unser Morgenstern, welcher ist leuchtend Euch, sei leuchtend für mich auch, damit ich werde ein guter Baum und seine Früchte, und daß mein Auge werde geöffnet, damit ich erkenne, was ist Gott. — Bevor ich kam nach Keta, Hausmutter sagte mir: „Kind, horche meiner Stimme, ich werde sitzen Mutters Platz geben dir (d. h. Mutterstelle vertreten) und mein Herr wird dir Vater sein.“ Es ist wahr, in ihrem Wohnen, Sein hier mein Angesicht fiel nicht zur Erde in Waisenkindschaft (d. h. ich ließ den Kopf nicht hängen). Sie ermahnten mich wie ihr eigen Kind, und auch ich geachtet habe darauf. — Briefe, Briefpapier, Federn, Sachen, welche ich erhielt, welche Ihr sandtet, ich sahe (d. h. ich bekam sie) und ich sahe Freude sehr über Euch. — Hausmutter, welche ich liebe, ist nicht in meinen Augen jetzt. Ich weiß, daß sie betet für mich auch und denkt an mich, ihr Auge ist auf mich gerichtet. Ihr auch seid geworden mir, wie ihrer eins, daß ich werde sehen Mut. Ihr, welche Ihr geschrieben Brief mir alle und welche geschrieben nicht, ich grüße Euch. Ich Euer in Liebe zugehörender

Kwaku.

---

[1]) Ich habe bei der Mitteilung dieses Briefes auch meine Hintergedanken: machs nach. Jede Missionsgesellschaft wird gern erbötig sein, so einen Briefwechsel zu vermitteln und dieser wird gewiß nicht wenig dazu beitragen, das Missionsinteresse der Schulkinder zu beleben.

5. Eine besonders merkwürdige Mission befindet sich am Niger unter recht rohen heidnischen Stämmen, bei denen Menschenopfer noch an der Tagesordnung sind. Diese Mission (seit 1857), die jetzt etwa 4000 Christen zählt (zusammen mit der benachbarten gleichfalls zur englischen Kirchen-Missionsgesellschaft gehörigen Yorubamission 12 000) und ein eignes Schiff hat, wurde nämlich von lauter schwarzen Missionaren getrieben und stand auch unter der Oberleitung eines schwarzen Bischofs, Samuel Crowther (sprich: Krauther), der in Lagos wohnte. Dieser evang. Missionsbischof, der vor 15 Jahren hochbetagt gestorben ist, hat eine sehr interessante Lebensgeschichte.

Etwa 100 Meilen südlich von Sierra Leone auf dem rechten Nigerufer 60 Stunden landeinwärts liegt oder vielmehr lag eine Stadt mit Namen Oshogun. Hier wurde Crowther oder wie er von seinen Eltern genannt wurde, Adschai, etwa im Jahre 1810 geboren. 1821 wurde die Stadt von einem wilden mohammedanischen Negerstamme zerstört, sein Vater getötet und er samt Mutter und 2 Schwestern in die Sklaverei geschleppt, doch bald von ihnen getrennt. Längere Zeit wanderte der Sklavenjunge von Hand zu Hand, bis ihn endlich einer seiner Herren an einer Kette gefesselt mit andern Sklaven nach der Küste verkaufte. Welche Angst hat da der Knabe ausgestanden! In seiner Heimat schon hatte er gehört, daß an der Küste weiße Männer seien, die führten die Sklaven übers Meer, um sie zu töten, ihr Fleisch zu essen und mit ihrem Blute ihre Zeuge zu färben. Und nun befand sich Adschai in den Händen eines weißen Sklavenhändlers. Mit 187 andern Schwarzen zusammen wurde er nach wenigen Tagen auf ein nach Amerika gehendes Schiff geladen und in den untern Raum eingesperrt. Aber um diese Zeit konnte der Sklavenhandel sein schändliches Gewerbe nicht mehr frei treiben; englische Kriegsschiffe übten scharfe Polizei zur See und eins derselben eroberte bald das Sklavenschiff, auf welchem sich Adschai befand. Wie zitterte da der angsterfüllte Knabe wieder, als er die vielen Kanonenkugeln sah, die auf dem Verdeck lagen und die er für lauter Köpfe von getöteten Sklaven hielt! —

Aber es kam besser, als der arme Junge gefürchtet. Das englische Kriegsschiff brachte ihn mit den übrigen befreiten Negern nach Sierra Leone. Als ein freier Knabe durfte er hier eine christliche Schule besuchen. Auch Negerkinder sind nicht auf den Kopf gefallen und manche deutsche Schüler würden sich anstrengen müssen, mit ihnen fortzukommen. Unser Adschai war sehr eifrig und konnte schon nach ½ Jahr sein englisches Neues Testament lesen; daneben mußte er aber auch etwas schreinern und maurern lernen. Nach etwa 3½ Jahren wurde er getauft und jetzt Samuel Crowther genannt. 4 Jahre hatte er die afrikanische Missionsschule besucht, da nahm ihn eine Missionsfamilie auf ihrer Besuchsreise mit nach England, und als er in der englischen Schule zu Liverpool die weißen Knaben überflügelte, da erkannte man, daß seine Begabung noch größer sei, als sein Eifer. Zurückgekehrt nach Afrika besuchte er dort ein Lehrerseminar, an dem er aber bald selbst Lehrer wurde. 1841 bewährte er sich dann auf einer Untersuchungsreise den Niger hinauf so vortrefflich, daß der ihn begleitende weiße Missionar nach England schrieb: dieser schwarze Mann muß der erste afrikanische Pastor werden. Richtig; man ruft ihn nach England, Crowther studierte dort noch ein Jahr und wird in London ordiniert — der erste Negergeistliche.

Nun beginnt seine selbständige und sehr bedeutende Missionsthätigkeit.

Nachdem er sich schon längere Zeit mit sprachlichen Arbeiten in seiner Muttersprache, dem Yoruba, beschäftigt, begann er 1845 in seiner alten Heimat eine Mission. Wenn 1854 die Gemeinde zu Abeokuta schon 1000 Glieder zählte, so war das hauptsächlich der Mitarbeit des eifrigen verständigen Mannes zu danken, der in diesem Lande einst ein Sklavenjunge gewesen. Eine ergreifende Scene ereignete sich am 21. August 1846: da fand Crowther in der Nähe von Abeokuta seine alte Mutter Afala wieder. Er nahm sie zu sich, sie wurde eine Christin und hat noch lange im Hause ihres Sohnes gelebt, als dieser schon Bischof geworden.

1857 begann der rastlose Mann eine neue Mission am Nigerstrome, welche man, da für Europäer das dortige Klima so gar gefährlich war, ganz in die Hände von schwarzen Missionaren zu legen beschloß. Als Leiter wählte man unsern Crowther und so wurde er 1864 in London zum evangelischen Bischof geweiht, nachdem ihn vorher die Oxforder Universität zum Doktor der Theologie gemacht.

Leider hat die Oberleitung der Nigermission nicht wieder in die Hände eines Schwarzen gelegt werden können, da allerlei schmerzliche Erfahrungen gezeigt, daß die eingebornen Geistlichen zur Selbstregierung doch noch nicht reif genug sind.

6. Kamerun. Siehe das von den deutschen Kolonien handelnde Kapitel.

7. Der Kongo. Neben dem Schotten Livingstone, von welchem gleich mehr mitgeteilt werden wird, ist der Amerikaner Stanley (spr. Stänleh) unter allen Afrikareisenden der weltbekannteste Mann. Als Berichterstatter für eine große New-Yorker Zeitung wurde er 1871 mit der Aufgabe betraut, den damals jahrelang verschollenen Livingstone aufzufinden und da er das Glück hatte, den Reisenden zu Udschidschi am Tanganyikasee wirklich zu finden, so lenkte das die Augen der Welt auf ihn. Nach Livingstones Tode übertrug man ihm die Vervollständigung des Werkes dieses großen Reisenden. Er übernahm diese Aufgabe und führte sie innerhalb dreier Jahre (1874—1877) in einer glänzenden Weise durch, indem er 1. die beiden centralafrikanischen Seen: Viktoria Nyansa (Ukerewe) und Tanganyika genau erforschte, 2. feststellte, daß der dem Ukerewe entfließende Strom (und nicht der Lualaba) wirklich der Nil sei, und 3. den Lauf des Kongo von Innerafrika bis zu seiner Mündung an der Westküste verfolgte. Besonders diese letztere kühne That ist für die Erschließung Afrikas von einer Bedeutung geworden, wie keine andre afrikanische Forschungsreise zuvor; denn sie ist der Ausgangspunkt für die neusten Unternehmungen im Westen wie im Osten des dunkeln Weltteils geworden. Ihr ist, wenn wir jetzt bei dem Westen stehen bleiben,

die Gründung des — unter der Regierung des Königs von Belgien stehenden — großen Kongostaates samt dem berühmten Berliner Kongreß mit seinen westafrikanischen Grenzregulierungen und kolonialpolitischen Abmachungen zu danken; auf sie sind auch die neuen Missionen zurückzuführen, welche seit etwa 16 Jahren den Kongo hinauf ins Innere Afrikas hinein unter großen Opfern an Geld und Menschenleben ins Werk gesetzt worden sind. Diese Missionen werden vornehmlich von Engländern und Amerikanern getrieben, haben heute etwa 40 Stationen, mehr als ebensoviel Missionare und nach langen, umständlichen Vorarbeiten die ersten Gemeinden gesammelt, die zusammen aber noch nicht viel über tausend Christen zählen.[1]) Es ist ein sehr finstres Heidentum, unter welchem die Missionsarbeit hier geschieht; man braucht sich daher nicht zu wundern, wenn der Erfolg langsam sich einstellt, zumal die Missionare auch viel Zeit brauchen, bis sie die mancherlei fremden bis dahin noch von niemand erforschten Sprachen so bemeistert haben, daß sie in einer den Eingebornen wirklich verständlichen Weise die Botschaft des Evangelii verkündigen können.

Unter den ersten von England aus entsendeten Missionaren befand sich ein sehr tüchtiger junger Mann, ein Ingenieur, auf welchen man große Hoffnungen zu setzen berechtigt war, Mac All (Mäk Ahl), der leider nach kurzer Zeit dem bösen Klima erlag. Obwohl sehr elend, wollte er doch seine geliebte Mission nicht eher verlassen, als bis er die neuankommenden Arbeiter eingeführt. Endlich mußte er sich zur Heimreise entschließen, aber er kam nur bis nach Madeira. Zufällig hörte ein dort anwesender englischer Geistlicher, daß ein junger Mann sterbend in seinem Hotel läge und suchte ihn sofort auf. Mac All war dem Tode nahe, als der Fremde bei ihm eintrat. „Ja, ich bin sehr schwach", sprach er zu ihm, „aber Er ist stark und ich bin stark in Ihm; Er wird mich nicht verlassen noch versäumen." Er redete über seine englische Heimat und seine Mission in Afrika, aber in so bescheidener Weise, daß sein Besucher keine Ahnung davon hatte, er habe den eigentlichen Leiter der Kongo-Mission vor sich, sondern dies erst nach seinem Tode erfuhr. Sie beteten miteinander und als der Geistliche geendet, fuhr der sterbende Mann mit brechender Stimme und in abgerissenen Worten fort: „Allmächtiger — ewiger — Gott; ich — bin — sehr nahe — deiner Gegenwart — in diesem — Augenblicke. Ich kann nicht — viele — Worte — machen — vor dir; aber — das ist — auch — nicht nötig. Du kennst — meine — Lage — Herr; thue — was — dir — gefällt; ich — habe — nichts — zu sagen. Ich — bin — nicht — unzufrieden, — daß du mich — wegnehmen — willst, — warum — sollte ich — es — sein? Ich habe — mich selbst — meinen — Leib — Seel — und Geist — dir — gegeben; geweiht — mein ganzes Leben — und Sein — deinem Dienste — und wenn — es — dir nun — gefällt — mich wegzu-

[1]) Eine sehr anschauliche Schilderung dieser Missionen in den „Geschichten und Bildern aus der Mission." Heft 2: „Eine neue Mission am Kongo."

nehmen — von dem Werk, — das ich für — dich — thun wollte, — was gehet es mich an? Dein Wille geschehe. . . Ja, gebenedeiter – Jesus — ich werde — bei dir sein." Da erstickten Thränen seine Stimme und kurze Zeit darauf — war er bei ihm. Das ist einer von den Männern, die die Kongomission begründeten!

8. **Südafrika** ist ein von der evangelischen Mission reich besetztes Gebiet. Deutsche (die brüdergemeindliche, rheinische, Berliner und Hermannsburger), englische, französische, amerikanische Gesellschaften haben aus der sehr gemischten Bevölkerung (Negern,[1]) Hottentotten, Kaffern, Betschuanen) über 450000 Farbige in geordnete christliche Gemeinden gesammelt.

Bevor wir jedoch unter diesen Gemeinden einige Umschau halten, müssen wir des Mannes gedenken, dessen Name für immer mit der Missions- und Entdeckungsgeschichte Afrikas, besonders Südafrikas verbunden bleibt, nämlich Doktor **David Livingstones**.[2])

Am 19. März 1813 wurde Livingstone zu Blantyre (sprich: Blänteire), einem kleinen Dorf (in der Nähe von Glasgow) in Schottland, geboren. Seine Eltern waren arme und fromme Leute, welche ihre Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen. Schon vom 10. Jahre an mußte David zum Unterhalte der Familie beitragen, indem er in einer Baumwollenspinnerei Arbeit nahm. Von unwiderstehlichem Wissensdrange getrieben, las er aber daneben alle Bücher, die er auftreiben konnte, besonders Reisebeschreibungen, und lernte sogar ohne Lehrer Lateinisch, so daß er in seinem 16. Jahre den Virgil und Horaz las. Dazu durchstreifte er an freien Tagen gern die Umgegend, um Pflanzen und Tiere und Steine zu sammeln. Ein ernster religiöser Zug war ihm von frühe an eigen; aber in seinem 20. Jahre übergab er sich mit ganzer Entschiedenheit seinem Heiland. Ein von Gützlaff erlassener Aufruf für China reifte dann in ihm den Entschluß, **Missionar** zu werden. Ohne fremde Hilfe bereitete sich der thatkräftige Jüngling für diesen Beruf selbst vor, indem er neben Theologie Medizin studierte. Die Mittel verschaffte er sich während der Sommermonate durch Fabrikarbeit, im Winter studierte er dann zu Glasgow. Erst 1838 meldete er sich bei der Londoner Missionsgesellschaft, studierte weiter in London, machte sein medizinisches Doktorexamen und wurde 1840 nach Südafrika geschickt, um dem damals berühmten Missionar Moffat, der unter den Betschuanen in **Kuruman** sich niedergelassen, zur Seite zu treten. Aber Livingstone drang bald weiter nach Norden vor und gründete zuletzt (1847) eine Station in **Kolobeng**. Ein angesehener Häuptling, Setschele, ließ sich taufen, aber sein Stamm folgte ihm nicht und so kam es nur zur Sammlung einer kleinen Gemeinde. Hier reiften seine Reisepläne und begannen schon 1849 seine ersten **Entdeckungsreisen**. Auch diese Reisen faßte er als **Missions**dienst auf; sie dienten ihm dazu, „den Samen der Breite nach über ein ausgedehntes Feld zu säen" und der Mission direkt und indirekt neue Wege zu bahnen.

In den Jahren 1853—1856 machte er dann die beiden weltberühmten Reisen durch das damals noch ganz unbekannte Innere Afrikas, zuerst nach der Westküste (Loanda) und von da aus wieder zurück und bis zur Ostküste (Quili-

---

[1]) In **Hereroland**. Über dieses wie über die Mission in **Namaland** siehe das folgende Kapitel.

[2]) Geschichten und Bilder aus der Mission. Heft 7.

mane), die erste Durchquerung des schwarzen Erdteils. Zum Tode erschöpft war er im Mai 1854 zu Loanda angekommen. Er hätte jetzt nach dieser großen That und nach so vielen überstandenen Gefahren und Leiden mit einem britischen Kriegsschiff, das vor Anker lag, sehr ehrenvoll nach England zurückkehren und in die Arme seines Weibes und seiner Kinder eilen können. Aber — ein Wort ein Mann. Er hatte seinen schwarzen Begleitern versprochen, sie wieder in ihr Vaterland zurückzubringen und nichts konnte ihn bewegen, das Vertrauen zu täuschen, welches die Schwarzen in sein Wort setzten. Dafür drang das Gerücht von dieser That weithin durch Afrika und vermehrte das Ansehen, welches dort aller Orten „der gute weiße Doktor" genoß.

Die fürstlichen Ehren, welche ihm seine Landsleute bei seinem Besuche in England bereiteten, verdrehten ihm den Kopf nicht. Der Mann war ebenso demütig, wie er mutig war. Als in einer Versammlung einmal viel Aufhebens von den Opfern gemacht wurde, die er gebracht habe, da erwiderte der demütige Held: „Kann man das ein Opfer nennen, was nichts als eine kleine Rückerstattung der großen Schuld gegen Gott ist, die wir nie abtragen können? Sagen Sie lieber: es ist ein Vorrecht. Ich habe nie ein Opfer gebracht. Wir sollten gar nicht davon reden, wenn wir des großen Opfers gedenken, das Er brachte, der vom Thron seines Vaters aus der Höhe herabstieg, um sich für uns hinzugeben." Schon 1858 kehrte er nach Afrika zurück, um neue große Entdeckungen zu machen. „Was man an dem Innern Südafrikas zwischen dem 21° südlicher Breite und dem Äquator weiß," schreibt einer unsrer größten Fachgeographen, „ist größtenteils sein Werk." Der Sambesi, Schire, Rovuma ist durch ihn erforscht worden. Nicht weniger als 7 Seen hat er entdeckt und nicht bloß unsre erdkundliche, sondern auch unsre naturkundliche Kenntnis bedeutend erweitert. Kurz, unter den Reisenden der Neuzeit ist keiner, der ihm an Bedeutung gleich kommt. Dabei war er sich vollkommen bewußt, daß ihn Gott berufen habe eine große Aufgabe zu lösen; aber nie sucht er seinen Ruhm, sondern immer hat er den Gewinn im Auge, den seine Arbeiten dem armen umnachteten Afrika bringen sollen. „Wenn der gute Gott mir gestattet, daß ich den ungeheuren Übeln des Binnenland-Sklavenhandels ein Ende mache, so liegt mir an meinem Hunger und meinen Beschwerden nichts. Ich werde seinen Namen mit ganzem Herzen loben. Die Nilquellen (die er damals aufsuchte) sind mir nur schätzbar als ein Mittel, das mich in den Stand setzt, meinen Mund mit Macht unter den Menschen zu öffnen. Dies ist die Macht, die ich anzuwenden hoffe, um ein ungeheures Übel zu heilen und meine armselige, geringe helfende Hand der ungeheuren Umwälzung zu leihen, die Er in seiner alles umfassenden Vorsehung jahrhundertelang fortgeführt und die Er jetzt thatsächlich fördert."

Livingstone war kein Forschungsreisender, um bloß zu entdecken. Allerdings hatte er für alles ein Auge: er war Geograph, Zoologe, Botaniker, Astronom, Arzt, Handelsstraßeneröffner, Sprachforscher. Aber alles das war ihm wesentlich nur Mittel für größere Zwecke. So groß Livingstone als Entdecker — größer ist er als Menschenfreund. Ein Herz voll Erbarmen schlägt in seiner Brust gegen die Menschen, deren Länder er durchforscht. Ihn jammerte des Volkes. Immer und immer nur beseelt ihn der eine Gedanke, daß den unglücklichen Bewohnern Afrikas geholfen werde. „Ich bin des Entdeckens müde, wenn keine Frucht folgt," schreibt er 1860. Und 1871: „Wenn

meine Enthüllungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der Ostküste führen, so würde ich dies für eine weit größere Leistung halten, als die Entdeckung aller Quellen zusammen." Das Ziel aller seiner geographischen und wissenschaftlichen Forschungen war: seine Landsleute zum großen Werke der Christianisierung und Civilisierung der Millionen Afrikas anzufeuern. Das Ende der geographischen That ist und bleibt für ihn nur der Anfang des Missionsunternehmens.

Wie er sein ganzes Leben der Unterdrückung des Sklavenhandels geweiht, dessen Greuel niemand so mit eigenen Augen gesehen und niemand mit so herzbewegender Beredsamkeit geschildert, als er, so war und blieb Livingstone, auch als er ganz Entdeckungsreisender zu sein schien, durch und durch Missionar. „Ich bin ein Missionar mit Leib und Seele," schrieb er an seinen Vater. „Gott hat einen einigen Sohn und Er wurde Missionar und Arzt. Ich bin eine arme, arme Nachahmung von ihm oder wünsche es zu sein. In diesem Dienste hoffe ich zu leben, in ihm wünsche ich zu sterben." Und an seinen Freund Young: „Ich würde nicht einwilligen, nur als Geograph zu reisen, sondern ich werde als Missionar gehen und Geographie nebenbei treiben, weil ich fühle, daß ich mich auf dem Wege meiner Pflicht befinde, wenn ich versuche, entweder dieses arme Volk aufzuklären oder sein Land erlaubtem Handel zu erschließen." Und wiederum: „Nirgendwo bin ich anders, denn als ein Diener Gottes erschienen, der einfach der Führung seiner Hand folgt."

Es ist groß von Livingstone, daß er sein Leben in die Schanze schlug im männlichen, tapfern Kampfe wider den schändlichen Sklavenhandel, der das arme Ostafrika so elend machte und noch macht, aber noch größer ist sein christliches Verhalten gegen alle Menschen, besonders auch gegen die Schwarzen, gegen die er sich stets wie ein Edelmann betrug, sein Gottvertrauen, seine Ausdauer im Gutesthun, seine Geduld, seine Hoffnungsfreudigkeit. Auch nach einem zweiten Besuche in England kehrt er zur Arbeit seines Lebens nach Afrika zurück, und als nach langer Verschollenheit ihn Stanley zu Udschidschi findet, ist er, obgleich körperlich sehr angegriffen, nicht zu bewegen, heimzukehren, weil er seine Aufgabe noch nicht ganz gelöst habe.

Bald darauf ist dann der pflichttreue Mann in Afrika gestorben. In knieender Stellung fanden ihn eines Morgens seine Diener tot vor seinem Lager. Betend war er heimgegangen, betend gewiß auch für Afrika, das er so sehr geliebt. Einen merkwürdigeren und großartigeren Leichenzug hat es nie gegeben, als den, der Livingstone zu seiner letzten Ruhestätte trug. In dem Bewußtsein, wie hoch er daheim in Ansehen stand, trugen seine treuen schwarzen Diener den getrockneten Leichnam 1800 Kilometer weit nach der Küste. 9 Monate lang dauerte ihr Kampf mit Krankheit, Hunger, den Schrecken der Wildnis und dem Aberglauben der Eingebornen. Endlich erreichten sie Sansibar. Feierlich wurde von hier aus die Leiche nach England übergeführt und begraben in der großen Ruhmeshalle der englischen Nation, der Westminsterabtei. Unter der Kanzel ist sein Grab und auf der Platte, die es bedeckt, steht die Inschrift: „Getragen von treuen Händen über Land und Meer ruht hier David Livingstone: Missionar, Reisender, Menschenfreund. Geboren am 19. März 1813 zu Blantyre, gestorben am 1. Mai 1873 im Chitambos-Dorfe, Ulala. 30 Jahre lang war sein Leben gewidmet in unermüdlicher Anstrengung der Evangelisierung der eingebornen Stämme, der Erforschung unentdeckter Länder, der Beseitigung

des schändlichen Sklavenhandels von Centralafrika, wo er mit seinen letzten Worten schrieb: „alles, was ich in meiner Einsamkeit noch thun kann, ist: möge des Himmels reicher Segen kommen auf jeden, sei er Amerikaner, Engländer oder Türke, welcher helfen will, diese offene Wunde der Welt zu heilen."

Auf seinem Grabe sprossen jetzt Lebensbäume, wie später erzählt werden wird.[1])

Wir wollen nun ein paar Missionsstationen in Südafrika besuchen: eine schottische, eine deutsche und eine englische.

a) Lovedale (Lövdehl), berühmt durch seine Erziehungsanstalten.

Es liegt im östlichen Teile der Kapkolonie, im Kafferlande. Wenn man von Port Elisabeth aus mit der Eisenbahn nach Norden fährt, erreicht man es leicht. Schon 1841 gegründet, ist die Station in den bösen Kaffernkriegen wiederholt zerstört worden; erst seit 1853 kam die Arbeit in einen ruhigen Gang. Seitdem hat die erziehliche Thätigkeit hier einen großen Umfang angenommen. Da sind zuerst 7 Elementarschulen, die von lauter Kafferkindern besucht werden. An diese schließt sich eine Art Mittelschule an mit einem dreijährigen Kursus, in welcher junge Leute für den Handels- oder niedern Beamtenstand vorbereitet werden. Weiter ist da ein Lehrerseminar, welches aus den Kaffern Schullehrer heranbildet, die vor einem englischen Regierungsrat ihr Abgangsexamen machen müssen. Endlich giebts dort auch ein theologisches Seminar, auf welchem christliche Kafferjünglinge studieren, um Pastoren an den farbigen Gemeinden zu werden. Auf allen diesen Schulen zusammen befanden sich 1895 über 400 Schüler. Aber auch die Mädchen sind nicht vergessen. Sie besuchen nicht nur die Elementarschulen, sondern es ist für sie auch eine höhere Erziehungsanstalt da, die weit über 100 Schülerinnen zählt und in der die Mädchen zugleich zu tüchtigen Hausfrauen erzogen werden. Und noch nicht genug: Lovedale ist auch eine großartige Industrieschule mit allerlei Werkstätten: einer Wagenmacherei, einer Schmiederei, einer Schreinerei und Zimmerei, auch einer Druckerei, Buchbinderei und Buchhandlung mit einer ganzen Menge Kafferlehrlingen. Auch eine Post- und Telegraphenstation ist am Ort und schwarze Leute versehen den Dienst. Ja, ein Kaffer ist sogar der Herausgeber einer in Lovedale gedruckten Zeitung, die über 2000 Leser im Lande hat und einen großen Einfluß ausübt. Ist eine solche Missionsstation nicht eine segensreiche Kulturstätte im Heidenlande?

b) Botschabelo, eine Berliner Missionsstation in Süd-Transvaal, mit der stattlichen Zahl von 2600 Getauften.

Botschabelo heißt Zufluchtsstätte, Ruheplatz. Es wurden nämlich im Jahre 1865 hier diejenigen schwarzen Christen gesammelt und angesiedelt, welche der tyrannische Oberhäuptling des Bapedistammes Sekukuni nach einer grausamen Christenverfolgung aus seinem Lande vertrieben hatte.[2]) Da kamen eine Reihe ehrwürdiger Märtyrer zusammen, welche in der von Monat zu Monat wachsenden Gemeinde gleichsam die Säulen bildeten. Ein geordnetes christliches Leben entfaltete sich, mehrere Kirchen wurden bald nacheinander erbaut, Bibel- und Betstunden gehalten, ernstliche Kirchenzucht geübt, Schulen eingerichtet, Landbau und Handwerk mit Fleiß betrieben. Allerdings brachen auch manche Streitigkeiten aus, aber sie wurden mit der Zeit

---

[1]) Ausführlicheres über Livingstone in der trefflichen Biographie von Blaikie. Güterslob 1881.

[2]) S. d. treffl. Büchl. Wangemanns: „Maleo u. Sekukuni." Berlin. Missionsh.

wieder beigelegt. Macht man einen Gang durch diese Station, so kann mans mit Augen sehen, daß die Mission aus den Heiden glückliche, gebildete, gesittete und selige Leute macht. Wie gar anders gehts da her, als in einem rein heidnischen Orte. Wie nett sind diese Heidenchristen gekleidet, wenn sie Sonntags in großen Scharen zur Kirche gehen und wie emsig thun sie ihre Arbeit in der Woche. In der stattlichen Schule, einem der schönsten Gebäude in ganz Transvaal, sieht man über 400 reinliche Kinder, die außer biblischer Geschichte lesen, schreiben, rechnen, singen lernen, so gut wie daheim in einer deutschen Volksschule. Und besucht man die Häuser, so findet man allerlei Bücher, vor allem das Neue Testament, das gern gelesen wird. Lüge, Unkeuschheit, Diebstahl kommen verhältnismäßig selten in der Gemeinde vor; doch macht sich jetzt wieder ein ungezügelteres Treiben der jungen Leute geltend. Ich könnte von manchem erzählen, der schon selig heimgegangen ist, aber ich will lieber eine andre Geschichte mitteilen, welche deutlich zeigt, was für eine Umwandlung bei diesen ehemals wilden Heiden durch die Mission bewirkt worden ist.[1])

Das rote Kreuz in Südafrika.

Im Kriege der Transvaalburen gegen den Häuptling Sekukuni begleitete der frühere Missionar der Berliner Missionsgesellschaft, Nachtigal, der wegen Kränklichkeit emeritiert ist, das Bauernkommando als Arzt. Mit ihm waren 25 Botschabeloer, getaufte Eingeborne der Berliner Missionsgesellschaft, um als Krankenpfleger Dienste zu thun. Nach einem Handgemenge, in welchem die Buren sich zurückzogen, blieb einer derselben schwer verwundet im Bereich der feindlichen Kugeln, und war sicherlich ein Kind des Todes, wenn er nicht herausgeholt wurde. Zu ihm wagte sich aber kein Weißer, weil das eigene Leben sichtlich bedroht gewesen wäre. Da ruft Nachtigal einige seiner farbigen Krankenträger und befiehlt ihnen, den Verwundeten herauszuholen. — „Wie? siehst du nicht, daß die Feinde den Ort bereits umstellt haben?" Ja, das sehe ich, aber ein Christ wagt sein Leben für seine Brüder! — „Aber ist er denn unser Bruder? Er ist ja ein Bur! Und weißt du nicht selbst, wie viel Elend wir schon durch die Buren erdulden mußten, und für solche Leute sollen wir unser Leben wagen?" — „Ein Christ liebt auch seine Feinde. Heute habt ihr Gelegenheit zu zeigen, ob ihr wahre Christen seid!" — Die Botschabeloer sahen ihren Vorgesetzten fragend an. Es war ja ein Missionar, und ein solcher ist für die Getauften die höchste Autorität. „Befiehlst du uns wirklich zu gehen?" — „Ja, geht in Gottes Namen!" — „Nun, so wollen wir gehen, du aber bete für uns, daß der Herr es uns gelingen lasse und wir selbst bewahrt bleiben!" Vier todesmutige Männer gingen. Der Missionar betete. Der Herr gab seinen Segen, sie brachten den Verwundeten glücklich heraus. Als der Kommandierende der Buren, Präsident Bürger, von dieser That hörte, ließ er die Tapferen vor sich kommen. Sie hatten auch während des Kommandos mancherlei Belästigungen von den Buren erfahren, die einmal es sich nicht anders denken können, als daß die Farbigen nur zum Dienste für sie geschaffen seien, und sie also, soweit sie nur Macht haben, um ihren Willen durchzusetzen, nach Willkür ihnen befehlen können, was sie wollen.

---

[1]) Ausführlicheres über die höchst interessante Geschichte von Botschabelo findet sich in Merensky: „Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südostafrika 1859 bis 1882." Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1888. Eins der trefflichsten Bücher über das afrikanische Leben und Missionsleben. — Dazu empfehle ich noch ganz besonders die Selbstbiographie des originellen ehemaligen Schullehrers Posselt. Pfitzner und Wangemann: „Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar. Ein Lebensbild aus der südafrik. Mission von dem Missionar selbst beschrieben und nach seinen Jahresberichten ergänzt und fortgeführt." Berlin. Missionshaus. Georgenkirchstr. 70.

Der Präsident wußte dies. Um sie vor ferneren Unbilden zu schützen, nahm er ein rotes Stück Tuch und ließ es in Kreuze zerschneiden, und heftete jedem der Botschabeloer Krankenträger ein Kreuz an das Kleid und erließ dazu einen Armeebefehl, daß die also mit einem Kreuz Dekorierten von niemandem als von ihm dem Präsidenten selbst, einen Befehl erhalten sollten.

c) Schoschong,[1]) eine Station der Londoner Missionsgesellschaft unter dem Stamme der Bamangwato, jenseit des oberen Limpopoflusses, nicht allzuweit von der Grenze Transvaals im Nordwesten. Hier wollen wir den christlichen Häuptling, Khame, ein wenig kennen lernen, von welchem ein katholischer Reisender erklärt: „wenn er heute als der beste Herrscher unter den Eingebornen Südafrikas anerkannt wird, so ist das das Werk der Londoner Missionare." In einer großen Hungersnot hatte dieser Häuptling aus seinen eignen Mitteln für mehr als 100 000 M. Getreide gekauft und sein Volk damit gesättigt. Er besucht die Wohnungen der Armen wie der Reichen und veranlaßt alle zur Arbeit. Seine Unterthanen sind Viehzüchter u. Ackerbauer u. leben in Frieden.

Mit großem Ernst und in einer für die Europäer sehr beschämenden Weise trat in Schoschong der Häuptling dem verruchten Branntweinhandel entgegen, der überall, wo er eingeführt wird, so viel Verderben unter den Farbigen anrichtet und zwischen den Missionaren und den Händlern soviel Feindschaft herbeiführt. Khame wollte nicht herrschen über ein trunkenes Volk. Wie er niemals in Vielweiberei gelebt hat, so hat er auch von Jugend auf keinen Branntwein getrunken. Auf das wiederholte Drängen der Händler hatte er anfangs gestattet, kleine Quantitäten Branntwein einzuführen, weil man ihm vorredete, mäßig genossen sei er Medizin. Als er aber sah, wie die Leute sich bald viehisch betranken, verbot er jede Branntweineinfuhr. Dennoch umgingen die Händler das Verbot. Einer derselben wurde daher gefangen gesetzt und zu einer Strafe von 2000 M. verurteilt. Khame suchte auch die englischen Händler wiederholt in ihren Wohnungen auf und fand sie mehr als einmal im Zustand völliger Berauschtheit. Als er zwei Handlungsgehilfen vor ihren Gehöften in trunkenem Zustand fand, verurteilte er jeden in öffentlicher Ratsversammlung zu 200 M. Strafe und erklärte: „Wenn ihr euch nicht enthalten könnt, so trinkt wenigstens innerhalb eurer Wohnungen; aber gebt nicht auch noch meinen Leuten ein schlechtes Beispiel." Als auch diese Strafen nicht halfen und ein neuer Fall schmutzigster Trunkenheit bei einem Händler vorkam, da riß dem christlichen Fürsten die Geduld. Er berief die Händler zu einer öffentlichen Versammlung und hielt ihnen etwa folgende Rede: „Ich bin allerdings nur ein schwarzer Mann, aber wenn ich auch schwarz bin, so bin ich doch jetzt noch Herr in meinem eignen Lande. Wäret ihr die Herrscher, so könntet ihr thun, was ihr wollt; aber jetzt herrsche ich und will meine Gesetze, die ihr verachtet, aufrecht erhalten. Ihr habt mich beleidigt und

---

[1]) Die Station ist des Wassermangels wegen jetzt nach dem etwa 20 Meilen nordwestlich gelegnen Palapye verlegt worden. Es ist dies die größte Stadt Südafrikas außerhalb der Kolonie; sie zählt gegen 20 000 Einwohner und bietet den überraschenden Anblick eines christlichen, wohlgeordneten Gemeinwesens. Eine der ersten Arbeiten Khames nach der Übersiedelung war der Bau einer neuen Kirche, die 3000 Menschen faßt und für welche die Eingebornen 54 000 M. aufbrachten.

verachtet in meiner eignen Stadt, weil ich ein schwarzer Mann bin; ihr thut das, weil ihr uns Schwarze in eurem Herzen verachtet. Wenn ihr uns verachtet, was habt ihr in diesem Lande, das uns Gott gegeben hat, zu suchen? Geht wieder zurück in euer eignes Land, nehmt alles, was euch gehört, ich will keinen Schuhriemen von euch behalten, aber macht, daß ihr fortkommt. Wenn noch irgend jemand hier ist, der meine Gesetze nicht leiden kann, der mag auch gehen. Ihr solltet euch über euch selbst schämen. Ich suche mein Volk dahin zu bringen, daß es handle dem Worte Gottes gemäß, welches wir von den weißen Leuten erhalten haben, und ihr gebt ihm ein Beispiel von Schlechtigkeiten, wie wir sie nie gekannt haben. Ihr wäret das Volk des Wortes Gottes, ihr? Ihr wißt, daß selbst einige meiner Brüder sich haben zum Trunke verführen lassen und ich will, daß sie das Getränk gar nicht mehr zu Gesicht bekommen sollen, damit sie die schlechte Gewohnheit wieder vergessen. Ihr habt den Branntwein nicht nur hierher gebracht, sondern ihr habt mich auch selbst damit verführen wollen. Heute mache ich nun ein Ende damit. Geht, bringt euer Vieh zusammen und macht, daß ihr aus meiner Stadt kommt, und kommt mir niemals wieder." — Eine tiefe Stille folgte auf diese ernste Rede Khames. Scham und Verwirrung hatte die Händler ergriffen und sie vermochten kein Wort zu entgegnen. Endlich versuchten sie es, den zürnenden König um Mitleid zu bitten; namentlich einer, der von Jugend auf in Schoschong gewohnt, bat um die Erlaubnis, bleiben zu dürfen. Aber Khame war diesmal unerbittlich. „Ich darf kein Mitleid mit euch haben," gab er zur Antwort, „es ist meine Pflicht, Mitleid mit meinem eignen Volke zu haben, über welches Gott mich gesetzt hat, und heute will ich ihm wahrlich Mitleid beweisen." Und bei dieser Entscheidung blieb es: alle Branntweinhändler mußten Schoschong verlassen. Muß man nicht Respekt haben vor einem solchen heidenchristlichen Häuptling und — auch vor der Mission, deren Frucht solche Männer sind? Ich könnte noch viel mehr erzählen von ihm, aber es mag genug sein an dieser einen Geschichte.

9. Ostafrika. Siehe das Kapitel: Die deutschen Kolonien.

10. Madagaskar.

Als im Jahre 1818 die ersten Missionare, Boten der Londoner Missionsgesellschaft, sich auf dem Wege nach Madagaskar befanden, erklärte der französische Gouverneur der benachbarten Insel Bourbon, Lafitte, es für ein Ding der Unmöglichkeit, die Madagassen zu Christen zu machen. „Sie sind nur Tiere," so lautete seine Schilderung, „sie haben nicht mehr Vernunft als das unvernünftige Vieh, sind unfähig zu denken und zu urteilen und ermangeln der gewöhnlichen Fähigkeiten menschlicher Wesen. Die Franzosen haben es lange unter ihnen versucht und konnten keine geistige Begabung entdecken." Und heute? Nun, es ist kaum fünf Jahre her, da besuchte eine madagassische Gesandtschaft verschiedene europäische Höfe, um Hilfe gegen die ungerechten französischen Eroberungsgelüste zu suchen und diese Gesandtschaft wurde in außerordentlicher Audienz selbst von dem deutschen Kaiser empfangen, und das Christentum und die Segnungen desselben für das madagassische Volk bildeten den Gegenstand der Unterredung. In London hatte man die madagassischen Würdenträger in das große schöne Bibelhaus eingeladen und jedem eine schön gebundene madagassische Bibel überreicht. Auf die Ansprache des Direktors der Bibelgesellschaft antwortete der Führer der Gesandtschaft, der den langen Namen Ravonina-

Hitriniariwo führt, und der wie sein Begleiter ein Christ ist: „Die Bibel, welche englische Christen meinem Vaterlande gegeben, ist ein Denkmal der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit für Madagaskar. Dies Buch ist die Seele unsres Fortschritts, der Grund, daß wir ein wohlorganisiertes Volk sind; wir erkennen dies göttliche Wort als die richtigste Grundlage eines jeden Staatslebens an, wir verdanken ihm unser gesegnetes Königtum." Ähnlich sprach sich derselbe Mann vor den Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft aus. „Im Namen der Königin danken wir Ihnen für Alles, was Sie für Madagaskar seit so vielen Jahren, besonders aber in den letzten 14 Jahren gethan haben. Dadurch ist das Evangelium nicht nur in der mittleren Provinz des Landes, Imerina, reichlich verkündigt, sondern auch unter den Betsileos und Sihanakas ausgebreitet worden. In der Hauptstadt befinden sich jetzt neun Kirchen und in einer derselben wohnt die Königin dem Gottesdienst jeden Sonntag bei. Wir danken Ihnen für die Sendung von Missionaren, die uns nicht nur die Bibel, sondern auch allgemeine Kenntnisse gelehrt; danken Ihnen für das Seminar in der Hauptstadt, das Sie gegründet und aus dem schon so viele unsrer Landsleute als Prediger des Evangeliums hervorgegangen sind."

Wie schon früher mitgeteilt (IV. zu Kap. 7) ist es in Madagaskar durch eine lange Verfolgungszeit gegangen. 1869 wurde dann die Königin samt dem ersten Minister getauft. Unter den Zehntausenden, die darauf zum Christentum übertraten, liefen freilich viele bloße Namenchristen mit unter, aber die Missionare sichteten nach Kräften und wendeten allen Fleiß an, tüchtige eingeborne Prediger und Lehrer heranzubilden, um diese Massen christlich zu erziehen. Neben den Londoner Missionaren waren mit besonderem Erfolg die Norweger thätig. Heut giebt es über 400000 Christen auf der Insel und über 5000 eingeborne Prediger und Lehrer. Fehlt es auch vielen einzelnen der dortigen Christen noch an geistlichem Leben, so hat die Mission doch in dem gesamten Volksleben die großartigsten Veränderungen bewirkt: ordentliche Obrigkeiten sind eingesetzt, welche Recht und Gerechtigkeit üben und die öffentliche Sittlichkeit überwachen, die früher sehr lose geknüpfte Ehe ist ein festes Band geworden, der Sklavenhandel ist verboten, die allgemeine Schulpflicht eingeführt; mehr als 140000 Kinder besuchen heut die Schule. Während früher Krieg und Blutvergießen kein Ende nahm, hat im wesentlichen Friede geherrscht.

Als aber vor etwa 12 Jahren in einer entfernten Provinz ein Aufstand ausbrach und 2000 Mann Soldaten, denen ein vielleicht doppelt so großer Troß folgte, dorthin entsandt wurden, da entließ sie der erste Minister mit den Worten: „Bedenkt, daß ihr jetzt als Christen, nicht als Barbaren auszieht, und hütet euch vor den Grausamkeiten früherer Tage." Und der General gab strengen Befehl, daß im Feindeslande nicht geplündert werde, auch ließ er alle Lebensmittel ehrlich bezahlen. Einige Frauen und Kinder, welche habgierige Soldaten zu

Gefangenen gemacht, um sie als Sklaven zu verkaufen, wurden zurückgegeben. Bei den Truppen befanden sich Feldprediger, welche dieselben täglich zum Morgen- und Abendgebete versammelten und zur Menschlichkeit ermahnten. So wurde in diesem ganzen Feldzuge kein Dorf niedergebrannt und die Unterwerfung der Aufständischen ohne Blutvergießen herbeigeführt. Auch in dem letzten französischen Kriege haben sich die Madagassen als eine gesittete Nation betragen, ja sie haben durch ihren Edelmut die Franzosen beschämt. Wo so etwas möglich ist in einem Volke, das noch vor einem Menschenalter in seinen Kriegen zu sengen und zu brennen, grausam zu morden und die Gefangenen in die Sklaverei zu schleppen gewohnt war, da darf man wohl sagen: die Mission hat eine große Veränderung bewirkt. — 1896 ist die Insel nach einem für die Madagassen unglücklichen Kriege französische Kolonie geworden. Wie die evangelische Mission die dadurch über sie gekommene Krisis bestehen wird, läßt sich heute noch nicht übersehen.

II. Asien.

1. Indien. Dieses große fast ganz unter britischer Herrschaft stehende Land hat eine Bevölkerung von 280 Millionen Menschen, welche auf sehr verschiedenen Kulturstufen stehen, verschiedenen Völkerstämmen und Religionen angehören und etwa 123 verschiedene Sprachen sprechen. Etwa 55 Millionen sind Mohammedaner und über 180 Millionen Anhänger des Hinduismus Die Götter desselben, von denen die tollsten Geschichten erzählt werden, sind geradezu zahllos. Dazu ist das indische Volk durch eine große Menge von Kasten (19000 allein in Südindien) unter sich gespalten, d. h. von erblichen Klassen, welche wie durch eine chinesische Mauer voneinander getrennt leben, nicht miteinander essen, nicht untereinander heiraten, sich nicht gegenseitig helfen, ja nicht einmal berühren. Aus der Kaste, in welcher einer geboren ist, kann niemand heraus; er mag so tüchtig sein, wie er will, niemals kann er sich zu einer höheren Kaste hinaufarbeiten. Wird ein Hindu ein Christ, so stößt man ihn aus seiner Kaste aus; seine Blutsverwandten sagen sich von ihm los und betrachten ihn als lebendig begraben; seine Kastengenossen brechen jede Gemeinschaft mit ihm ab. Es gehört also ein großer Mut, ein tapfrer Glaube dazu, daß ein Hindu frei öffentlich zum Christentum übertritt. Ein Hindu muß im vollsten Ernst sagen können: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin,“ sonst kann er kein Christ werden. Daß Eltern ihre Kinder verstoßen, Frauen ihre Männer, Männer ihre Frauen, Kinder ihre Eltern verlassen, wenn diese sich taufen lassen, das wiederholt sich bei den meisten Übertritten.

Die oberste Kaste bilden die Brahmanen, die von den niederen Kasten für eine Art Halbgötter gehalten werden und sehr stolz sind. Sie tragen bestimmte Abzeichen, an denen man sie

sofort erkennt. Vor einiger Zeit predigte ein englischer Missionar in einem Hindutempel. Sein Kollege, der sich im Hintergrunde aufhielt, um Störungen zu verhüten, bemerkte einen Brahmanen, der durch eine Seitenthür eingetreten war, um seinen Götzendienst zu verrichten, und bat denselben, doch auch zuzuhören. „Nein — sagte er — Brahmanen brauchen nichts zu hören.“ „Aber es ist etwas Gutes, was du hören wirst.“ „Nein, Brahmanen haben kein Verlangen, überhaupt etwas zu hören,“ lautete die ärgerliche Antwort. Damit hielt er sich die Ohren mit beiden Händen zu und ging davon. Bis jetzt sind nur wenige Brahmanen Christen geworden, aber aus ihnen gerade sehr tüchtige; z. B. Narajan Scheschadri, Banerdschi u. a.

Die Hindus sind in ihrer Art ein religiöses Volk; sie wenden viel an ihren Götzendienst, machen weite Reisen zu berühmten Tempeln, besuchen in großen Massen ihre häufigen Götzenfeste, legen sich oft große Entbehrungen und Selbstpeinigungen auf und befolgen viele äußerliche religiöse Ceremonien. Massenhafte schmutzige, halbnackte Bettler durchziehen das Land, die für heilig gelten und großes Ansehen genießen. Wenn diese Bettler Brahmanen sind, so trinkt das arme Volk oft das Wasser, mit dem sie sich die Füße gewaschen haben. Die Hindus glauben an eine Seelenwanderung; je nachdem einer gelebt hat, wandert seine Seele nach seinem Tode in ein oder nacheinander in mehrere Tiere, bis sie zuletzt wieder in einem Menschenleibe Wohnung nimmt. Die Kuh wird als ein heiliges Tier verehrt, ihr Fleisch zu essen gilt als eine der größten Sünden, aber — es ist ekelhaft zu sagen — mit ihrem Urin sich das Gesicht zu waschen, ja ihn zu trinken, hält man für eine fromme That. So läßt man auch Sterbende einen Kuhschwanz erfassen, in dem Wahnglauben, das könnte sie selig machen. In dem heiligen Benares giebt es außer einem Tempel mit Kühen sogar einen Affentempel. Ein Bad in den heiligen Fluten des Ganges soll die Sünden abwaschen, darum schafft man auch oft Sterbende an diesen heiligen Strom und wirft Leichen hinein. Aber nicht Leichen allein, noch immer werden ihm auch lebende Kinder geopfert. — Die Ureinwohner des Landes, dunkelfarbigere Stämme, im Süden und in den Gebirgsgegenden, z. B. die Kols und die Santals, dienen bösen Geistern, vor denen sie in großer Furcht leben. Ihre Religion besteht in viel Zaubereiaberglauben.

Es giebt in Indien in den oberen Klassen wohl recht gebildete Leute, aber die große Volksmasse ist sehr unwissend. Der Volksunterricht liegt noch im argen. Von den 280 Millionen standen nur 5 Millionen im Unterrichte. Missionsschulen giebt es über 4000, die von mehr als 260 000 Schülern und Schülerinnen besucht werden. Die Mädchen, auch die der reichen Hindus, genossen gar keine Schulbildung. „Unwissenheit ist des Weibes Zierde," sagte ein altindisches Sprichwort. Die evangelische Mission hat jetzt über 1500 Mädchenschulen errichtet mit zusammen etwa 80 000 Schülerinnen. — Noch immer besteht die Unsitte der Kinderheiraten. Meist werden die Kinder verlobt, wenn sie noch fast in den Windeln liegen, und verheiratet, wenn sie noch ganz unreif sind. Stirbt dann so einem früh verlobten Kinde sein Bräutigam, so gilt sie als eine Witwe, daher giebt es in Indien so schrecklich viel Witwen, nämlich 21 Millionen, unter ihnen viele tausende jünger als 14 Jahre. Und die Witwe ist ein ganz verachtetes und zertretenes Geschöpf in Indien, dem jede Lebensfreude geraubt ist. Sie darf auch nicht wieder heiraten. Früher verbrannten sich sogar viele Witwen mit den Leichen ihrer Männer; je und je kommt das auch heut noch vor, obgleich die britische Regierung es schon lange streng verboten hat. Auch die verheiratete Frau der besseren Stände hat ein trauriges Los. Im Frauengemach (Senana) muß sie wie in einem Gefängnisse leben. Da sie gar keine Bildung besitzt, verbringt sie ihre Zeit mit Tändeleien und Geschwätz. Der Besitz von Juwelen, mit denen sie sich putzt, ist ihr höchstes Glück. Die Frau ißt nicht mit dem Manne, sondern erst nach ihm, in die Gesellschaft andrer Männer kommt sie nie. Durch christliche Missionarinnen hat das Evangelium auch in die indischen Senanas Eingang gefunden.

Die evangelische Mission, welche erst seit Anfang dieses Jahrhunderts eine umfangreiche Thätigkeit in Indien hat entwickeln können, zählt jetzt über das große Land hin etwa 700 Missionare, denen aber eine zahlreiche Schar eingeborner Prediger und Lehrer zur Seite steht und auch eine Menge unverheirateter Damen, die sich der indischen Frauen annehmen. Über 700 000 Christen (Hinterindien und Ceylon eingeschlossen) stehen unter der Pflege derselben. Dazu giebt es viele tausende geheimer Christen, denen es nur an Mut fehlt, sich taufen zu lassen, und noch viel mehr tausende besonders unter den Gebildeten, welche den Glauben an

das Heidentum völlig verloren haben, aber in Gefahr sind, in völligen Unglauben zu geraten. Manche unter diesen Leuten wollen das Heidentum reformieren, aber es wird dies so wenig gelingen, wie es einst mit dem alten griechischen Heidentum gelungen ist. Die größte Menge der Christen befindet sich im Süden der Halbinsel und in Hinterindien unter den Karenen. Auch unter dem Bergvolke der Kols, etwa 30 Meilen nordwestlich von Kalkutta, hat die deutsche Goßnersche Mission zehntausende aus einem rohen Heidentum für das Christentum gewonnen. Von deutschen Missionsgesellschaften arbeitet in Indien die Leipziger (im Südosten, Madras), die Baseler (im Südwesten, Kannanur, Mangalur), die Goßnersche (unter den Kols, Rantschi), die Hermannsburger (Ostküste, im Telugulande), ganz neuerdings die Breklumer (ebendaselbst) und die Brüdergemeinde (im Himalaya, Kyelang).

2. Der indische Archipel oder niederländisch Indien. Die Hauptmasse der Bevölkerung der Sundainseln ist mohammedanisch. Um die Eingebornen sich günstig zu stimmen, hat die holländische Kolonialregierung in thörichter Verblendung lange Zeit den Mohammedanismus begünstigt und der christlichen Mission viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Erst seit kurzem hat sie gegen dieselbe eine freundlichere Haltung eingenommen. Die bedeutendsten Erfolge in niederländisch Indien hat die christliche Mission unter den Alifuren in der Minahassa (nördlichste Spitze von Celebes) und unter den Batta auf Sumatra aufzuweisen. In der Minahassa sind durch den Dienst der Niederländischen Missionsgesellschaft (besonders einflußreich waren zwei deutsche Missionare: Riedel und Schwarz) seit 1826 100000 früher einem Menschen opfernden Dämonendienste ergebene Heiden Christen geworden, ein Sieg der Mission, welcher Land und Leuten ein völlig andres Ansehen gegeben hat. Einem ähnlichen Siege geht die Rheinische Mission unter den Batta auf Sumatra entgegen, die erst seit 1861 am Werke ist, aber bereits 33000 Christen zählt.

Bereits seit 1839 hat die Rheinische Missionsgesellschaft unter den wilden Dajaken auf Borneo das Evangelium verkünden lassen. Da brach über diese Mission 1859 ein blutiger Sturm los, der nicht nur 7 Stationen zerstörte, sondern auch 7 Missionsgeschwistern (4 Männern und 3 Frauen) das Leben kostete. Das war ein schmerzlicher Passionsweg; aber abgesehen davon, daß 1866

auch auf Borneo die Mission wieder auferstand, dieser Passionsweg führte auch die rheinischen Missionare nach Sumatra und hier zu überraschenden Siegen. Zwar anfangs gings auch hart genug her. Die Batta waren noch urwüchsige, wilde Heiden, sogar als Menschenfresser berüchtigt. Zwei amerikanische Missionare, die schon 1834 in ihr Land gekommen, hatten sie getötet und aufgefressen. Auch dem ersten rheinischen Missionar, der hinauf in ihre Berge kam, drohten sie wiederholt: wir hacken dir deine Beine ab, wir fressen dich auf. Auch auf andre Weise trachteten sie ihm nach dem Leben; aber Gott ließ es nicht zu, daß ihm ein Haar gekrümmt wurde. Und heute ist derselbe Mann beliebt und hochgeachtet durch das ganze Land, und die Battamission, deren Vorsteher er geworden, und die sich heut bis hinauf zum Tobasee erstreckt, zählt auf 22 Hauptstationen über 33000 Christen. Die Gemeinden sind wohl geordnet, wackere Älteste stehen an ihrer Spitze, eingeborne Lehrer unterrichten in den Schulen, 20 Eingeborne sind zu Pastoren ordiniert, das Neue Testament ist in die Battasprache übersetzt und wird fleißig gelesen und soweit der Missionseinfluß geht, kann man heute ganz sicher reisen.[1])

3. China. Das größte Reich der Erde mit etwa 350 Millionen Einwohnern. Bedenkt man, daß dieses Reich auch eine mehr als 3000jährige Geschichte hinter sich hat, so wird es begreiflich, daß die Chinesen ein hohes Maß von Nationalstolz besitzen, sich für das erste Volk der Welt halten und alle Fremden verachten. Leider haben die Fremden ihnen auch manches Unrecht gethan: die Engländer, welche China durch einen Krieg zwangen, das verderbliche Opium ins Land einführen zu lassen, die Franzosen, welche sich durch Zerstörung und Beraubung des kaiserlichen Sommerpalastes sehr wenig civilisiert betrugen, und die Amerikaner, welche die nach den Vereinigten Staaten kommenden Chinesen sehr schlecht behandeln. Nun müssen auch die Missionare mit leiden unter dem Fremdenhaß. — Merkwürdig ist die chinesische Sprache, die aus lauter einsilbigen Worten besteht, von denen die meisten mehr als eine Bedeutung haben, welche nur durch den verschiedenen Ton unterschieden werden, was bei den Fremden oft zu sehr drolligen, oft auch zu sehr unangenehmen Verwechselungen führt. Nun ist es allerdings nicht richtig, daß es im ganzen chinesischen Reiche nur

---

[1]) Vgl. „Geschichten und Bilder aus der Mission“ Heft 6: Ein Batakkendorf auf Sumatra u. 12. 14: Aus der Geschichte einer bataschen Missionsstation.

eine Sprache giebt, es giebt deren eine ganze Menge; aber alle diese Sprachen werden durch eine und dieselbe Schrift ausgedrückt, so daß man in dem ganzen großen Reiche jedes in chinesischer Schrift geschriebene Buch lesen kann, der Leser mag eine Sprache sprechen, welche er will. Die chinesische Schrift ist nämlich nicht wie die unsere eine Laut- resp. Buchstabenschrift, sondern eine Zeichen- resp. Wortschrift.

Nämlich so: jedes einsilbige chinesische Wort wird durch ein besonderes Schriftzeichen dargestellt, und zwar haben gleichklingende Silben für jede ihrer Bedeutungen ein anderes Zeichen. Wie die Zahlziffern 1, 2, 3 u. s. w., Rechenbuchzeichen +, —, = u. s. w., Kalenderzeichen ☉, ☽ u. s. w. allen Europäern verständlich sind, und von jedem Volke in seiner Sprache auch mit einem bestimmten Worte bezeichnet werden, so geben die chinesischen Schriftzeichen die Bedeutung eines Wortes an und haben auch in jedem Dialekte, so verschieden diese voneinander sind, eine bestimmte Aussprache. Eine Anzahl, und wohl die ursprünglichsten Zeichen sind eine Art Bilderschrift, wie ☉ für Sonne und ☽ für Mond, drei Zacken für einen Berg u. drgl. Andere sind Sinnbilder, wie ein Strich mit einem Punkte darüber ⸱̲ für oben, ein Strich mit einem Punkte darunter ⸱̅ für unten. Noch andere sind sinnbildliche Zusammensetzungen, wie Sonne und Mond zusammen ☉☽ für hell, eine Hand über dem Auge für Ausschauen, ein Mann neben einem Worte für (Treu und) Glauben, zwei Weiber für Zank. Das Zeichen für Weib kommt auch noch in schlimmern Zusammensetzungen vor; doch wird auch das schöne Wort Ruhe (Friede) dargestellt durch eine Frau unter dem Dache.

Solcher Zeichen soll es mehr als 20000 geben, so daß etwas dazu gehört, bis einer ganz ordentlich chinesisch lesen kann. Im täglichen Verkehr kommt man aber schon mit ein paar hundert Schriftzeichen aus. — Die Chinesen sind gescheite, höfliche, fleißige, mäßige und nüchterne Leute, aber oft dem Spiel und dem Opiumgenuß ergeben und sehr irdisch gesinnt. Ihre Religion besteht, wie schon früher bemerkt (VI. 4. Gebot), wesentlich im Ahnen- und Geisterdienst. Als ihren Religions- und Sittenlehrer verehren sie in zahlreichen Tempeln auch durch Tieropfer den Konfucius, welcher im 6. Jahrhundert vor Christus lebte. Aber auch die buddhistische Religion ist weitverbreitet in China und hat dort zahlreiche Klöster und Mönche.

Die evangelische Mission hat erst seit 1842 einigen festen Fuß in China gefaßt, sich besonders in der Kantonprovinz und die Ostküste hinauf ausgebreitet und bis heute erst etwa 95000 Christen gewonnen. Unter den 26 evangelischen Missionsgesellschaften, welche zerstreut in dem ungeheuren Reiche eine Saat auf Hoffnung ausstreuen, arbeiten auch 4 deutsche: die Baseler, die Rheinische, die

Berliner (sämtlich in der Kantonprovinz) und der Berliner Frauenverein für China, der auf der England gehörigen Insel Hongkong ein Findelhaus unterhält.

4. Japan. Auch dieses Inselreich ist wie China, mit dem es in Sprache, Sitte und Religion viel Verwandtes hat, ein altes Kulturland; welches aber — im Unterschiede von China — seit 35 Jahren der neueren abendländischen Kultur Thür und Thor geöffnet hat. Massenhafte Japaner besuchen jetzt die Bildungsanstalten Amerikas und Europas und viele Amerikaner und Europäer treten in den Dienst der japanischen Regierung. Das alte Heidentum verliert immer mehr an Ansehen, aber mit der europäischen Kultur flutet auch viel Unglaube in das Land hinein. Die evangelische Mission ist hier noch sehr jung, aber wacker auf dem Plane und mag jetzt gegen 60000 christliche Anhänger zählen, während es 1872 erst eine einzige christliche Gemeinde mit 11 Gliedern gab. Die jungen Christengemeinden sind selbst sehr eifrig, das Evangelium unter ihren Landsleuten auszubreiten. Während der letzten Jahre haben nationale Empfindlichkeiten den Fortschritt der Mission etwas aufgehalten. Von deutschen Missionen arbeitet hier der allg. ev. prot. M.-Verein; die Gemeinde, die er gesammelt hat, zählt c. 200 Glieder.

III. Südsee.

1. Die Hawaii- oder Sandwichsinseln, auf denen ihr berühmter Entdecker, James Cook (spr. Dschehms Kuhk), zuerst als Gott verehrt und dann erschlagen wurde (1779). Hier hat unter der eigentlichen eingebornen Bevölkerung, den Kanaka, die christliche Mission bereits ihr Werk vollendet, obgleich sie erst 1820 begonnen wurde. Leider nimmt diese eingeborne Bevölkerung beständig ab, jetzt beträgt sie nur noch kaum 40000 Seelen. Jährlich wandern aber viele Heiden als Arbeiter zu, besonders aus China und deren nimmt sich natürlich die Mission eifrig an. Die Christen von Hawaii treiben auch eine eigene Mission in Mikronesien, auf welche wir gelegentlich der deutschen Kolonien zu sprechen kommen werden.

Das Wunder des Hawaii-Inselreiches ist der großartigste unter allen thätigen Vulkanen der Erde, der Kilauea. An ihn knüpft sich ein Ereignis, welches in der Missionsgeschichte von Hawaii von besonderer Wichtigkeit ist.

Zuerst eine kurze Beschreibung des Kilauea. Sein Krater, der die Gestalt eines Halbmonds bildet, hat einen Umfang von 3—4 Stunden und eine Tiefe von 900 Fuß und in diesem Kessel wogt ohne Unterlaß eine ungeheure bren-

nende Flut, die wallet und siedet und brauset und zischt und ihre kochenden Flammenwogen in feuriger Brandung beständig nach den Wänden hin und herrollt. Rings um den Rand des Kraters und mitten aus dem wallenden Feuersee steigen 52 kegelförmige Inselchen von verschiedener Größe und Gestalt empor, von denen jedes wieder seinen eignen Krater hat. Etwa die Hälfte dieser Krater stoßen fortwährend Säulen von grauem Rauch aus oder Pyramiden von helleuchtenden Flammen, während die andern Ströme von Lava ausspeien, die als Feuerbäche in die große kochende Masse des Hauptkraters sich ergießen. Besonders wenn die Dunkelheit hereinbricht, ist das majestätische Schauspiel von furchtbarer Schönheit. Die schweren Dünste, die meist während des Tages über den Vulkan sich lagern, sind dann verschwunden, der ganze Himmel ist wie von einem starken Nordlichte gerötet, und auf der bewegten Fläche des helleuchtenden Feuersees tanzen die zitternden Flammen, bald glänzend in schwefelichem Blau, bald in glühendem Rot und werfen ihre zauberischen Lichter auf die dunkeln Seitenwände des Kraters. Aber wehe, wenn es zu einem Ausbruch kommt! Gleich riesigen Springbrunnen steigen dann die Lavasäulen in die Höhe, die des Hauptkraters bis zu 300 Fuß und stürzen wie das weißglühende Metall aus einem Schmelzofen wasserfallartig und brausend wie die Meeresbrandung in Zickzacklinien über die hohen Felsen hinab, so schnell, daß das Auge dem Laufe dieser Lavaströme kaum zu folgen vermag. Meilenweit bildet dann die feurige Masse nur eine Kette von Stromschnellen und Wasserfällen, die von der Höhe aus wie eine riesige feurige Schlange erscheinen, die um die Berge sich windet und alles, alles verheert, was ihr im Wege liegt, bis sie entweder zischend ins Meer sich ergießt oder im Laufe erstarrt.

Diesen majestätischen und verheerenden Feuerschlund hielten die Insulaner für den Wohnsitz einer mächtigen und furchtbaren Gottheit, der Pele, der Göttermutter. Niemand wagte in den Umkreis des Berges zu kommen, ohne die Pele mit Opfern sich günstig gestimmt zu haben. Der Berg selbst aber war unnahbar für alle außer für die Priesterinnen der Pele. Auch als das Evangelium bereits ungehindert gepredigt werden durfte, blieben die Insulaner in Furcht des Todes Knechte der Göttin Pele. Diese knechtische abergläubische Furcht konnte nicht anders gebrochen werden, als daß jemand den Mut hatte, dem Sitze der Göttin sich zu nahen, und zurückkehrte, ohne daß ihm ein Leids geschehen war.

Und diesen Mut hatte ein Weib. Kapiolani ist ihr Name. Sie stammte aus königlichem Geblüte und war die Gemahlin eines angesehenen Mannes unter den Vornehmen des Reiches. Als die Missionare sie 1820 zuerst erblickten, saß sie auf einem Felsen und salbte ihren Körper mit Öl. Damals war sie eine sehr abergläubische und dem Sinnengenuß ergebene Frau, die auch zwei Männer hatte. 1825 war sie noch nicht getauft, obgleich sie das Evangelium gern hörte und von Herzen liebte, ihre Doppelehe aufgelöst und durch ihre anständige Kleidung und ihr reinlich und wohnlich eingerichtetes Hauswesen bewiesen hatte, daß das Christentum seine umwandelnde Macht bereits an ihr auszuüben begonnen. „Wenn ich von Christo predigen höre,“ erklärte sie schon damals, „dann geht mein Geist hinaus zu ihm, und wenn ich vom Himmel höre, dann geht mein Geist in den Himmel.“ Ein andermal sagte sie: „Ich habe zwei Seelen, eine gute und eine böse. Die eine sagt, Gott ist sehr gut, die liebt Gott und betet zu ihm und liebt Jesum und liebt die Predigt und die Unterhaltung über gött-

liche Dinge. Die andre sagt, es nützt nichts, zu Gott zu beten, in die Kirche zu gehen und den Sonntag zu feiern.“ Nun, diese Frau, von der die Missionare, als sie 1841 starb, erklärten, sie sei die entschiedenste und innerlich gebildetste Christin auf Hawaii gewesen, beschloß die abergläubische Furcht vor der Pele zu brechen. Ihre ganze Umgebung, auch ihr Gatte, widersetzte sich dem kühnen Plane, allein Kapiolani erwiderte: „Komme ich um, so mögt ihr an die Pele glauben, aber wenn nicht, so müßt ihr euch zum Evangelio bekehren“ und machte sich auf den Weg.

Als die mutige Frau an den Fuß des Feuerberges kam, trat ihr drohend eine Priesterin der Pele in den Weg, die sichern Tod in Aussicht stellte, wenn sie es wage, ohne Sühnopfer das geweihte Gebiet zu betreten. „Wer bist du?“ fragte Kapiolani. „Eine, in der die Göttin wohnt,“ lautete die Antwort. „So bist du weise und kannst mich lehren, komm, setze dich zu mir.“ Mit diesen Worten bot ihr Kapiolani einige Erfrischungen an, aber die Priesterin erklärte: „Ich bin ein Gott, ich werde nichts genießen.“ Dabei hielt sie in ihrer Hand ein Stückchen Tapa, eine Art Tuch aus Bast bereitet, und sagte: „Das ist das Palapala (Schrift) der Göttin Pele.“ „So lies es uns doch vor.“ Nach langer Weigerung hielt sich das Weib das Stück Tuch vor das Gesicht und murmelte einen Strom unverständlicher Laute, erklärend, dies sei die Sprache der Götter. Als sie geendet zog Kapiolani eins der neugedruckten christlichen Bücher hervor und sagte: „Ich habe auch ein Palapala, so gut wie du; ich will dir jetzt eine Botschaft des wahrhaftigen Gottes vorlesen, die sollst du auch verstehen können.“ Als sie gelesen und das Gelesene auch erklärte, senkte die Priesterin den Kopf und erklärte, die Göttin habe sie verlassen.

Ermutigt durch diesen ersten Sieg und durch das Eintreffen eines Missionars, der von ihrem Unternehmen gehört hatte und sie begleiten wollte, stieg Kapiolani von einer Anzahl Eingeborner gefolgt nun den Berg hinan und eilte direkt dem Rande des Kraters zu. Hier wandte sie sich an ihr Gefolge und sprach in ruhig ernstem Tone: „Jehova ist mein Gott. Er ists, der diese Feuer angezündet. Ich fürchte mich nicht vor Pele. Wenn der Zorn Peles mir etwas zu leide thut, dann mögt ihr euch vor ihrer Macht fürchten. Wenn ich aber unter dem Schutze Jehovas bin, auf den mein Vertrauen steht, und er mich bewahrt, indem ich Peles Tabu[1]) breche, so habt ihr Jehova, den Herrn der Heerscharen zu fürchten und ihm allein zu dienen. Alle Götter Hawaiis sind eitel und nichts.“ Dann goß sie Wasser in die wallende Glut und ließ die Stimme ihres Lobliedes auf den lebendigen Gott sich vermischen mit dem Tosen und Zischen der vulkanischen Dämpfe, welche der kochende Krater ausstieß. — Mit dankerfülltem Herzen kehrte die tapfre Frau unverletzt von dem gefürchteten Göttersitze zurück und der alte Zauberbann war gebrochen.

2. Die Gesellschaftsinseln (Tahiti). Voller landschaftlicher Schönheiten, aber ihre Bewohner die unsittlichsten von allen Polynesiern. Auf den Begräbnisstätten brachten sie den Göttern auch Menschenopfer und den Kindermord übten sie in der ausgedehntesten Art.

---

[1]) Tabu wird eine Sache, wenn sie für den Göttern geweiht erklärt worden ist und darum nicht berührt werden darf.

1797 begann die Londoner Mission ihr Werk, lange ohne jeden Erfolg; 1813 opferten die Heiden einen Christen ihren Göttern und verbrannten das christliche Bethaus; 1815 kam es zu einem Kriege zwischen Heiden und Christen, in welchem die letzteren siegten; 1819 wurde König Pomare getauft. Bereits war die Insel christlich geworden, da drangen, von französischen Kriegsschiffen unterstützt, 1836 die Jesuiten ein und stifteten — wie auf vielen andern evangelischen Missionsgebieten — viel Verwirrung. Aber obgleich die Inseln jetzt (infolge himmelschreiender Gewaltthat!) französisch sind und der Romanismus zur Staatsreligion erhoben ist, so haben doch $^{19}/_{20}$ der Bevölkerung fest gehalten am evangelischen Glauben. An die Stelle der Londoner Missionare haben aber (evangelische) Pariser treten müssen.

Unter den westlichen Gesellschaftsinseln ist zu merken Rajatea, der einstige Wohnsitz des berühmtesten Südsee-Missionars, John Williams (vgl. IV. zu Kap. 9); und unter den benachbarten

3. Herveyinseln: das christliche Rarotonga, wo sich eine stattliche Evangelistenschule befindet, aus welcher schon manch tapfrer eingeborner Missionar auf nähere und fernere heidnische Inseln ausgezogen ist.

In der letzten Zeit besonders nach Neuguinea, wo im Südosten der Insel Londoner Missionare thätig sind. Einige der Südseeevangelisten sind dort von den wilden Eingebornen getötet worden, andre dem Klima zum Opfer gefallen. Man feierte auf Rarotonga gerade das jährliche Missionsfest 1881, als die Kunde eintraf, die Eingebornen von Neuguinea hätten zehn christliche Evangelisten mit Frauen und Kindern ermordet. Alles war tief bewegt; da stand ein junger Mann, ein Zögling der Missionsschule, auf und sagte: „Einige der Unsern sind in Neuguinea von den Heiden umgebracht worden. Es ist gut so; sie sind auf dem Schlachtfeld gestorben im Dienste des Herrn. An ihre Stelle aber müssen andre treten. Hier bin ich; sendet mich für die Toten.“ Bald machten sich acht solcher tapfrer junger Männer mit ihren Frauen aus Rarotonga und Rajatea auf den Weg. Sie reisten über Sydney in Australien. Beim Abschiede von dort sprach einer: „Freunde, wir gehen in ein Land der Finsternis mit dem Lichte des Wortes Gottes. Er kann machen, daß es scheint in die Herzen des Volkes von Neuguinea, wie er es in unsre Herzen hat scheinen lassen. Unser Werk ist schwer, aber Gott kann uns schützen und — wir fürchten uns nicht.“

4. Die Samoainseln. Auch eine fast ganz christliche Inselgruppe. Früher berüchtigt und gemieden wegen der Wildheit ihrer Bewohner, jetzt ein Sammelpunkt der Kaufleute aller Nationen, leider aber auch ein Zankapfel derselben — sehr zum Schaden des Friedens auch unter den Eingebornen.

5. Die Tongainseln. Die ganze Bevölkerung ist längst christlich geworden. An ihrer Spitze stand der bekannte König Georg, vielleicht „der beste Mann der Südsee," der sein Volk vortrefflich regierte und die Mission auf jeder Seite förderte. Vor einigen Jahren ist er, wohl 100 Jahre alt, gestorben, und selbst liberale Zeitungen, die sonst der Mission keine Loblieder singen, haben ihm ehrenvolle Nachrufe gewidmet.

6. Die Witiinseln. Hier fand die christliche Mission, als sie 1835 ihr Werk begann, ein sehr wildes Volk vor, dessen Hauptgeschäft der Krieg und das der Menschenfresserei in grauenhafter Weise ergeben war. Die ersten Missionare, welche unter diese Kannibalen sich wagten, wurden gezwungen zuzuschauen, wenn in den großen Öfen nicht bloß die gefangenen Feinde sondern auch die eignen Frauen und Mädchen massenhaft gebraten wurden. Bezeichnend für den Geist, der damals die Witiinsulaner beherrschte, sind folgende Geschichten. 1. Wie der König Thakombau zu seinem Namen kam und 2. wie sein Freund Werani sich rächte.

Im Jahre 1831 war eine Verschwörung gegen seinen Vater Tanoa, den „König von Mbau", ausgebrochen, doch hatte derselbe durch rechtzeitige Flucht sein Leben gerettet. Sein Sohn Seru war damals fast noch ein Knabe, und die Verschwornen ließen ihn leben, weil er ihnen unschädlich schien. Aber nach sechs Jahren gelang es Seru, sich Mbaus wieder zu bemächtigen und die Feinde seines Vaters zu besiegen. Einer der Rädelsführer fiel lebendig in Serus Hände. Der junge Häuptling befahl, ihm die Zunge auszuschneiden, verzehrte sie roh und verspottete den Verstümmelten, bis er endlich getötet und aufgegessen wurde. Zur Feier des Sieges wurden auch die übrigen Gefangenen gebraten und verzehrt. Zur Erinnerung an diese That wurde Seru fortan Thakombau genannt, d. h. Mbau ist zornig.

Solchen Zornes war auch Werani fähig. Einst wurde eine seiner Frauen fälschlich angeklagt, daß sie mit einem jungen Manne in ehebrecherischer Verbindung stehe. Werani selbst glaubte nicht an die Wahrheit dieser Beschuldigung, aber er fühlte sich durch dieselbe entehrt. Zuerst entbrannte sein Zorn gegen das arme Weib, das die Zusammenkunft der angeblich Schuldigen vermittelt haben sollte. Ohne weiteres erschlug er sie, briet den Leichnam und verzehrte ihn. Dann suchte er Rache an dem ganz unschuldigen jungen Manne zu nehmen, der Schutz im Hause eines Missionars gefunden, und schwur, daß er sein Herz verzehren müsse. Es wurde ein Mörder gedungen. Dieser, ein Freund des jungen Mannes, lockte ihn verräterischerweise aus seinem Zufluchtsorte und tötete ihn unversehens durch einen Keulenschlag. Aber der Missionar bemächtigte sich des Leichnams und begrub ihn, stellte auch eine Wache an das Grab, so daß Werani seinen Schwur nicht halten konnte.

Und dieser Werani wurde ein treuer Christ und tapfrer Gehilfe der Missionare; auch Thakombau ließ sich später taufen, doch

hat sein Ehrgeiz noch manchen blutigen Kampf verursacht. Jetzt nach 50jähriger Missionsarbeit ist Witi christlich. Kirchen und Schulen giebt es in großer Menge, und Eingeborne sind als Prediger und Lehrer an ihnen thätig. Die heilige Schrift ist in die Witi-Sprache übersetzt und in vielen tausenden von Exemplaren verbreitet. Friede und Sicherheit des Lebens und Eigentums herrscht allgemein. Der Kannibalismus ist verschwunden und keine Witwe wird mehr erdrosselt, wie das in der heidnischen Zeit die Regel war. Und eins nicht zu vergessen. „Ich war in hunderten von Witihäusern," bezeugt der englische Gouverneur Gordon, „und ich habe keins gefunden, in dem nicht morgens und abends Familiengottesdienst gehalten wurde." Jetzt sind die Witiinseln eine englische Kolonie.

Es sind jetzt vielleicht 40 Jahre her, da litt ein englisches Schiff etwa 100 Stunden von Witi Schiffbruch. 39 Matrosen flüchteten sich in ein Boot, aber das Schiff versank, ehe sie sich mit Lebensmitteln hatten versehen können. Auf elende Weise fristeten sie ihr Leben, indem sie einige Haifische erlegten und mit einem Stück Segeltuch einiges Regenwasser auffingen. Todesmüde erblickten sie endlich eine Küste. Sie vermuteten, daß es die von Witi wäre und hielten sich für verloren, weil sie wußten, daß die dort wohnenden Kannibalen die Schiffbrüchigen zu töten und zu fressen pflegten. Dennoch krochen sie ans Land. Plötzlich rief einer von ihnen: „Gerettet, Jack, da ist eine Bibel!" Und er irrte sich nicht, indem er die Bibel als sichre Bürgschaft dafür nahm, daß ihnen hier kein Leids geschehen werde. Die Bibel hat die Witier Barmherzigkeit gelehrt gegen die Schiffbrüchigen.

Im Jahre 1875 hatte die Australische Missionsgesellschaft der Wesleyaner den Beschluß gefaßt, eine neue Mission auf dem bis dahin fast noch ganz unbekannten und von einem als besonders wild verschrieenen Volke bewohnten, im Osten von Neuguinea gelegenen, jetzt zu Deutschland gehörigen Neubritannien-Archipel anzufangen. Es sollten für diese neue Unternehmung aus den Eingebornen auf den bereits christlich gewordenen Inseln Freiwillige aufgerufen werden, Darum begab sich der Missionar Brown auch nach Witi, um sich von da Mitarbeiter zu holen. Er kam zu einer sehr ungünstigen Zeit, denn die Inseln waren eben von einer furchtbar verheerenden Masernepidemie heimgesucht worden, welche etwa den dritten Teil der gesamten Bevölkerung weggerafft hatte. Gegen 35 000 Christen waren gestorben und unter ihnen viele eingeborne Lehrer und Prediger, so daß in Witi selbst Mangel an Arbeitskräften herrschte. Dennoch erklärten sich sämtliche Zöglinge des Seminars bereit, auf den gefährlichen Posten in Neubritannien zu gehen. Brown erwählte sich sechs verheiratete und drei ledige Insulaner und war eben im Begriff mit dieser Schar abzureisen, als sich der englische Kolonial-Sekretär ins Mittel legte, um die Leute in ihrem Entschluß wankend zu machen und sie auf Witi zurückzubehalten. Der Vertreter der Regierung sagte ihnen durch seinen Dolmetscher u. a. folgendes: „Ich habe gehört, daß ihr nicht freiwillig geht und daß man euch in Unkenntnis gelassen hat über die wirklichen Zustände auf Neubritannien. Wenn etliche von euch fortgehen und

vielleicht getötet werden, so wird die hiesige Regierung von der heimatlichen Behörde darüber zur Verantwortung gezogen. Ich wünsche daher über das Land, in das ihr gehen sollt, euch selbst die nötigen Mitteilungen zu machen und dann eure Meinung aus eurem eignen Munde zu hören. Das Volk, unter das ihr gehen sollt, besteht aus Menschenfressern und ist äußerst grausam: die Inseln sind ungesund, so daß fast jeder, der sie besucht, von einem gefährlichen Fieber ergriffen wird; die Nahrung ist spärlich und wenn ihr auch Speise mit euch nehmt, so ist das doch nicht die Nahrung, die ihr gewohnt seid. Ihr werdet auf mehrere Monate allein und ohne allen Schutz gelassen werden. Jetzt antwortet, entweder einzeln oder einer im Namen aller."

Darauf ergriff einer von ihnen, Armenio, in tiefer Bewegung das Wort und sagte: „Wir sind nicht im mindesten überrascht durch das, was wir eben gehört haben. Es ist das für uns nichts Neues; wir haben es alles längst erfahren aus dem Munde der Missionare, bevor sie uns zu diesem Werke aufgefordert. Wir haben diese Sache reiflich in unserm Herzen überlegt. Kein Mensch hat einen Zwang auf uns ausgeübt. Wir haben uns durchaus aus freiem Entschluß diesem Werke geweiht. Wenn wir sterben, so sterben wir und wenn wir leben, so leben wir." Und diese Erklärung gaben sie auf Verlangen dann auch schriftlich. Natürlich ließ sie der Beamte dann gehen.

7. Eromanga. Außer auf den bereits fast gänzlich christianisierten Loyalitätsinseln treibt die evangelische Mission in Melanesien auf den Salomoinseln und besonders auf den Neuhebriden und in Neuguinea ihr Werk. Die Neuhebrideninsel Aneityum ist ganz christlich. Dem hier thätig gewesenen Missionar Geddie konnte die schöne Grabinschrift gesetzt werden:

Als er hierher kam, gab es keinen einzigen Christen auf der Insel;
Als er starb, gab es keinen einzigen Heiden mehr.

Traurig berühmt als eine Mörder- und Märtyrerinsel unter den Neuhebriden ist das kleine Eromanga. Hier wurde am 19. November 1839 nach 22jähriger gesegneter Thätigkeit der Apostel der Südsee, John Williams, mit einem Begleiter erschlagen aus Rache für irgend eine Schandthat, welche weiße Männer an den Eingebornen begangen hatten. Schon 1840 landeten zwei christliche Lehrer von Samoa um den Mördern ihres teuren „Vaters" Williams das Wort von der Versöhnung zu verkündigen. Aber die Eromanganer hielten sie in einer Hütte eingekerkert, und wenn nicht ein mitleidiger Mann ihnen heimlich Speise gebracht hätte, so wären sie verhungert. Als das Missionsschiff ein Jahr später wieder kam, mußten sie die Insel verlassen. Erst 1852 konnte man eine neue Sendung wagen, abermals eingeborne Südseeinsulaner. Einer derselben hieß Akatangi. Dessen hübsche Geschichte will ich zuvor erzählen.

Eines Abends im Jahre 1840 saß der Missionar Gill auf Rarotonga in seinem einfachen Studierstübchen, als ein brauner Knabe zu ihm kam, der ihm den Wunsch aussprach, daß er auch gern etwas für „das Haus Gottes“ thun möchte. Verwundert fragte ihn der Missionar: „Wie meinst du das?“ „O,“ lautete die Antwort, „ich könnte ja die Glocke läuten.“ Damals gab es freilich noch keine eigentlichen Glocken auf der Insel, sondern man bediente sich statt ihrer eines ausgehöhlten Stückes harten Holzes, das an einem Gerüste aufgehängt und mit einem Stabe von Eichenholz geschlagen wurde. Der Missionar, der sich des muntern Knaben freute, erfüllte seinen Wunsch und stellte ihn als Glöckner an, und Akatangi that seinen Dienst mit musterhafter Treue. Zwei Jahre später errichtete Gill eine höhere Unterrichtsanstalt, für welche er die tüchtigsten Schüler aus der Dorfschule auswählte. An Akatangi aber hatte er nicht gedacht. Sehr betrübt kam da am Abend der junge Glöckner abermals zu ihm und bat, doch auch ihn mit in die neue Schule herüber zu nehmen, sein Wunsch zu lernen sei gar zu groß und sein Vater werde schon die Einwilligung geben. Auch dieser zweite Wunsch ward ihm erfüllt, nachdem die eingezogenen Erkundigungen befriedigend ausgefallen waren. Wieder war einige Zeit vergangen, während welcher Akatangi fleißig gelernt hatte, da machte er dem Missionar wieder einen Abendbesuch. „Ich habe,“ brachte er schüchtern heraus, „einen kleinen Gedanken, über den ich gern mit dir spräche.“

„Nun — der wäre?“

„Ich möchte gern ein Mann Gottes werden.“

„Aber das ist kein kleiner, sondern ein recht großer und guter Gedanke. Gott will, daß wir alle Männer Gottes werden.“

„Nun, Lehrer, ich meine, daß ich als ein volles Kirchenglied (d. h. als Abendmahlsgenosse) in die Gemeinde Gottes aufgenommen werde.“

„Das allein macht dich aber noch nicht zu einem Manne Gottes.“

„Nein, nein, das weiß ich wohl. Ich habe mich selbst dem Herrn schon längst übergeben und nun wünschte ich, mich auch seinem Volke anschließen zu dürfen.“

Da sich Akatangi untadelig führte und der Missionar sich ebensowohl von der Reife seiner christlichen Erkenntnis wie von der Aufrichtigkeit seiner Gottesfurcht überzeugte, so wurde er nach einigen Monaten unter die Abendmahlsgenossen aufgenommen.

Wieder war eine längere Zeit vergangen, als der mittlerweile zum Jüngling herangewachsene Glöckner dem Missionar einen vierten Abendbesuch machte. „Ich bin nun lange genug unterrichtet worden,“ sagte er, „und für alles, was ich gelernt habe, von Herzen dankbar. Aber ich habe noch einen Wunsch. Ich möchte mich gern dem Werke Gottes unter den Heiden weihen. Bitte, wenn du mich für tauglich hältst, nimm mich ins Lehrerseminar auf.“ Nach einigen Wochen war Akatangi Seminarist und trieb mit großem Eifer seine Studien. Da kam das Jahr 1852, in welchem neue Lehrer nach den Neuhebriden gesandt und auch auf Eromanga ein neuer Missionsversuch gemacht werden sollte. Akatangi wurde mit noch einem jungen Rarotonganer für die letztere Insel bestimmt, und er weinte vor Freuden, als er von diesem Beschluß Kunde erhielt. Aber der Missionar merkte ihm an, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte und fragte ihn: „Hast du noch einen Wunsch?“ Zögernd kam die Antwort: „Wenn es keine Schwierigkeiten macht, so möchte ich mich gern verheiraten.“

„Hast du denn schon eine Braut?"

„Ich habe an Maria gedacht."

„Und hast du auch schon mit ihr gesprochen?"

„Nein, ich habe sie nur oft angesehen." Da dem Missionar die Maria eine geeignete Gehilfin zu sein schien, so gab er die Erlaubnis, ihr einen bestimmten Heiratsantrag zu stellen und Akatangi richtete an sie folgenden Brief: „Ich, Akatangi bin dazu bestimmt worden, als Missionar zu den Heiden zu gehen, nach den finstern Landen im Westen. Ich habe dich schon lange angesehen und nun wünsche ich, daß du mit mir gehst. Wenn du Jesum liebst, wenn du die Heiden liebst und wenn du mich liebst, so laß uns miteinander gehen. Denke darüber nach und laß mich dann deinen Sinn wissen. Segen über dich von Jesus. Amen." Akatangi erhielt das gewünschte Jawort, bald wurden beide getraut und nun gings nach Eromanga.

Nun, dieser Akatangi mit seinem Kollegen fand freundlichere Aufnahme auf Eromanga. Er entdeckte auch den Mörder von Williams, welcher traurig darüber war, daß der von ihm Erschlagene ein Mann Gottes gewesen. 1858 landete ein amerikanischer Missionar, Gordon, mit seiner Gattin. Schon schien es, als wolle es Licht werden über der dunkeln Insel, da kam 1861 die Schreckenskunde: die wilden Eromanganer haben auch Gordon mit seiner Frau ermordet und die Südseelehrer vertrieben. Aber nicht lange lag das blutbefleckte Banner des Kreuzes am Boden. Ein leiblicher Bruder des Ermordeten hob es mutig auf. 1864 betrat er das Land und that in hingebendster Liebe alles, was er nur konnte, um die Herzen der Mörder seines Bruders zu gewinnen. Und wie es schien, gelang es ihm auch. Da wurde auch er 1872 von einem Eromanganer erschlagen! Aber auch über seinem Grabe erstand ein neuer Streiter, ein Mann, der bis dahin als Kolonist auf Aneityum thätig gewesen und hier durch den jüngern Gordon zum Glauben gebracht worden war, Robertson. Ihm endlich gelang es, dem Evangelio dauernd Eingang zu verschaffen auf Eromanga. 1879 wurde eine Gedächtniskirche zum Andenken an die fünf Märtyrer eingeweiht. Ein Sohn des Mörders von Williams sprach das Weihegebet. Und heute giebt es auf der Insel bereits mehr als 1000 Christen, fast die Hälfte der Bevölkerung.[1])

8. Neuguinea. Hier giebt es eine dreifache Mission: eine kleine holländische im Nordwesten (an der Doreh-Bai) seit 1855 und eine bedeutendere englische im Südosten der großen Insel, seit 1871; eine deutsche in Kaiser Wilhelmsland, die allerdings noch

[1]) Ein sehr anschauliches Bild von den Gefahren und Schwierigkeiten, welche mit der Neuhebriden-Mission verbunden sind, giebt die fesselnde Selbstbiographie des Missionars Paton (sprich: Pehten). Leipzig 1891.

sehr jung ist. Alle drei haben einen schweren Anfang und unter dem Klima wie unter der Wildheit und dem Stumpfsinn der Eingebornen viel zu leiden gehabt. Die holländische, in welcher auch einige deutsche Männer (Geißler[1]) und Ottow) thätig gewesen, hat bis jetzt nur geringen, die englische dagegen verhältnismäßig großen Erfolg erzielt. Zum großen Teil liegt das daran, daß die letztere eine ganze Schar eingeborner Südseelehrer (heut 60) auf ihren vielen (jetzt über 30) Stationen in den Missionsdienst gestellt hat. Die englischen Missionare (14) sind nur die Offiziere dieses Heeres. Trotz der Wildheit der Insulaner gehen die Missionare stets ohne Waffen zu ihnen und allmählich hat dieses Vertrauen Frucht geschafft. 3000 Kinder besuchen jetzt ihre Schulen. Überall sind sie bekannt als die Friedensmänner. Der erste Erfolg, welchen die Mission unter Leuten, wie die Eingebornen von Neuguinea sind, erzielt, besteht nicht in Bekehrungen, sondern in allerlei Beeinflussungen mehr äußerlicher Art, in der Sänftigung der Wildheit, Beseitigung der rohen Sitten, Schonung des Menschenlebens u. dgl. Ich will das an einem Beispiel klar machen.

Auf der Insel Saibai in der Torresstraße — zwischen Neuguinea und Australien — wurde die erste Missionsstation errichtet. Die Eingebornen waren sogenannte Schädeljäger, d. h. sie unternahmen häufig Jagden unter den Küstenstämmen von Neuguinea, um Menschenschädel zu erbeuten, die ihnen als die größten Siegeszeichen gelten. Im Jahre 1877, also nach etwa sechsjähriger Missionsarbeit wurde eine kleine Kapelle auf dieser Insel eingeweiht und bei dieser Gelegenheit versprachen die Insulaner, die Schädeljagden aufzugeben. Der Missionar legte diesem Versprechen kein zu großes Gewicht bei, aber er freute sich doch darüber als über einen ersten Erfolg der Missionsarbeit, und der eingeborne Lehrer sagte zu ihnen: „Wenn ihr das Christentum annehmen wollt, so müßt ihr thun, was wir gethan haben; anstatt die Leute zu bekriegen und zu töten, die zu euch kommen, müßt ihr ihnen Geschenke geben, und wenn ihr dann zu ihnen geht, geben sie euch wieder Geschenke.“ Bald darauf kamen Leute vom Flyflusse (sprich Flei) auf Neuguinea, die als besonders wilde Krieger verrufen waren, um ihren alten Feinden auf Saibai einen Besuch zu machen. Da sagten diese zu den Flyflußleuten: „Hier ist kein Krieg mehr, wir sind Christen.“ Aber die Flyflußleute dachten, wenn die Sonne scheint, läßt sich am besten Heu machen, sie nahmen die Geschenke an, plünderten dann die Pflanzungen, füllten mit der Beute ihre Boote und fuhren des Nachts davon. Aber das war denn doch zu viel für das Christentum der Saibaianer. Sie rüsteten also auch ihre Boote und jagten den Räubern nach. Als sie sie erreichten, schossen sie aber nicht auf sie mit ihren vergifteten Pfeilen, wie sie früher gethan, sondern sie sprangen ins

[1]) Siehe Baltin: „Morgenröte auf Neuguinea. Mitteilungen aus dem Leben des Missionars Joh. Gottlob Geißler.“ Kaiserswerth. 1878.

Wasser rissen die Ausleger von den Boten, und warfen die Bananen und Kokosnüsse heraus, daß sie herumschwammen. Dann sagte ein Häuptling von den Saibaianern: „Seht, ihr Flyflußleute, wären wir nicht Christen geworden, so hätten wir euch jetzt getötet. Aber wir haben das Christentum angenommen und unser Lehrer sagt uns, daß wir denen Gutes thun sollen, die uns beleidigen.“ Dann richtete er einige Worte an diejenigen, welche die Früchte sammelten und schloß: „Jetzt geht nach Hause und nehmt euch in acht, daß ihr das nicht noch einmal thut.“ Ich denke, man darf mit einem solchen ersten Missionserfolg schon zufrieden sein.

Auf die deutsche Neuguinea-Mission kommen wir in dem Kap. über die deutschen Kolonien zurück.

9. Australien. Hier lebt nur noch ein sehr kleiner Teil der Eingebornen. Die eingewanderten Weißen — und nicht bloß die Verbrecher, welche England anfänglich hierherschickte — haben sich an den allerdings kulturell tief stehenden Eingebornen wie die Teufel betragen. In dem benachbarten Tasmanien haben sie dieselben bis auf den letzten Mann ausgerottet. Man hat sie niedergeschossen wie wilde Tiere, ja man hat förmliche Treibjagden auf sie angestellt. Im Jahre 1830 fand ein großes Kesseltreiben statt, an welchem sich über 3500 Kolonisten und 300 Soldaten beteiligten.

In Australien ließ sich kein Viehhüter die Gelegenheit entgehen, einen Eingebornen niederzuschießen wie ein gefährliches Raubtier, wo sich ihm eine solche darbot. Einige Peitschenhiebe erschienen als genügende Sühne, wenn jemand einen farbigen Knaben verstümmelte, z. B. ihm Ohren und Nase abschnitt oder den kleinen Finger abhackte, um ihn als Pfeifenstopfer zu gebrauchen . . . Die Kolonisten verbanden sich untereinander und unternahmen in der Nachbarschaft der Städte und der größeren Besitzungen Exkursionen in die Wälder, um die feindlichen Stämme zurückzutreiben, wie sie sagten, in der That aber, um sie zu vernichten. Die Grausamkeiten, die bei diesen Zügen vorkamen, sind geradezu haarsträubend. So wurde einst ein Trupp Schwarzer, Männer, Weiber und Kinder, durch ihre Feuer entdeckt und eine Anzahl Kolonisten bewaffneten sich alsobald, um sie — wie der Kunstausdruck lautete — zu verjagen. Unbemerkt kamen sie bis dicht an das Lager, als die Hunde der Australier Lärm machten. Die Eingebornen sprangen auf, aber im selben Augenblick stürzte auch schon ein Teil derselben tödlich getroffen wieder zusammen und alle, welche sich nicht vor dem Scheine ihrer eignen Feuer verbergen konnten, wurden geschlachtet. Ebenso ging es den Weibern, die sich nicht zeitig durch die Flucht retteten. Als die Schlacht gewonnen war, fand man noch ein kleines Kind, das am Boden dahinkroch. Einer der europäischen Unmenschen ergriff es bei den Füßen und schleuderte es ins Feuer.

Auch hier war es der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses mußt gebären. Wie man in dem entvölkerten Westindien afrikanische Sklaven einführte, so raubte man Eingeborne von den verschiedenen Südseeinseln für Australien (und dann auch für andre Kolonien), als es der wachsenden europäischen Einwandrung an Arbeitern mangelte. Später wurde dieser Arbeiterraub als „Arbeiter-

handel" allerdings einigermaßen unter Kontrolle gestellt, aber auch so blieb er eine Quelle von Unmenschlichkeiten und Betrügereien. — Es ist eine Arbeit von viel hingebender Liebe, Ausdauer und Selbstverleugnung, welche die christliche Mission an den geringen Resten der aussterbenden australischen Stämme treibt. Besonders die evangelische Brüdergemeinde hat sich mit großer Treue dieser Ärmsten angenommen und auf mehreren Stationen sehr erfreuliche Erfolge erzielt.[1]) Seit einer Reihe von Jahren haben Hermannsburger Missionare am Finkeflusse sich auch der tief im Innern des Landes hausenden Stämme erbarmt und beginnen jetzt nach langer Geduldsarbeit einige Früchte ihrer Mühe zu ernten.

10. Neuseeland. Auch hier hat der Zusammenstoß der weißen Einwandrer mit den Eingebornen zu vielen Ärgernissen geführt. Besonders die Mißverständnisse bezüglich der Landkäufe haben zu langen und blutigen Kriegen geführt, in denen natürlich die Eingebornen zuletzt immer unterlegen sind. Die Mission hat schon 1814 ihre mühsame Arbeit begonnen, aber erst in den 30er Jahren größere Erfolge erzielt. 20 Jahre später war die Nordinsel bereits fast ganz für das Christentum gewonnen, da machte der durch die traurigen Kriege entflammte Haß gegen die Weißen viele wieder von ihrem Glauben abwendig und erzeugte eine aus Christentum und Heidentum seltsam zusammengebraute Mischreligion, den Hauhauismus, dessen Macht jetzt jedoch wieder zu schwinden beginnt. Die Gesamtzahl der Maorichristen beträgt heute über 25 000. Daß es unter denselben nicht an Männern fehlt, über welche das Evangelium eine große Macht gewonnen hat, beweist folgende Geschichte.

Kurz vor seiner 1874 erfolgten Besuchsreise nach England versammelte Miss. Taylor (sprich Tehler) alle durch seinen Dienst gläubig gewordenen Neuseeländer. Die in der ganz gefüllten Kirche gehaltene gottesdienstliche Abschiedsfeier schloß mit dem gemeinsamen Genusse des heiligen Abendmahles. Als die erste Reihe am Tische des Herrn kniete, erhob sich ein Mann, der sich am Ende derselben befand und ging durch die ganze Länge der Kirche zurück auf seinen Sitzplatz. Noch ehe sich aber Taylor von seiner Überraschung erholen konnte, kam der Mann zurück, kniete an der vorigen Stelle wieder nieder und empfing das Sakrament. Nach vollendeter Feier befragte der Missionar den Insulaner über dieses sonderbare Betragen und erhielt folgende Antwort: „Als ich an den Tisch herantrat, wußte ich nicht, neben wen ich zu knien kommen würde. Da sah ich

---

[1]) Vergl. Schneider: „Missionsarbeit der Brüdergemeine in Australien." Gnadau. 1882.

mich plötzlich an der Seite des Mannes, der vor wenigen Jahren meinen Vater erschlagen und sein Blut getrunken hatte und dem ich damals den Tod geschworen, sobald ihn meine Augen erschauen würden. Nun denken Sie sich, was ich empfand, als ich plötzlich neben ihm kniete! Es überkam mich mit furchtbarer Gewalt, ich konnte es nicht aushalten und begab mich daher auf meinen Sitz zurück. Aber als ich dort angekommen war, sah ich das obere Heiligtum und das große Abendmahl und glaubte eine Stimme zu hören: „daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt.“ Das überwältigte mich, ich setzte mich und zugleich glaubte ich ein ander Gesicht zu erblicken, ein Kreuz und einen Mann daran genagelt und ich hörte ihn sprechen: „Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun“ — da kehrte ich an den Altar zurück.“

IV. Amerika.

1. Grönland und Labrador. Die etwa 10000 Eskimo, welche Grönland bewohnen, sind durch den bereits 150jährigen Dienst der dänischen und brüdergemeindlichen Mission fast sämtlich Christen geworden. Dieser Dienst war durch die Stumpfheit der Bewohner noch schwerer als durch die Unwirtlichkeit des rauhen Landes. Besonders auf ihren Reisen in winterlicher Zeit haben die Missionare große Strapazen und Gefahren durchzumachen. In Labrador, wo es noch kälter ist als in Grönland, hat die Brüdergemeinde auf 6 Stationen etwa 1300 eingeborne Christen gesammelt, aber ihre Losung ist:

Unsre Reis durch Schnee und Eis
Geht auch um eine Seel allein.

Um die Mühsale der dortigen Mission ein wenig würdigen zu können, folge die Beschreibung einer solchen Reise.

Es ist Januar; 20, 25, wohl gar 30 Grad Reaumur kalt, aber der heftige Sturm hat den Schnee fest gefegt, es ist gute Bahn nach dortigen Verhältnissen. Der Hundeschlitten, jenes niedrige, lange und schmale Gestell, das notwendigste Erfordernis der Reise, ist gerüstet, ein Kasten ist hinten aufgebunden, außer Traktaten und heiligen Schriften den nötigsten Proviant und Hundefutter für einige Tage enthaltend. Viel bedarfs nicht, denn der Missionar ist mit seinen leiblichen Bedürfnissen auf die Gastfreundschaft angewiesen, so gut oder so schlecht ers eben trifft. Auf dem Schlitten liegt der Schlafsack aus Renntier- und Seehundsfell gearbeitet, — Reisedecke und Bett zugleich. In ihn schlüpft der Reisende, selbst in Seehundspelz (die Haare nach außen) gehüllt, an den Füßen die Pelzstiefel und über ihnen wohl noch leichte Schuhe aus Hundefell, die auch in der Nacht angezogen werden. Die sonderbaren, zu Zeiten höchst nötigen, und doch stets unbequemen Schneeschuhe sind nicht vergessen, ovale Rahmen $1^1/_2$ zu 2 Fuß groß, in der Mitte durch eine Holzschiene verbunden und wie Rohrstuhlsitze mit Streifen von Renntierleder ausgeflochten. Heulend harren, jeder an einem langen Riemen angeschirrt, die Hunde der Abfahrt. Ist

das Glück gut, so sinds 8—10 an der Zahl. Ein Eskimo mit langer kurzstieliger Peitsche ist bereit, als Begleiter und Führer des Schlittens bis zur nächsten Wohnung mitzugehen. Dort werden Führer und Hunde gewechselt.

Die Reiserüstung ist fertig, und fort geht es hinaus in die kalte einsame Öde, fort, wenn irgend möglich auf dem Seeeis, über die gefrornen Meeresbuchten hinweg, fort, wenns sein muß, auch auf dem Land über Thal und Hügel, dann aber sicherlich unter viel mehr Mühsal und Schwierigkeiten. Möglichst gerade geht es dem Ziel zu, ziemlich schnell, wenn der Weg gut ist, und die Hunde frisch sind, etwa eine Meile in der Stunde. Kommt der Wind von hinten, so wird wohl gar eine Art von Segel aufgespannt zu beschleunigter Fahrt. Geht es einen Abhang hinunter, abschüssig und steil, so werden die Hunde abgespannt, sausend fliegt der Schlitten hinab, von des Eskimo kundiger Hand gelenkt, leider nicht immer ohne ernstlichere Gefährdung; unten ist im lockeren Schnee ein Felsblock verborgen, in allen Fugen krachend stößt der Schlitten gegen den Fels, mit seinen Insassen stürzt er zur Seite, und nur der gnädigen Bewahrung Gottes ists zu danken, daß niemand verletzt und nichts Wesentliches zerbrochen ist, sonst hätte es mit der Weiterreise übel gestanden. Plötzlich wendet sich der Wind, er kommt von vorn, immer schauriger wird die Kälte, ein Sitzen auf dem Schlitten ist unmöglich, Eskimo und Missionar traben nebenher, um sich vor dem Erfrieren zu schützen, vor Augen und Mund legen sich Klumpen von Eis. Und dazu quält der Durst immer entsetzlicher, ein warmer Trunk ist nicht zu haben, Eis und Schnee wäre gefährlich zu kosten.

Am gefährlichsten ists, wenn Tauwetter eintritt; die Hunde ziehen den Schlitten kaum, mit der guten Bahn ists vorbei. Da gehts zu Fuß weiter, die Schneeschuhe versagen in dem nassen Schnee den Dienst, von außen bedrängt durch Sturm und Regen, von innen durchnäßt von Schweiß unter der Hülle der Pelzkleidung, geht die Reise langsam von statten. Voran schreitet zuletzt der Eskimo unermüdlich mit einem Stück Fleisch in der Hand, um die hungernden und müden Tiere vorwärts zu locken. Und noch schlimmer kommts, wenns über einen Meeresarm geht; das Eis zeigt sich morsch, knietief sinkt man ein, es ist Grundeis vorhanden, aber auch dem ist nicht zu trauen. Schlitten und Proviant sind bald durchnäßt, die eigene Kleidung trieft von kaltem Eiswasser, jeden Augenblick ist ein Versinken möglich, — aber Gottes schützende Hand führt endlich sicher auf festen Boden.

2. Die Indianer Nordamerikas. Auch diese Mission ist mit den traurigsten Erinnerungen an viele Schandthaten der Weißen verknüpft. Hätten die europäischen Einwandrer gegen die Eingebornen sich wie Christen betragen, so würde heute nicht nur ihre Zahl weit größer sein, sondern es auch keinen einzigen Heiden mehr unter ihnen geben. In dem ausgedehnten britischen Nordamerika treibt die Mission ein mühsames, aber erfolgreiches Werk, welches hoffentlich bald alle dort lebenden Indianer (zusammen etwa 140 000) in die christliche Kirche gesammelt haben wird.[1]) In den Ver-

[1]) Ein charakteristisches Specialbild aus dieser Mission in den „Geschichten und Bildern aus der Mission“ Heft 1: „Metlakatla, eine Hütte Gottes bei den roten Indianern.“

einigten Staaten leben vielleicht noch 270000 Indianer, von denen aber kaum 100000 evang. Christen sind. Jetzt, wo man endlich die Rothäute menschlicher behandelt, wird wohl auch die Mission größere Erfolge unter ihnen haben. — Die vielleicht 7 Millionen, jetzt sämtlich freien, Neger in den Vereinigten Staaten sind fast sämtlich Christen.

3. Westindien. Schon wieder ein schwarzes Blatt in der Kolonialgeschichte. Hierher — wie später nach dem Süden der Vereinigten Staaten — wurden seit Beginn des 16. Jahrhunderts die meisten aus Afrika entführten Sklaven verkauft und erst seit 1838 hat England den Anfang gemacht, die Sklavenketten zu brechen. Die Brüdergemeinde hat bereits 1732 hier ihre gesegnete Mission begonnen und zählt heute auf 8 Inseln etwa 40000 schwarze Christen. Die verschiedenen englischen Missionen sind erst später in die Arbeit eingetreten, haben aber trotz vieler Feindschaft der Pflanzer große Erfolge gehabt. Heut sind wenigstens 400000 der einstigen Sklavenbevölkerung Christen, wenn auch das Christentum vieler nicht gerade auf einer besonders hohen Stufe stehen mag; vermutlich ist die Zahl aber noch weit größer.

Als Johannes von Watteville im Jahr 1749 auf St. Thomas einen Besuch machte, führte ihn der Gouverneur an ein Fenster seiner Wohnung und fragte ihn, ob er sein Kastell schon gesehen? „Dort liegt es," sagte er und wies auf das bescheidene Missionshaus der Brüder hin, „das macht unsre Sicherheit auf dieser Insel aus. Wenn dieses Haus nicht wäre, könnte ich nicht wagen, eine Nacht ruhig außerhalb des Forts zu schlafen."

Als in Jamaika, Antigua und anderen westindischen Inseln Negeraufstände gegen die Weißen losbrachen, hat in mehr wie einem Fall die Mission den Sturm beschworen und, wo sie das nicht konnte, wie bei dem durch Waffengewalt unterdrückten Aufstand auf St. Croix im Okt. 1878, hat ihr Einfluß doch die hochgradige Erbitterung der Negerbevölkerung von Ausschreitungen zurückgehalten und die kopflose Regierung gerettet.

4. Suriname. Obgleich in Britisch Guyana die Zahl der Christen weit größer als im holländischen, d. h. in Suriname, so fesselt uns doch hier die nun fast 150 Jahr alte, opferreiche, geduldige Arbeit der Brüdergemeinde. Aus der sehr gemischten Bevölkerung, die aus alten Indianerresten, Negern, Hindus und Chinesen besteht, ist auf 22 Stationen eine Christenschar von 27800 gesammelt worden. In der Hauptstadt Paramaribo allein ist die christliche Gemeinde 10000 Seelen groß. Das tödliche Klima hat viele Opfer an Menschenleben gefordert. Von den seit 1738 bis 1882 nach Suriname gesandten 426 Männern und Frauen

sind 176 meist nach nur kurzem Aufenthalte vom Fieber hingerafft worden. Aber diese Liebe, die das eigne Leben zu opfern bereit war, hat auch eine große Macht über die sonst so zuchtlosen Suriname-Neger ausgeübt.

Als die niederländische Regierung in Suriname 1763 mit den Buschnegern Frieden geschlossen hatte, sprach sie sich aus: Bestand wird dieser Friede nur dann haben, wenn die Mission ihn zur Wahrheit macht, und forderte die Brüder auf, eine Station im Buschland zu gründen. Es geschah, und der Friede dauert heute noch.

Als die Befreiung der Sklaven ins Werk gesetzt wurde, und sich auch der Übergang aus der Aufsichtsperiode (von 1863—1873) in die volle Freiheit, trotz der denkbar unpädagogischsten Gesetzgebung, glatt und ohne Anstoß vollzog, war in der ganzen Kolonie bei allen Weißen, und bei der Regierung nicht zum wenigsten, nur eine Stimme: das haben wir der Mission zu verdanken!

Den Tag der Freiheitserklärung (1. Juli 1863) begingen die Neger als einen kirchlichen Feiertag, ja sie heiligten den Tag recht eigentlich, so daß die ganze Stadt, die nicht ohne Sorge gewesen war, über die herrschende Ruhe und Ordnung staunte. Wie bei den Predigten am Vor- und Nachmittag so war auch beim liturgischen Abendgottesdienst die große Kirche in Paramaribo überfüllt und hunderte standen vor den Eingängen. Unter diesen befanden sich auch der Polizeipräfekt und der Kommandant der königlichen Marine. Ein Neger war Zeuge folgenden Gespräches dieser beiden Herren. Der Kommandant: „Es ist ganz wunderbar, wie ruhig und ordentlich die Neger heut waren.“ Der Polizeipräfekt: „Ja, das haben wir der Kirche zu danken. Man muß es den Missionaren lassen, sie haben einen gewaltigen Einfluß auf das Volk.“ Der Kommandant: „Sie hätten das mit Ihrer ganzen Polizeimannschaft nicht zustande gebracht.“ Der Polizeipräfekt: „Und Sie mit ihren fünf Kriegsschiffen auch nicht.“

5. Feuerland. Als der bekannte Naturforscher Darwin zum Christentum bekehrte Pescherähs — so heißen die elenden Einwohner Feuerlands — kennen lernte, da erklärte er, das sei ein größeres Wunder unsres Jahrhunderts als die Einführung der abendländischen Kultur in das so lange verschlossen gewesene Japan und er gab der dort arbeitenden Missionsgesellschaft 100 Mk. Jahresbeitrag. Allerdings, es hat etwas gekostet, bis in diesem öden, noch viel unwirtlicheren Lande als Grönland und unter diesem fast tierisch stumpfsinnigen Volke die Mission Erfolge erzielt hat. 1850 versuchte es zuerst ein frommer Seekapitän, Allen Gardiner, der mit 6 tapfern Gefährten auf der Pictoninsel landete; aber seine Boote zerschellte der Sturm und da die Eingebornen sich den Fremdlingen nicht näherten, so starben sie sämtlich den Hungertod. Diese erschütternde Kunde bewirkte aber in England, daß eine neue, besser vorbereitete Missions-Unternehmung zustande kam. Ein eignes Missionsschiff, das zur Erinnerung an den gefallenen Helden den

Namen „Allen Gardiner“ erhielt, führte neue Boten des Evangelii zu den Feuerländern, und obgleich abermals ein Missionar und 7 Seeleute unter den Keulenschlägen der Eingebornen ihr Leben lassen mußten, so wurde die Mission zum dritten Male mutig in Angriff genommen und jetzt heißt es von den wilden Feuerländern, wie einst nach langer vergeblicher Arbeit von den Grönländern: „sie wollen nun!“ Über 300 sind bereits getauft und auch die nicht Getauften sind schon wesentlich andere Leute geworden. Seefahrer und Naturforscher bezeugen, daß man den wohlthätigen Einfluß der Mission bis in die entferntesten Winkel des Feuerlands wahrnehmen könne: Beleidigungen werden verziehen, die Blutrache komme in Abnahme, Schiffbrüchigen sei wiederholt Hilfe und Barmherzigkeit erwiesen worden, was alles früher unerhört gewesen. „So gewaltig ist der Fortschritt, so groß sind die Opfer, welche die guten Missionare sich auferlegen — erklärt aus eigner Anschauung ein italienischer Seemann — daß nach meiner Überzeugung innerhalb weniger Jahre von sämtlichen (?) Feuerländern gelten wird, was man heute von Pallalaja (einem Pescheräh-Christen, den der Berichterstatter genau kennen lernte) sagen darf: Er war einer der streitsüchtigsten, schlechtesten und abergläubischsten unter den Bewohnern des Feuerlandes und jetzt lebt er unter dem Schatten des Kreuzes und ist ein Muster von Tugend und Arbeitsamkeit.“

Kap. VIII.

Die deutschen Kolonien.[1])

Streng genommen dürften wir nur von deutschen Schutzgebieten oder deutschen überseeischen Besitzungen reden. Denn unter einer Kolonie versteht man eigentlich ein solches auswärtiges Machtgebiet einer Nation, in welches Teile ihrer eigenen Bevölkerung als Ansiedler auswandern. Solche Kolonien besitzt z. B. England in Britisch-Nordamerika, in Neuseeland, in Australien, in Südafrika. Die überseeischen Besitzungen, welche seit erst elf Jahren Deutschland erworben hat, taugen sämtlich nicht zur Ansiedelung von deutschen Auswanderern, weil ihr tropisches Klima den dauernden Aufenthalt derselben nicht gestattet. Nur in dem Hinterlande von Angra Pequena und Walfischbai (in Nama- und Hereroland) könnten Deutsche dauernd sich aufhalten; aber im großen und ganzen ist da der Boden wieder so unfruchtbar, daß nur vereinzelte Auswanderer eine dürftige Existenz dort zu fristen vermögen. Auf allen übrigen deutschen Schutzgebieten macht das Klima Europäern die eigentliche Ansiedelung, die dauernde Feldarbeit, die Gründung einer Familie unmöglich. Wohl wird man immer mehr lernen die Gefahren des Klimas etwas zu mildern; aber alle diejenigen, welche als Erforscher, Beamte, Plantagenanleger, Ingenieure, Aufseher und Erzieher der Eingebornen hinausgehen, werden genötigt bleiben, von Zeit zu Zeit zu ihrer Erholung heimzukehren und gemeiniglich nur einige Jahre diesem Dienste sich widmen. Die Missionare freilich dürfen um des hohen Zweckes willen, den sie verfolgen, ihr Leben nicht teuer achten und darum auch das todbringende Klima nicht scheuen. Sie müssen es auf einen dauernden Aufenthalt auch mit Weib und Kind anlegen; aber Erholungsreisen in die Heimat sind auch für sie unentbehrlich.

Obgleich sich also unsre überseeischen Besitzungen als Ansiedelungsgebiete für deutsche Auswanderer nicht eignen, jedenfalls jetzt nicht und vermutlich niemals, so hat sich doch der Name Kolonie nun einmal für sie eingebürgert und so müssen auch wir ihn gebrauchen.

---

[1]) Eine gute Übersicht giebt das Schriftchen: „Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten.“ Berliner Missionsbuchhandlung. 1896. 80 Pf.

Wie schon angedeutet sind unsere Kolonien noch sehr jung, die ältesten erst etwas über elf Jahre alt; wir besitzen daher auch noch keine eigenen Kolonialerfahrungen und sollen darum über die Kolonialaufgaben, die wir zu lösen haben, recht bescheiden sprechen. Ja, wir sind über die Besitzungen, die wir erworben, noch nicht einmal völlig unterrichtet, und wie mit der Natur des Landes so auch mit der Eigenart seiner Bewohner erst teilweise und oberflächlich bekannt.

So notwendig die Schule die deutschen Kolonialgebiete in ihren erdkundlichen Unterricht einbeziehen muß, so selbstverständlich ist es, daß sie sich wesentlich auf die allgemeine geographische Orientierung, eine Generalübersicht und die Mitteilung charakteristischer Einzelzüge zu beschränken hat. Ich begnüge mich wesentlich mit der Mitteilung einiges missionssachlichen Materials, in der doppelten Hoffnung einmal, daß gerade dieses besonders geeignet sein dürfte Interesse an unsern Kolonien bei der Jugend zu erwecken und zweitens, daß dieses Kolonialinteresse zugleich zur Weckung und Pflege des Missionsinteresses führen möchte.

Unsre Kolonien verteilen sich auf **Afrika** und die **Südsee**. In Afrika besitzen wir 4, nämlich auf der Westseite 3: Togoland, Kamerun, Herero- und Namaland; auf der Ostseite eine: Deutsch-Ostafrika. In der Südsee und zwar im westlichen Teile derselben besitzen wir 3 oder genauer auch 4: Kaiser Wilhelmsland im Nordosten Neuguineas, den Bismarckarchipel, die Marschall- und drei Salomoninseln. — Noch ist zu bemerken, daß nur die beiden bezw. drei zuerst genannten und wie es scheint die Marschallinseln eigentlich staatliche (Kron-) Kolonien sind, dagegen die übrigen Privatgesellschaften gehören und nur unter dem Schutz und der Oberaufsicht des Staats stehen.

1. Togoland. Nur ein kleines, zwischen englischem und französischem Besitz eingeschlossenes, ungesundes Gebiet mit einer Küstenausdehnung von etwa 8 Meilen und einer unbestimmten Grenze in das noch sehr unbekannte Innere hinein, auf der Sklavenküste gelegen, mit den Hauptorten Bagida und Kleinpovo. Im Westen grenzt Togoland an Eweland, wo die Kap. VII erwähnte norddeutsche oder Bremer M.-G. arbeitet; durch eine neue Grenzregulierung ist ein Teil des alten Bremer Missionsgebiets zu dem deutschen Besitz geschlagen worden. In dem eigentlichen Togoland selbst gab es bisher nur eine kleine evangelische Missionsstation zu Kleinpovo, welche sich in den Händen der englischen M.-G. der Wes-

leyaner befindet und vielleicht 150 Christen zählt. Seitdem hat auch die norddeutsche M.-G. ihre Arbeit hierhin ausgedehnt.

2. Kamerun. In der Bai von Biafra, also gerade wo die Westküste das Knie nach Süden zu bildet. Das deutsche Gebiet, abermals mitten inne zwischen englischem und französischem Besitz gelegen, erstreckt sich vom Rio del Rey (in der Nähe des Altkalabar) bis zum Campoflusse, welcher die französische Gabunkolonie begrenzt. Die Küstenausdehnung des deutschen Schutzgebiets Kamerun beträgt etwa 30 Meilen; wie weit sich dasselbe in das meist noch unbekannte Innere erstreckt, ist nicht festzustellen. Auch hier ist das Klima sehr ungesund trotz eines hohen Gebirges, welches innerhalb der deutschen Kolonie liegt. Als Hauptorte sind zu merken in der Richtung von Norden nach Süden folgend: Viktoria, Bimbia, Akwastadt (am Kamerunflusse), Malimba, Batanga. Die Bewohner, Neger, heißen Dualla und sind ein (besonders durch die Schuld der Weißen) sehr verderbter Menschenschlag; denn an ihrer Küste ist jahrhundertelang der Sklavenhandel besonders schwunghaft betrieben worden. — Seit etwa 45 Jahren hat eine englische (baptistische) Missionsgesellschaft unter der Küstenbevölkerung den Samen des Evangelii ausgestreut, aber noch nicht viel Frucht geerntet; die Herzen der Duallaneger sind eben ein harter Acker. Unter den englischen Missionaren ragte besonders hervor der ausgezeichnete Alfred Saker (sprich Sehker), welcher nicht nur die Bibel in die Duallasprache übersetzt hat, sondern auch dadurch ein großer Wohlthäter der Eingebornen geworden ist, daß er die Fundamente einer christlichen Kultur im Lande legte. Mißverständnisse, welche bei der deutschen Besitzergreifung entstanden, machten es den Engländern wünschenswert, ihre Kamerunmission in deutsche Hände zu legen. Die Baseler Missionsgesellschaft, welche durch ihre reiche westafrikanische Erfahrung besonders dazu befähigt war, hat den Glaubensmut gehabt, sie zu übernehmen und ist seit Ende 1888 mit 7 Missionaren in die dortige Arbeit eingetreten. Seitdem sind gegen 25 Missionare hierher gesandt worden, von denen über die Hälfte teils bald gestorben, teils durch tödliche Erkrankung zur Heimkehr genötigt worden ist. Gott hat aber auf ihre Arbeit überraschenden Erfolg gelegt. Über 1300 Heiden hat sie in christlichen Gemeinden gesammelt und von allen Seiten kommen Bitten um Lehrer.

3. Herero- und Namaland. Ein dem Umfange nach sehr großes, im Südwesten Afrikas gelegenes Gebiet, das sich an

der Küste von den portugiesischen (bis an den Kunenefluß reichenden) Besitzungen aus, genauer vom Kap Frio bis herunter an den Oranjefluß, also bis zum Kapland, über 150 Meilen lang erstreckt. Von dem Hinterland, welches in Hereroland ausgedehnte Viehweiden, an der Küste und in dem südlicheren Namaland wesentlich Wüstenboden enthält, ist der nördlichste Teil (Ovamboland) noch gar nicht, der mittlere und südliche erst teilweis unter deutschen Schutz gestellt. Von Hafenorten ist zu merken: die jetzt noch englische Walfischbai und das früher viel genannte Angra Pequena:[1]) die Hauptorte im Innern sind die Missionsstationen. — Die Bewohner gehören verschiedenen Völkerstämmen an: die Herero sind ein nomadenhaftes, rindviehreiches Hirtenvolk von Negern; die in ihrem Lande unterdrückt lebenden bettelarmen Bergdamra auch Neger; die Nama dagegen sind Hottentotten, ein leichtlebiges Jägervolk. Dazu giebt es noch eine Menge Mischlingsstämme, die wesentlich vom Raub leben. Zwischen den schwarzen Herero und den gelbbraunen Nama besteht eine alte Rassenfeindschaft, welche schon zu vielen Kriegen geführt hat. Auch heute ist noch kein völliger Friede; aber seit eine große Zahl in beiden Stämmen christlich geworden, werden diese Kriege wenigstens menschlicher geführt. Hoffentlich macht ihnen die deutsche Herrschaft bald für immer ein Ende, zumal seitdem Hendrik Witbooi unterworfen und zu einem Bundesgenossen der Deutschen gemacht ist.

In Nama- wie Hereroland ist seit 50 Jahren die rheinische (Barmer) Missionsgesellschaft thätig. Von den 9 Stationen in Namaland sind die wichtigsten: Bethanien und Bersaba; von den 11 Stationen in Hereroland: Otyimbingue, Okozondye, Okahandya. Zusammen in beiden Ländern giebt es heut etwa 9000 Christen. Bei vielen läßt das christliche Leben noch zu wünschen übrig; dennoch unterscheiden sie sich sehr zu ihrem Vorteile von ihren heidnischen Landsleuten. Selbst die der Mission meist nicht geneigten Händler suchen zu Arbeiten, welche mehr Befähigung erfordern oder mit denen eine größere Verantwortlichkeit verbunden ist, immer

---

[1]) Wie es in Angra Pequena und überhaupt im Namalande aussieht und was für ein entbehrungsreiches einsames Leben dort unsre Missionare führen, das hat in ebenso volkstümlicher wie anschaulicher Weise der rheinische Missionar Olpp in seinen „Erlebnissen im Hinterlande von Angra Pequena" (Barmen, Missionshaus 1886) erzählt.

Getaufte zu bekommen. Als der Händler Eriksson vor mehreren Jahren eine große Schiffsladung Waren in der Walfischbai erwartete und bei der Landung und Fortschaffung nicht selbst zugegen sein konnte, ersuchte er den Missionar Viehe, ihm dazu einige Christen seiner Gemeinde zu überlassen. „Ich habe", sagte er, „zwar Weiße und Bastards genug, aber diese würden dort beständig betrunken sein und Waren Waren sein lassen; und Heiden zu schicken, davon kann natürlich erst recht nicht die Rede sein." Daß die christlichen Herero ein geordnetes Familienleben führen, müssen auch die Feinde der Mission anerkennen. Fast überall hält der Hausvater Hausandacht. Mit den Sünden gegen das 6. Gebot ist es besser geworden und, wo Übertretungen vorkommen, wird von der Gemeinde selbst Zucht geübt. Der äußere und auch der innere Erfolg der Mission würde weit größer sein, wenn nicht die bösen Kriege sich immer wiederholt und die Stationsbewohner zerstreut und verwildert hätten. — In dem fruchtbaren Ovambolaud sind seit 20 Jahren auf 3 Stationen finnische Missionare thätig. Hier erschwerte ein despotischer, dem Trunke ergebener Häuptling die Geduldsarbeit der treuen Finnländer, welche bis jetzt erst etwa 150 Eingeborene haben taufen können. Seit 5 Jahren hat auch die Rheinische Mission 2 Stationen im Ovambolande begründet.

Auf der Station Gibeon im Namalande sollte das heilige Abendmahl gefeiert werden. Dazu müssen sich alle, welche teilnehmen wollen, persönlich bei dem Missionar melden, der diese Gelegenheit zu eingehenden Seelsorgergesprächen benutzt. Da trat am Freitag vor dem Kommunionsonntage auch ein Namajüngling in das Studierstübchen und erklärte, er wollte gar gern auch mitgehen zum Tisch des Herrn, aber habe nicht „rechte Freimütigkeit." Aufgefordert sich auszusprechen erzählte er: „Vor einigen Wochen verweigerte mir mein Vater Schießbedarf, während er ihn meinem Bruder gab. Das verdroß mich; ich zankte mich nicht mit meinem Vater, aber ich ging ärgerlich von ihm. Nun wollte ich gern zum heiligen Abendmahl gehen, aber da mein Vater 14 Stunden von hier entfernt wohnt, kann ich ihn nicht zuvor um Vergebung bitten." Der Vater war noch ein Heide; gerade darum entschied der Missionar, der Jüngling solle nicht jetzt, sondern erst das nächste mal mitgehen, wenn er sich mit seinem Vater völlig versöhnt hätte. Ohne ein Wort der Gegenrede verließ derselbe das Missionshaus. Noch nicht zweimal 24 Stunden waren vergangen, der Missionar wollte eben zum Beginn der Abendmahlsfeier läuten lassen, da tritt der Jüngling, noch ganz außer Atem, mit seiner Schwester vor ihn und meldet: „ich bin bei meinem Vater gewesen, habe mich mit ihm ausgesöhnt und bringe als Zeugin meine Schwester mit, die auch am heiligen Abendmahl teilnehmen will." Von Freitag bis Sonntag hatte der Namajüngling einen Weg von zweimal 14 Stunden im wüsten Lande gemacht — da war doch Gehorsam gegen Jesu Wort und Verlangen nach seinem Tisch?

Ein deutscher Kolonialbeamter, der während seiner Amtsführung im Lande gerade nicht zu den Freunden der Mission gehörte, H. von François, stellt in seinem Buche: „Nama und Damara“ der Rheinischen Mission folgendes Ehrenzeugnis aus:

„Ohne die Pionierarbeit der Missionare wäre die Besitzergreifung des Landes ein völlig illusorischer Akt auf dem Papier gewesen; was Händler, Industrielle und Gelehrte, zumal Holländer und Engländer, zur sogenannten Erforschung und Kultivierung gethan haben, fällt gar nicht ins Gewicht neben den positiven Ergebnissen der Missionsarbeit. Und diese Arbeit will um so mehr bedeuten, als alle egoistischen Motive, die den Händler oder Forscher immer beseelen werden, die schließlich auch dem Kriegsmann nicht abgesprochen werden können, bei diesen Männern fortfallen.

„Es muß eine erhabene Triebkraft sein, nur um der Verwirklichung der Idee vom Zusammenschluß der Menschheit zum Gottesreiche, zur Gotteskindschaft in die Hände zu arbeiten, Bequemlichkeit, Erwerbsmöglichkeit, Ehre und Ruhm, Sicherheit des eigenen Lebens, und das der Familienglieder, alles preiszugeben, um einer schwarzen oder roten Menschenseele das Geheimnis von der Liebe Gottes, von der Errettung aus materiellem und sittlichem Elend, von Entwicklung zum Idealen, zur Menschenwürde einzuflößen. Und das Alles um einen Jahressold von 2 400 Mark, einer dürftigen Anfangseinrichtung. Das eigene Interesse wird zurückgestellt, der Missionar wird Nama- und Hereromann, nicht bloß in seinen äußeren Existenzformen, in Sprache, Umfang, Vorstellungswelt, auch die sozialen und politischen Lebensbedingungen hat er einfach zu acceptieren. Er giebt fortwährend, nicht nur von dem inneren Schatze seines geistigen Lebens und Könnens; nein, um dahin zu gelangen, muß er unermüdlich bald Handwerker, bald Ackerbauer, bald Baumeister, bald Füllhorn spielen; immer geben, Geschenke, Lehren, Verbesserungen, niemals nehmen, kaum ein Verständnis für seine Opferfreudigkeit — alles das jahre-, jahrzehntelang, gleichermaßen geduldig, gleichermaßen erfinderisch fortzusetzen, dazu gehört in der That mehr als Menschenkraft, das Durchschnittsgemüt des in Selbstverherrlichung und Selbstsucht verhärteten europäischen Strebers begreift das nicht. Ich hätte es früher auch nicht begriffen, man muß gesehen haben, um hier verstehen und bewundern zu können.“

4. Deutsch-Ostafrika. Auf Grund der Abmachungen zwischen Deutschland und England umfaßt die sog. deutsche „Interessensphäre“ angeblich 24 000 Quadratmeilen. Zuerst das große Gebiet vom Rovumaflusse im Süden (der Grenze der portugiesischen Besitzungen) bis zum Kilimandscharo im Norden, das sich nach Westen erstreckt bis an die drei großen Seeen: Nyassa, Tanganyika und Nyansa (Ukerewe), von dem ersteren die nördliche, von dem letzteren die südliche Hälfte einschließend. Das Gebiet zwischen Kilimandscharo und Kenia, nach dem Reiche Uganda und dem Sudan hin, ist England zugesprochen worden. Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft erhob Anspruch auch auf die Somaliländer; in dem Vertrage,

welcher die Grenzen des südlicheren Gebiets geregelt hat, ist von denselben aber nicht die Rede.

Über die Fruchtbarkeit des Landes, wie über den Einfluß seines Klimas auf den Europäer wird noch immer viel hin und her gestritten. Jedenfalls ist die eine wie der andre in dem ausgedehnten und sehr verschieden beschaffenen Lande ziemlich mannigfach; aber daß jemals eine deutsche Massenauswanderung in irgend einen Teil desselben stattfinden wird, erscheint als höchst unwahrscheinlich.

Auch die Bewohner, obgleich fast sämtlich Neger, sind sehr verschieden; meist in kleine Stämme zersplittert, welche unter despotischen Häuptlingen stehen, reden sie auch eine große Menge von Sprachen. Das Suahili ist die Karawanensprache, mit der man sich weithin verständlich machen kann. Die große Mehrzahl der Eingeborenen sind Heiden, und zwar fast durchgängig auf der tiefsten Stufe des Heidentums stehend; besonders in den Küstengebieten giebt es aber auch viele Mohammedaner. Zu ihnen gehören sämtliche weithin durch ganz Ostafrika zerstreuten Araber, welche fast den ganzen Karawanenhandel in ihren Händen haben. Leider ist mit demselben, wo die europäische Macht nicht hinreicht, noch immer ein ausgedehnter Sklavenhandel verbunden, der das Land in immerwährender Unruhe erhält und in schrecklicher Weise entvölkert, da Mord und Brand mit ihm Hand in Hand geht. Noch vor 25 Jahren war auf der Insel Sansibar der Hauptsklavenmarkt; durch das energische Einschreiten der Engländer ist derselbe aber für immer geschlossen worden. Leider ist der böse Sklavenhandel damit noch nicht beseitigt.

Vor etwa 50 Jahren war dieses ganze Ostafrika noch ein weißer Fleck auf unsern Karten mit der Inschrift: unbekanntes Land. Die Hauptanregung zu den großartigen seitdem geschehenen Entdeckungen haben Missionare gegeben: außer Livingstone drei deutsche, im Dienste der englischen Kirchenmission stehende Männer: Krapf, Rebmann und Ehrhardt, welche die erste Kunde von den afrikanischen Schneegebirgen und den großen Seen nach Europa gelangen ließen.

Was die Mission in Ostafrika betrifft, so ist dieselbe noch ziemlich jung. Zwar hat Krapf[1]) schon 1844 sich in Mombas

[1]) Zwei Monate nach seiner Niederlassung starb ihm Weib und Kind. Krapf selbst war vom Fieber todesmatt, aber „während Leib und Seele weinten viele Tage“, schrieb der glaubensstarke Mann an den Vorstand seiner Gesellschaft nach London die denkwürdigen Worte: „Sagen Sie unsern Freunden, daß in

niedergelassen und 1846 mit Rebmann die Station Kisulutini oder Rabai gegründet, aber er mußte krank heimkehren, und obgleich Rebmann[1]) 29 Jahre bis zu seiner Erblindung in der ostafrikanischen Einsamkeit aushielt, so wurde wenigstens vor Menschenaugen nicht viel ausgerichtet; nur 20 bekehrte Wanika waren gewonnen.

Erst 1873 und 1874 begann die neue Zeit für eine ausgedehntere ostafrikanische Mission, und zwar wesentlich infolge der von Livingstone ausgegangenen Anregungen. Zunächst hatte der fortgehende tapfre Kampf dieses großen Mannes wider den ostafrikanischen Sklavenhandel England bewogen, energische Schritte zur Unterdrückung desselben zu thun. Die ausgesandten Kriegsschiffe hatten auch eine Anzahl Sklaven befreit und man beschloß, für dieselben in Ostafrika eine ähnliche Kolonie anzulegen, wie seiner Zeit Sierra Leone in Westafrika (VII 1). Als geeignetster Ort hierfür wurde Rebmanns Station erklärt und so in der Nähe derselben die Kolonie Freretown (sprich: Friertaun) angelegt und zur Missionsstation der englischen Kirchenmissionsgesellschaft gemacht. Leider kann die interessante Geschichte derselben hier nicht erzählt werden.[2]) Es sind nun nicht bloß um Freretown herum Stationen angelegt, welche zusammen etwa 2500 Christen zählen, sondern es giebt auch von F. aus bereits eine Missionsstraße bis zum Kilimandscharo hin mit 2 Stationen.

Am mächtigsten aber regte Livingstone an zu neuen ostafrikanischen Missionen durch seinen 1873 erfolgten Tod. Auch Livingstone gehört zu jenen großen Männern, auf welche das Wort Anwendung findet: „das Weizenkorn muß erst in die Erde fallen und ersterben, dann bringt es viele Früchte.“ Sein Tod setzte zunächst

---

einem einsamen Grabe an der afrikanischen Küste ein Glied derselben Mission ruht, welche mit Ihrer Gesellschaft in Verbindung steht. Das ist ein Zeichen, daß Sie den Kampf mit diesem Weltteile begonnen haben, und da die Siege der Kirche über die Gräber von vielen ihrer Glieder führen, so können Sie um so mehr überzeugt sein, daß die Stunde naht, in welcher Sie berufen sind, Afrika von der Ostküste aus zu bekehren.“ Sein Lebensbild in Heft 8 der Geschichten und Bilder aus der Mission.

[1]) Auch dieser Rebmann ist ein Held im Glauben, in der Treue, in der Geduld. Wiederholt rief man ihn zurück, um daheim neue Kräfte zu sammeln, aber er blieb, weil er fürchtete, daß sein Thorwärterposten ganz aufgegeben werden würde, wenn er ihn verlasse. Er wollte warten bis Ablösung kam oder in Kisulutini sterben. 1874 kam die Ablösung; 1875 kehrte der blinde Mann heim, um bald darauf in die obere Heimat einzugehen.

[2]) Siehe Warneck, Missionsstunden II, Nr. 10 u. Allg. M.-Z. 1891, 497.

in England die Missionsfreunde in große Bewegung, um ihrem Landsmanne in Afrika Denkmäler nach seinem Herzen zu setzen. Es entstanden 5 neue Missionen, die wir in geographischer Ordnung von Norden nach Süden gehend, angeben:

1. Die Uganda-Mission der englischen Kirchenmissionsgesellschaft, welche ihre Stationen teils auf dem Karawanenwege von Sansibar (3) teils von Mombas aus (2) bis nach Uganda am Nyansa hat;

2. die schon früher begründete seit 1874 neu belebte Universitäten-Mission, welche in Sansibar und in den nördlich und südlich von der Insel gelegenen Gebieten auf dem Festlande bis zum Nyassa hin jetzt 25 Stationen besitzt;

3. die Londoner-Missionsgesellschaft, die am Tanganyika-See und auf dem Wege dahin nach großen Verlusten an Menschenleben z. Z. nur noch 2 Stationen unterhält;

4. die schottische Freikirche, welche am Westufer des Nyassa arbeitet (Hauptstation: Bandawe) und

5. die schottische Staatskirche, welche am Schireflusse (dem Wasserwege zum Nyassa) 1 Hauptstation hat (Blantyre).[1])

Hier soll nur ein wenig ausführlich von der in der letzten Zeit so viel genannten Uganda-Mission erzählt werden, welche zu den ereignisreichsten, opfervollsten und bekanntesten Missionsunternehmungen der Gegenwart gehört.[2])

Die unmittelbare Veranlassung zu ihr gab ein begeisterter Brief Stanleys, der auf seiner großen Entdeckungsreise quer durch Afrika sich einige Monate am Hofe des Königs von Uganda, Mtesa, aufhielt und von diesem Herrscher so eingenommen war, daß er glaubte, er werde eine Art Karl der Große für Ostafrika werden. Sein Brief, welcher zum Beginn einer christlichen Mission in dem großen Reiche Mtesas aufforderte, fand in England offene Ohren und Hände. Ein einziger Missionsfreund gab sofort 100 000 Mk. und da dieser ersten Gabe bald weitere 150 000 Mk. folgten, so ging die Kirchen-Missionsgesellschaft mutig aus Werk. Freilich das Unternehmen war gewagt besonders darum, weil die Residenz Mtesas sehr weit im Innern lag und die Mission bis dahin noch gar keine Verbindungsstraße hatte. Stanley hatte 103 Tage gebraucht bloß bis ans Südende des Nyansa, und Mtesa wohnte am Nordende des (wie Bayern) großen Sees. Eine so weite Reise im ganz unkultivierten Lande, die durch die Gebiete vieler wilden Stämme führt, ist keine Kleinigkeit. Diese Reise hat viele male gemacht werden müssen; um zu veranschaulichen, wie es da hergeht, will ich ein paar Worte über sie sagen.

---

[1]) Über die Nyassamission vergl. das sehr instruktive Büchlein Richters: „Die evang. Mission im Nyassalande“ (Berlin 1892).

[2]) Vergl. Richter: „Geschichte der evang. Mission in Uganda“ (Gütersloh 1893). Auch Geschichten und Bilder Heft 8.

Da es keine gebahnten Straßen giebt und auch die giftige Tsetsefliege, deren Biß das Vieh tötet, die Benutzung von Wagen und Lasttieren nicht gestattet, so muß man sich ausschließlich der Menschenkräfte zum Transport bedienen. Man nahm zwar auch einige Esel mit, denen die Tsetse nicht schadet, aber die störrigen Tiere haben mehr Not gemacht, als Vorteil gewährt. Schon das Mieten der Träger ist gerade kein vergnügliches Geschäft und es kostete manchen Schweißtropfen und manche Geduldsprobe, bis man die mehr als vierhundert Träger zusammen hatte und das große Material in lauter einzelne Traglasten verpackt war. Wer mit den Reiseverhältnissen in Afrika nicht vertraut ist, der wundert sich wohl über die vierhundert Träger. Aber was mußten unsere Reisenden alles tragen lassen! Zu der Menge von Gegenständen, die sie brauchten, um in einem wilden Lande Kultur zu pflanzen: Werkzeugen, Instrumenten, Ackergeräten, Sämereien, Baumaterial, einer Druckpresse, auch einem zerlegbaren Dampfboote kamen ihre eigenen Reisebedürfnisse: Zelte, Kleider, Speisevorräte, Waffen für die Jagd und — vor allem eine große Menge Warenballen. Man kann eben in Afrika das Reisegeld nicht im Portemonnaie oder in der Brieftasche tragen, sondern alles, was man kaufen will, muß man mit Waren bezahlen; Waren verlangen auch die Häuptlinge, durch deren Gebiete man kommt, als Zoll und das in meist unverschämter Menge; Waren wollen auch die Träger als Lohn haben. Die Waren bestehen vornehmlich in baumwollenen Zeugen, aber auch in Glasperlen, Draht, eisernen Werkzeugen, Spiegeln und ähnlichen Tauschartikeln. Da unsere Missionsexpedition auf eine lange Reise sich einzurichten hatte, so brauchte sie natürlich große Warenvorräte und darum viele Träger. Diese Träger sind für alle Reisende eine Ursache vieler Not. Man muß eben nehmen, was man kriegen kann: gutmütige und bösartige, friedfertige und händelsüchtige, starke und schwache Leute, auch Weiber und Kinder gehen mit. Selten gehören alle einem Stamme an und so sind auch noch allerlei Sprachen vertreten. Einmütig sind gewöhnlich nur alle in der Faulheit und in der Lüge, und darin, daß sie von dem Werte der Zeit keinen Begriff haben, lieber essen als arbeiten, lieber ruhen als wandern, und davonlaufen, wenn ihnen etwas nicht gefällt oder eine Gefahr sie erschreckt. Da werden heute einige krank gemeldet, bloß um einen Ruhetag mehr zu bekommen, und morgen giebt es über irgend einen Streitpunkt blutige Händel, ein drittesmal will ein Mann sein Weib töten, dann wieder ist einer davongelaufen oder zurückgeblieben oder der Dolmetscher ist betrunken, auch die Pocken und andere Krankheiten brechen aus — kurz, es vergeht kein Tag, der nicht irgend eine Unannehmlichkeit bringt. Es wird viel Geduld erfordert, alle diese Menschen in Ordnung zu halten, ihre Klagen und Wünsche beständig anzuhören, ihre Streitigkeiten zu schlichten, sie zur Weiterreise anzutreiben 2c. Und zu dem allen die schlechten Wege, die alles durchnässenden Regen, dann wieder die sengende Hitze, das mangelnde oder ungenießbare Trinkwasser, ja selbst einmal Feuer im Lager!

Über $1/2$ Jahr dauerte die Reise bis ans Südende des Sees. Von den acht englischen Missionaren waren drei gestorben, zwei krank heimgekehrt und zwei andre wurden ermordet. Zusammen sind bis heute wohl 50 Männer in diese Mission geschickt worden und weit über die Hälfte ist gestorben oder gefährlich erkrankt. In Uganda selbst sind heute 15, auf den fünf Unterwegsstationen: 9. — Anfangs ging bei Mtesa alles gut; aber bald zeigte sichs, daß derselbe ein

launischer, grausamer Despot war, der von den Missionaren nur verlangte, daß sie ihm als Handwerker dienen sollten. Seine Häuptlinge und besonders die arabischen Händler waren der Mission todfeind. Katholische (französische) Missionare drängten sich auch ein und stifteten große Verwirrung. Mißverständnisse und Verleumdungen ließen dem König die englischen Missionare als Lügner erscheinen, so daß sie in Lebensgefahr gerieten. Eine Gesandtschaft wurde nach England geschickt, die auch glücklich heimkehrte und wunderliche Mären über Europa erzählte, aber es blieb Aprilwetter am Hofe; bald gebärdete sich der König als Mohammedaner, bald begünstigte er wieder das alte Heidentum, bald that er, als wäre er ein Christ. Dazwischen ließ er immer wieder grausame Blutthaten vollführen. Unter den englischen Missionaren war einer ein Arzt und da Mtesa krank war, stand dieser in Gunst bei ihm. Aber erst wollte er sich nicht untersuchen lassen, dann bestand er darauf, daß der Doktor für ihn die Medizin nahm oder wenigstens vor ihm davon genoß, dann sagte er ihm sogar: „Doktor, bringe mir soviel Medizinflaschen, als ich brauche, um gesund zu werden; meine Häuptlinge bitten mich, dich umzubringen und dann macht niemand mehr Medizin für mich."

In all diesem Wirrwarr thaten die Missionare ihre stille Arbeit: sie erlernten die Sprache, übersetzen, druckten, lehrten, predigten; bauten Häuser, legten Gärten an, gruben Brunnen, was die Verwunderung der Eingebornen ganz besonders erregte, formten Ziegel, ebneten Straßen, und — ließen sich von dem launischen Könige für das alles chikanieren. Eine harrte Saatzeit! Endlich kam aber doch einige Ernte. Bis Ende 1884 waren 87 Personen getauft, unter ihnen zwei leibliche Töchter[1]) des Königs, welche beide jedoch später ihrem Christenglauben nicht viel Ehre gemacht haben. Mit den ersten Bekehrungen begannen auch die ersten Christenverfolgungen, aber doch noch keine Todesurteile. Dazwischen wurde wieder heiterer Himmel und das Wort Gottes wuchs und mehrte sich. Besonders zahlreiche Schüler kamen aus den Reihen der königlichen Pagen; ein einflußreicher heidnischer Priester wurde überzeugungsvoller Christ; die Bekehrten fingen an durch ihr Zeugnis andre zu bekehren. Mtesa selbst blieb wetterwendisch, bis er am 10. Okt. 1884 starb; betrauert nur von den englischen Missionaren, denen er trotz aller Launen doch ein Beschützer geblieben war.

Es muß als ein außerordentlicher Erfolg der Mission angesehen werden, daß der Friede des Reiches infolge des Thronwechsels nicht gestört wurde. Gegenseitige und allgemeine Plünderung, Raub und Mord ist dort Brauch, wenn der König stirbt; diesmal verlief alles ruhig. Aus der zahlreichen Schar der Königssöhne gelangte Muanga auf den Thron. Er war früher Schüler der katholischen Missionare gewesen; so erwartete man von ihm wenigstens keine Begünstigung des Heidentums. Aber wie hat man sich getäuscht! Dieser 20jährige Muanga hat sich bald als ein blutiger Christenverfolger entpuppt, der in der Missionsgeschichte Ugandas die Rolle eines Nero spielt. Wenige Monate nach seinem Regierungsantritt ließ er drei christliche Jünglinge auf grausame Weise hinrichten. Man hackte ihnen die Arme ab, band sie lebendig an ein Gerüst, zündete ein Feuer darunter an und verbrannte sie langsam. Die Henkersknechte hatten es ihren Spott und riefen ihnen zu, sie möchten doch jetzt zu Jesu beten,

---

[1]) Mtesa rühmte sich vor dem englischen Missionsarzte, daß er — 70 Söhne und 88 Töchter habe! Wie viel Frauen? Das wisse er selbst nicht, gegen 7000!!

daß er sie erretten möchte. Und die Jünglinge sangen ihrem Heilande ein Loblied! Diesem ersten Sturm folgte bald ein zweiter und dritter, jeder furchtbarer als der vorhergehende.

Schon längst hatten die Häuptlinge in Uganda gegen die Missionare die Anklage erhoben, sie wollten das Land „aufessen.“ Mtesa hatte dazu gelacht und gesagt: wenn die Fremden unser Land „aufessen“ wollen, so können sie doch nicht hier in der Mitte von Afrika anfangen; dann müssen sie doch zuerst die Küstenländer aufessen. Nun gelangte vor etwa 12 Jahren die Nachricht nach Uganda, daß die Fremden wirklich anfingen, die Küstenländer „aufzuessen“, daß die Deutschen in Ostafrika große Landerwerbungen gemacht hätten. Das verursachte eine große Aufregung in Uganda, zumal als man hörte, daß deutsche Kriegsschiffe vor Sansibar lägen Man fürchtete, die Fremden würden sich nun auch des Reiches Uganda bemächtigen. Die englischen Missionare thaten ihr möglichstes, um diese Furcht als unbegründet zu beseitigen; aber der König sah in ihnen nur Spione, die den Fremden sein Land überliefern wollten. Nun sandte die englische Kirchen-Missionsgesellschaft zu derselben Zeit den zum Missionsbischof ernannten Hannington nach Uganda, um dort eine Visitation zu halten. Dieser mutige Mann wählte einen neuen Weg, nämlich den geraden von Freretown aus, am Kilimandscharo vorbei durch das Land der wilden Masai nach dem Nordende des Nyansa. Das erfuhr Muanga und gab Befehl den Bischof Hannington zu töten. Der Mordbefehl wurde auch ausgeführt. Zu gleicher Zeit begannen neue blutige Christenverfolgungen in Uganda. Zuerst wurde ein junger Hofdiener grausam ermordet, der sich weigerte, auf Befehl des Königs ein unnatürliches Verbrechen zu begehen. Dann wurden etwa ein Dutzend christliche Hofbeamten in Stücke gehauen, auch andere Christen erlitten den Tod. Ihrer 32 wurden auf einem Scheiterhaufen gemeinsam langsam geröstet, andre grausam verstümmelt, andere mit Keulen erschlagen, andre Glied um Glied abgehackt, zusammen gegen 100. Alle Vorstellungen der Missionare, deren Leben beständig in der größten Gefahr schwebte, blieben vergeblich. Und trotz all diesem Blutvergießen gingen die Bekehrungen fort. Die Taufkandidaten kamen heimlich bei Nacht und begehrten die Taufe. Gedruckte Exemplare der 10 Gebote, des Glaubensbekenntnisses und Vaterunsers fanden reißenden Absatz. Dem einen englischen Missionar erlaubte der König das Land zu verlassen, den andern, Mackay,[1]) behielt er als Geisel zurück. Später wollte er auch den letzteren gehen lassen, wenn man ihm einen andern als Geisel überlasse. Missionar Gordon begab sich daher freiwillig in die Mörderhöhle und noch ein andrer folgte ihm. Die Verfolgungen und Bekehrungen gingen fort, dazwischen war auch einmal Sonnenschein. Die grausame Regierung Muangas wurde zuletzt selbst den mohammedanischen und heidnischen Baganda unerträglich; es kam zu einer Revolution und der Wüterich mußte fliehen, freilich die Christen mit ihm, Bei den französischen Priestern fand er am Südende des Sees Aufnahme, bekehrte sich äußerlich zum Katholizismus und eroberte mit Hilfe der Christen beider Konfessionen wieder sein Reich, nachdem er den Protestanten versprochen hatte, ihnen ein guter und gerechter König sein zu wollen. Da brachte die europäische

[1]) Über diesen ausgezeichneten Mann, den eigentlichen Pionier der Uganda-Mission siehe: Geschichten und Bilder 11.

Kolonialpolitik neue Wirren. Dr. Peters schloß mit Hilfe der französischen Patres einen Vertrag mit Muanga, der Uganda unter deutsche Protektion stellen sollte, aber mittlerweile hatte eine Abmachung zwischen Deutschland und England stattgefunden, welche Uganda der englischen Interessensphäre zuwies. Die britisch-ostafrikanische Kompanie sandte nun ihrerseits Vertreter in das Land, um die englische Herrschaft zu begründen; die Protestanten nahmen Partei für, die Katholiken unter Führung der französischen Patres gegen die Engländer und so kam es Anfang 1892 zum Bürgerkrieg. Obgleich die letzteren numerisch die stärkeren waren, wurden sie doch geschlagen, da der englische Bevollmächtigte durch ihre Widersetzlichkeit gezwungen wurde, sich mit den Protestanten zu verbinden. So übertrieben nun auch die katholischen Berichte über die stattgefundenen Kämpfe sind, so wurde doch auf beiden Seiten viel Blut vergossen. Seitdem England von Uganda Besitz ergriffen, ist der Friede wieder hergestellt und die Mission in einem Aufblühen begriffen, das in Afrika ohne gleichen ist. 1895 sind 2921 Erwachsene und 600 Kinder christlicher Eltern getauft worden. Die Gesamtzahl der getauften evangelischen Ugandachristen beläuft sich heute auf über 8000 und die Zahl derjenigen, welche eifrig lernen, soll an die 100 000 gehen. Christliche Bücher werden eifrig gekauft und gelesen und die vielen und großen Kirchen sind aller Orte zahlreich besucht. Eingeborene Gehilfen stehen schon in stattlicher Zahl den 23 englischen Missionaren und Missionarinnen helfend zur Seite. Kurz, es ist eine christliche Massenbewegung im Gange, die gewiß ihre Gefahren hat, über die man sich aber doch freuen muß.

Es sind zusammen gegen 40 Stationen, welche die genannten englischen Missionen in Ostafrika besitzen. Unterdes sind auch

4 deutsche Missionen auf dem deutschen ostafrikanischen Schutzgebiete in die Arbeit eingetreten. 2 weitere (die erst gegründete bayrische, die sich jetzt mit der Leipziger vereinigt hat, und die Neukirchener) wollten auch auf deutschem Gebiete arbeiten, sind aber durch die unerwarteten kolonialpolitischen Abmachungen wider ihren Willen in die englische Interessensphäre geraten. Die 4 deutschen M.-G. in Deutsch-Ostafrika sind folgende:

1. Die neu gegründete Berliner ostafrik. M.-G. (Berlin III),[1] die jetzt außer Dar-es Salaam und Tanga landeinwärts 5 Stationen besetzt hat, während sie sich an dem ersteren Orte wesentlich auf Krankenpflege in einem besonders dazu errichteten Hospital beschränken zu wollen scheint;

2. u. 3. Berlin I und die Brüdergemeinde, die nahe bei einander jetzt 9 Stationen am Nordostende des Nyassa errichtet haben, aber immer noch in den Anfängen stehen und

4. die Leipziger M.-G., welche 1893 am Kilimandscharo eine Mission begründet hat, die jetzt 2 Stationen umfaßt.

---

[1]) Berlin I ist die älteste Berliner M. Berlin II die Goßnersche M.

Auch die deutschen Katholiken sind eifrig in Ostafrika (wie auch auf den übrigen deutschen Schutzgebieten) an der Arbeit. Zwar nicht die deutschen aber die französischen Katholiken haben hier vor den Protestanten einen bedeutenden Vorsprung, da ihre Mission in Ostafrika bereits 35 Jahre alt ist. Ihre berühmteste Station hier ist Bagamoyo.

5. Kaiser-Wilhelmsland auf der Nordküste von Neuguinea. Ein fast noch ganz unbekanntes Gebiet, von dem man kaum über die Küste einigermaßen unterrichtet ist. Die Bevölkerung besteht aus negerähnlichen schwarzen Leuten, Papua genannt, welche auf einer sehr niedrigen Stufe der Civilisation sich befinden. In den Besitz der großen Insel haben sich die Holländer (Westen), Engländer (Südosten) und Deutschen (Nordosten) geteilt. Wie schon früher bemerkt giebt es auf dem holländischen und englischen Teile Neuguineas bereits Missionen; auf dem deutschen ist von einer bayrischen Missionsgesellschaft (Neuendettelsau) seit 10 und von der rheinischen seit 9 Jahren die Mission begonnen. Die letztere hat hier bereits schmerzliche Verluste erlitten. Zwei ihrer Arbeiter sind von den Eingeborenen ermordet worden, 7 andere Geschwister teils gestorben teils verunglückt. Beide Gesellschaften haben zusammen 5 Stationen.

6. Der Bismarckarchipel, östlich und nordöstlich von Kaiser-Wilhelmsland, umfaßt eine Menge kleinerer und verschiedene größere Inseln, von denen Neubritannien und Neuirland, jetzt Neupommern und Neumecklenburg genannt, besonders zu merken sind. Auch diese Inseln sind noch ziemlich unbekannt. Ihre Bewohner sind denen von Kaiser-Wilhelmsland ähnlich, auch berüchtigt als Menschenfresser. Eine christliche Mission giebt es hier seit 1875, wo von Australien aus die Wesleyaner mit Lehrern von Witi und Tonga sich niedergelassen haben. Vier derselben wurden von den wilden Eingeborenen getötet und gefressen, was einen traurigen Kriegszug gegen sie veranlaßte. Seitdem hat das Christentum aber Wurzel gefaßt; mehr als 800 haben sich bereits taufen lassen und die Schulen sind gefüllt.

Als zum Bismarcksarchipel gehörig kann man auch die drei nördlichen Salomoninseln bezeichnen, welche durch Kaiserl. Schutzbrief unter die Herrschaft der Neuguinea-Kompanie gestellt worden sind. Die Eingeborenen sind noch gänzlich uncivilisiert und als Menschenfresser verrufen, aber von den australischen Kolonisten als

Arbeiter sehr gesucht. Der „Arbeiterhandel" ist freilich gerade auch hier durch viele Schandthaten befleckt. Die von Norfolk aus geleitete melanesische englisch-hochkirchliche Mission hat mit der Pflanzung des Christentums einigen Anfang gemacht.

7. Der Marschallarchipel. Derselbe gehört zu Mikronesien, der ausgedehnten Kleininselwelt im Norden und Nordosten vom Bismarckarchipel (Melanesien). Die Hauptgruppen Mikronesiens sind: die Karolinen- (jetzt spanisch), die Marschall- und die Gilbert Inseln (englisch). Weit die meisten dieser massenhaften kleinen Eilande sind Koralleninseln. Die kleinen Korallentiere bilden durch ihre nach dem Absterben zurückbleibenden Schalen kalkartige Felsmassen, die sich vom Meeresgrunde bis über den Wasserspiegel erheben. Solch unterseeischen Wälle nennt man Korallenriffe. Sehr oft haben dieselben die Form eines unregelmäßigen Ringes. Auf vielen dieser Riffe hat sich mit der Zeit eine Reihe von kleinen Inseln gebildet, die sich oft nur wenige Meter über den höchsten Stand des Meerwassers erheben. Das Wasser innerhalb des Ringes nennt man die Lagune.[1]) Es ist im Gegensatz zu den außerhalb tobenden Wellen meist glatt wie ein Spiegel. Der Boden der kleinen Inseln besteht aus weißem Korallensand; nur an einzelnen Stellen hat sich eine Schicht Humuserde gesammelt. Auf allen diesen Inseln wachsen Kokospalmen, deren Früchte neben den Fischen des Meeres und der Lagune das wichtigste Nahrungsmittel der Insulaner bilden. Die letzteren gehören einer andern Rasse an als die Bewohner der oben erwähnten Inseln. Sie sind braun, mit langem, schlichten Haare. So sehr sie sich auch von jenen durch ihre Sitten und Gebräuche unterscheiden, sind doch auch sie rohe Heiden, wild und kriegerisch.

Durch ganz Mikronesien treibt die größte amerikanische Missionsgesellschaft durch eingeborene Lehrer von Hawaii und junge christliche Mikronesier seit über 40 Jahren eine erfolgreiche Mission, welcher es besonders zu danken ist, daß jetzt über diese ganze Inselwelt ein ziemlich friedlicher Handel sich erstreckt. Unter der Gesamtbevölkerung aller mikronesischen Inselchen von etwa 80 000 Seelen mag es heute bereits 12—15000 Christen geben, von denen freilich viele noch sehr in den Kinderschuhen stecken. Die Oberaufsicht

[1]) Eine — auch durch ein buntes Bild sehr — veranschaulichte Beschreibung dieser Inselchen in „Geschichten und Bilder aus der Mission", Heft 3: „Das Evangelium auf den Laguneninseln."

der eingeborenen Lehrer wie die Heranbildung derselben in den Lehrerseminarien liegt in der Hand einiger amerikanischer Missionare. Alle Jahre macht ein Missionsschiff, der Morgenstern, von Hawaii aus eine Rundfahrt durch die Inseln, um überall zu visitieren und die Lehrer mit allerlei Lebens Nahrung und Notdurft zu versehen. Dieses Schiff, jetzt ein Dampfer, ist ganz von den Missionsbeiträgen gebaut worden, welche die Sonntagsschulkinder in Nordamerika gesammelt haben. Auf diesen Rundfahrten sind manche wunderliche Sachen passiert; so kam z. B. einmal ein Eingeborner der Insel Tapiteuea voll Wut auf das Schiff und biß der hölzernen Figur, die am Schiffsschnabel angebracht war, die Nase ab, so daß man sie durch eine bleierne ersetzen mußte. In der Karolinengruppe sind die Hauptmissionsstationen die Insel Ponape und Kusaie, im Marschallarchipel: Ebon, unter den Gilbertinseln: Tapiteuea und Apaiang. Zum Schluß noch eine Schilderung, um anschaulich zu machen, wie es auf diesen Inseln etwa hergeht, wenn ein eingeborner Lehrer auf ihnen als Missionar eingeführt wird. Diese Schilderung bezieht sich allerdings auf eine kleine Karolineninsel, Ruk, wo die Heiden christliche Lehrer begehrt hatten; sie paßt aber auch auf den Marschallarchipel.

Als das Missionsschiff in Sicht kam, schwärmten Scharen von Eingeborenen ans Wasser herab, ergriffen das Landungsbot und trugen die Insassen ans Land, ob in freundlicher oder feindlicher Absicht war nicht sogleich zu erraten. Dann trat der König hervor und führte den Kapitän und (amerik.) Missionar einen grasigen Hügel hinan in ein ungeheures Haus, wo er seinen Gästen die Plattform eines großen Kahnes als Sitz anbot. Die Menge drängte nach und füllte das Haus. Einige Augenblicke darauf brachte der König eigenhändig auf einem hölzernen Präsentierteller ein Gericht Klöße und setzte es seinen Gästen vor. So waren sie also willkommen, denn auf all diesen Inseln gilt es als Zeichen der geschlossenen Freundschaft, wenn man zusammen ißt. Erst nachdem dies geschehen, fand die ceremoniellere Einführung der Fremden bei diesem höflichen Wilden statt. Der König, ein stattlicher Mann mit phantastischem Schmuck aus Kügelchen, Ringen und Spangen, die von den Schalen der Kokosnuß verfertigt waren, gebot der Menge Stille, worauf der Missionar kurz den Zweck seines Kommens erklärte und dann an die Versammlung die Frage richtete: „Wünschet ihr den wahren Gott kennen zu lernen und ihm zu dienen, und wollt ihr den Lehrer, den wir euch gebracht haben, aufnehmen? Der König und seine Häuptlinge antworteten alsbald mit Ja; dann folgte eine lange Pause, weil der Missionar den Wunsch aussprach, auch die Ansicht des Volkes zu hören, wo es sich um einen Wechsel der Religion und Aufnahme von Lehrern handle. Endlich ließen sich ein paar Stimmen aus der Menge vernehmen: hier habe nur der König zu entscheiden und was er sage, sei allen recht. Der Missionar bestand aber auf eine Abstimmung darüber, ob sie nicht nur die Lehrer aufnehmen, sondern auch ihnen

ein Haus bauen und für ihren Unterhalt sorgen wollten. Eine schöne Anzahl aufgehobener Hände sagte dies zu, und so kehrte er mit seinen Begleitern auf das Schiff zurück, wo am folgenden Morgen der König mit seinen Häuptlingen ihnen einen Gegenbesuch machte und seinerseits gastlich bewirtet wurde. Dann begab man sich ans Land, um den Platz fürs künftige Pfarrhaus auszuwählen, bis zu dessen Vollendung Moses, so hieß der eingeborene Lehrer, mit seiner Frau im Rathaus wohnen sollte. Am folgenden Sonntag fand der erste christliche Gottesdienst auf Ruk statt, den auch die Gattin des Kapitäns mitfeiern wollte — die erste weiße Frau, welche je diese Insel betrat. Als sie mit der Frau des Moses erschien, drängten sich die Königin und wohl 200 Frauen und Mädchen um sie her und erdrückten sie fast vor Freude. Moses hielt eine gute Ansprache an die Versammlung, worin er sagte, daß Gott der Vater aller Menschen sei und auch seine verirrten Kinder, die Bewohner von Ruk, gern wieder in sein Haus aufnehmen möchte. Dann nahm der Missionar Moses und sein Weib bei der Hand, stellte sie dem König, der Königin und dem Volk vor, sagte ihnen, wie diese seine Kinder seien, die er von klein auf gekannt habe und ihnen nun als Lehrer zurücklasse, und fragte, wer nun ihr Vater und ihre Mutter sein und für sie sorgen wolle? „Ich! Ich! wir alle wollen sie lieben und ihnen gehorchen!“ tönte es da hundertstimmig aus der Menge. Und dies Versprechen haben König und Volk auch treulich gehalten.

Kap. IX.

Was hat Deutschland bisher für die Mission gethan?

Schon in dem „Kurzen Abriß der Missionsgeschichte" (Kap. V, 3) ist der Männer gedacht worden, denen Deutschland die erste Anregung zur Missionsthätigkeit verdankt: Aug. Herm. Francke und Graf Zinzendorf. Leider fanden diese Männer bei ihren Zeitgenossen nur in sehr kleinen Kreisen Verständnis für die Mission. Selbst die meisten Vertreter der Rechtgläubigkeit jener Zeit wollten von ihr nichts wissen. Man kann es heut nicht begreifen: die rechtgläubigsten Pastoren predigten öffentlich gegen die Mission. So schloß z. B. der bekannte Dichter des Liedes: Jesus nimmt die Sünder an, Neumeister in Hamburg, eine missionsfeindliche Himmelfahrtspredigt mit den Worten: „Vorzeiten hieß es wohl, geh hin in alle Welt; jetzt aber, bleib allda, wohin dich Gott bestellt." — Dann folgte die traurige Herrschaft des Rationalismus, unter der wohl die alte dänisch-hallesche Mission zu Grabe getragen, aber keine neue Mission begründet wurde. Zu Anfang dieses Jahrhunderts gründete der fromme Pastor Jänicke[1]) in Berlin eine kleine Missionsschule, aus welcher eine Reihe tüchtiger Männer hervorgegangen sind, die aber in den Dienst außerdeutscher Gesellschaften treten mußten, so z. B. Riedel, der in der Minahassa (VII, II 2) Großes leistete, und Gützlaff, der ein Bahnbrecher der chinesischen Mission geworden ist.

Angeregt durch die Gründung neuer Missionsgesellschaften in England seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts kam es seit dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts auch in Deutschland zur Bildung solcher Gesellschaften, welche selbständig Missionare zu den Heiden sandten. Ich zähle diese Missionsgesellschaften in der Zeitordnung auf, wie sie entstanden sind, unter Angabe ihrer Leistungen und Wirkungsgebiete.

---

[1]) Über diesen originellen und volkstümlichen Glaubenszeugen in glaubensarmer Zeit siehe „Geschichten und Bilder aus der Mission" Heft 3: „Johannes Jänicke."

1. Die Brüdergemeinde, welche ihre Missionsthätigkeit schon 1732 begann. Sie hat ihren Hauptsitz in Herrnhut, obgleich sie in Deutschland nur 9000 Seelen zählt. Die größte Zahl ihrer Glieder (über 22 000) wohnen in England und Amerika. In ihr besteht nicht eine besondere Missionsgesellschaft, sondern die Mission ist Sache der gesamten Brüderkirche. Von Anfang an war es die Losung „im Glauben wagen" und der Glaube dieser kleinen Gemeinde (jetzt 32 000 Seelen) hat durch seine großen Missionsthaten die gesamte Christenheit übertroffen und beschämt. Besonders wollte man sich an die geringsten und gesunkensten Heiden machen, deren sich sonst kein Mensch annehme. So wurden nach und nach zu den Sklaven Westindiens auf acht Inseln, nach Grönland und Labrador, unter die Indianer Nordamerikas, nach Centralamerika und Suriname, nach Südafrika, Australien und in die Schneeregionen des Himalaya Missionare gesandt, im Laufe von 160 Jahren gegen 2500 Männer und Frauen — fürwahr eine staunenswerte Leistung, welche die Brüderkirche zu einer rechten Missionskirche macht. Heut stehen 174 Brüder-Missionare im Dienst unter den Heiden, von denen auf allen den genannten Gebieten 93 000 Christen sind. Die Kosten für dieses ausgedehnte Werk belaufen sich auf 1½ Million Mark. Zwei Drittel dieser Summe wird auf den Missionsstationen selbst durch Handel und Gewerbe aufgebracht, ein Drittel (etwa 475 000 M.) kommt durch freiwillige Beiträge ein.[1])

2. Die Baseler Missionsgesellschaft gegründet 1815, wesentlich deutsch, obgleich sie ihr Missionshaus in Basel hat. Nach einigen ersten Missionsversuchen im russischen Kaukasusgebiet bis nach Persien, die später aufgegeben werden mußten, hält diese Gesellschaft drei Missionsgebiete besetzt: 1. in Westafrika die Goldküste (auf 10 Hauptstationen über 14 000 Christen; vgl. V. 3) und Kamerun (auf 5 Hauptstationen 1300 Christen); 2. in Indien, im Süden der Westküste (auf 23 Hauptstationen 12 000 Christen); 3. in China auf Hongkong und in der Kantonprovinz (auf 13 Stationen 4000 Christen). Zusammen unterhält diese Gesellschaft

[1]) Selbstverständlich wird nicht verlangt, daß die Schüler die hier und in Kap. V. 3 mitgeteilten Zahlen merken sollen; ja es ist nicht nötig, daß sie sie auch nur alle hören. Ich habe sie hier angegeben, um für die Größe und den Erfolg der betreffenden Missionsgesellschaften dem Lehrer einigen Maßstab zu gewähren.

heute 155 Missionare. Ihre zahlreichen Schulen werden von mehr als 14000 Schülern und Schülerinnen besucht. Die Einnahme betrug über 900000 Mk. und kam besonders aus der Schweiz und Süddeutschland, vornehmlich Württemberg.

3. Die „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden zu Berlin", kurzweg die Berliner Missionsgesellschaft genannt, im Unterschiede von der gleichfalls in Berlin ihren Sitz habenden Goßnerschen Mission auch als Berlin I. bezeichnet. Gegründet 1824 sandte sie erst 1834 Missionare aus und zwar nach Südafrika, welches bis vor kurzem ihr einziges, freilich recht ausgedehntes Missionsgebiet blieb. In der Kapkolonie, Natal, dem Oranje- und ganz besonders dem Transvaal-Freistaate hat sie heut auf 56 Stationen 27500 Heidenchristen in geordnete Gemeinden gesammelt, in welchen über 5000 Kinder ihre Schulen besuchen. Weit kleiner ist ihr zweites erst seit ein paar Jahren übernommenes Missionsgebiet in China (Hauptsitz in Kanton) mit etwa 800 Christen. Auf ihrem neusten dritten Missionsgebiet in Deutsch-Ostafrika ist alles noch in den Anfängen. Zusammen stehen heut im Dienst dieser Gesellschaft einige 70 Missionare. Die Einnahme, die aus den sechs östlichen Provinzen Preußens kommt, belief sich auf ca. 350000 Mk.[1])

4. Die rheinische Missionsgesellschaft, auch die Barmer genannt, weil sie ihren Sitz in Barmen hat. Sie wurde 1828 gegründet und sandte nach und nach ihre Boten auf vier verschiedene Missionsgebiete. Zuerst nach dem westlichen Südafrika, wo sich das Stationennetz bald über die Kapkolonie, Nama- und Hereroland ausdehnte (heut auf 32 Stationen 23000 Christen). Zum andern nach niederländisch Indien, wo in Borneo, Sumatra und Nias auf 37 Stationen 37000 Christen aus den Heiden gesammelt worden sind. Auf Borneo ging es 1859 durch eine große Bluttaufe; dagegen gab es große Erfolge auf Sumatra. Auf Nias geht es jetzt auch frisch voran. Das dritte rheinische Missionsgebiet in China (Kantonprovinz) ist jetzt auf nur 3 Stationen mit etwa 300 Christen beschränkt; dagegen hat die Gesellschaft in Kaiser Wilhelmsland auf Neuguinea eine neue Mission begonnen. In ihren Schulen werden mehr als 9600 Schüler und Schülerinnen unterrichtet. Die Gesamtzahl der rheinischen Missionare beträgt

---

[1]) Kratzenstein, „Kurze Gesch. der Berliner Mission." Berlin 1893. 4. Aufl.

111 und die Einnahme, welche wesentlich aus Westfalen und der Rheinprovinz fließt, fast 500 000 Mk.

5. Die norddeutsche Missionsgesellschaft, auch kurzweg die Bremer genannt, weil sie ihren Sitz in Bremen hat. Dieselbe trat allerdings schon 1836 ins Leben, aber infolge von allerlei Schwierigkeiten in der Heimat kam es erst etwa ein Jahrzehnt später zu einer stetigen Entwicklung. Nach Erstlingsversuchen auf Neuseeland und in Indien konzentrierte die kleine Gesellschaft ihre Thätigkeit auf die Sklavenküste (vergl. V. 4), wo sie trotz großer Verluste an Menschenleben bis heut ausgehalten und auf vier Stationen ca. 1623 Christen aus dem Ewevolke gesammelt hat. Erst in der letzten Zeit hat die lange Geduld- und Thränensaat eine reichliche Ernte zu tragen begonnen. Jüngst hat die Gesellschaft ihr Arbeitsgebiet auf das benachbarte Togoland ausgedehnt. Jetzt beläuft sich die Einnahme auf ca. 120 000 Mk., von welcher Summe die Stadt Bremen allein mehr als die Hälfte aufbringt. Ein eignes Missionshaus besitzt diese Gesellschaft nicht; das Baseler stellt ihr ihre Boten, deren heut 16 an der Arbeit sind.

6. Die evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft, auch kurzweg die Leipziger genannt, weil sie ihren Sitz in Leipzig hat, gleichfalls 1836 gegründet. Die Absicht: diese Gesellschaft zum Mittelpunkt der Missionsthätigkeit der gesamten lutherischen Kirche zu machen, ist nicht erreicht worden; auch der lange befolgte Grundsatz: nur universitätlich gebildete Theologen auszusenden, hat nicht festgehalten werden können. Seit 1840 sandte diese Gesellschaft ihre Boten auf die alte Arbeitsstätte der dänisch-halleschen Mission, zu den Tamulen im Süden der Ostküste Indiens, auf welche sie bis jetzt auch wesentlich ihre Arbeit beschränkt hat. Sie hat dort heut auf 30 Stationen über 15 000 Heidenchristen in wohl organisierte Gemeinden gesammelt und läßt in ihren zahlreichen Schulen gegen 5700 Kindern christlichen Unterricht erteilen. Missionare zählt sie augenblicklich 39, und ihre Einnahme, zu welcher Sachsen, Bayern, Hannover, Mecklenburg und die russischen Ostseeprovinzen die Hauptsummen beitragen, beträgt etwa 390 000 Mk. Seit 3 Jahren hat sie auch in Deutsch-Ostafrika am Kilimandscharo eine neue Mission begonnen.

7. Die Goßnersche Missionsgesellschaft, auch kurzweg als Berlin II bezeichnet, durch den bekannten Pastor Goßner[1]) in

[1]) Siehe über ihn Heft 5 der „Geschichten und Bilder aus der Mission."

Berlin 1836 gegründet. Erst beschränkte er sich darauf, Missionare nach seiner Weise auszubilden und dieselben in großer Anzahl andern Missionsgesellschaften oder auch einfach sich selbst zu überlassen; später übernahm er jedoch auch ein besonderes Missionsgebiet und zwar in Indien, teils am Ganges teils unter den Kols. Besonders auf dem letzteren Missionsgebiet gab es in verhältnismäßig kurzer Zeit eine große Ernte, dann freilich auch eine Spaltung, eine Eindrängung der Jesuiten und unter dem Weizen nicht wenig Unkraut. Heut gehören zur Goßnerschen Kolsmission 40 500 auf 16 Stationen verteilte Christen, während die Gangesmission auf einer Station nur c. 300 Christen zählt. Missionare hat diese Gesellschaft 23. Die Kreise, aus welchen sie ihre etwa 180 000 Mk. betragende Einnahme bezieht, sind nicht geographisch begrenzt, sondern verteilen sich über ganz Deutschland. Wie bei Berlin I übersteigen aber die Ausgaben die Einnahmen um ein bedeutendes.

8. Die Hermannsburger Mission, so genannt nach dem Dorfe Hermannsburg in der Lüneburger Heide in Hannover, wo ihr Missionshaus steht. Gegründet wurde diese streng lutherische Mission 1849 durch den weltbekannten Pastor Ludwig Harms[1]) in Hermannsburg, von welchem weit über sein Pfarrdorf hinaus eine mächtige geistliche Belebung ausging. Die ursprüngliche Idee dieses großen Mannes: ganze Missionskolonien auszusenden und anzusiedeln mußte später ebenso aufgegeben werden wie die Unterhaltung eines eignen Missionsschiffs. Das Hauptmissionsgebiet der Hermannsburger Mission liegt im östlichen Südafrika (Natal, Sululand, Transvaal); in Indien (Telugulland) ist die Stationenzahl weit geringer. In Summa beläuft sich dieselbe auf c. 60 mit zusammen über 27 000 Heidenchristen und 60 Missionaren, die Einnahme auf etwa 210 000 Mk. Die weit größte Summe stammt aus der Provinz Hannover und ein bedeutender Teil aus Hermannsburg selbst.

Diese acht älteren Gesellschaften stellen die Hauptleistungen Deutschlands für die Heidenmission dar; was die übrigen Gesellschaften und Vereine leisten, die teils sehr klein teils noch sehr jung sind, ist zur Zeit ziemlich unbedeutend.

9. Die Pilgermission auf St. Chrischona bei Basel, 1849

---

[1]) Siehe über ihn und seine Mission Heft 6 der „Geschichten und Bilder aus der Mission“ und „Hermannsburger Missionsbüchlein für Kinder,“ 3. Aufl. Hermannsburg 1878. Missionsbuchhandlung.

von dem bekannten Spittler begründet, der schon zu den Vätern der Baseler Missionsgesellschaft gehörte, hat sich jetzt fast ganz von der eigentlichen Heidenmission zurückgezogen. Ihre beiden Missionare, welche in dem von Abessynien abhängigen Gallalande arbeiteten, haben auf Befehl des abessynischen Königs das Land verlassen müssen. Ihre Boten in Palästina treiben wohl wenig Heidenmission.

10. Die Schleswig-Holsteinische (lutherische) Missionsgesellschaft, auch nach dem Orte, wo sie ihren Sitz hat, die Breklumer genannt. Gegründet 1877 sandte sie 1881 ihre ersten Missionare aus und zwar nach Indien an die Grenze des Telugugebiets nach Bastar, wo sie jetzt auf 6 Stationen 11 Missionare unterhält, welche erst kleinere Gemeinden von zusammmen etwa 300 Seelen gesammelt haben. Die aus der Provinz Schleswig-Holstein fließenden Gaben belaufen sich auf etwa 100 000 Mk.

11. Der 1845 im Zusammenhange mit dem englisch-preußischen Bistum ins Leben gerufene Jerusalemsverein richtet seine Thätigkeit wesentlich auf die im Morgenlande zerstreut lebenden evangelischen, besonders deutschen Christen und treibt nur gelegentlich Heidenmission. Seine Einnahme beträgt einige 30 000 Mk.

12. Der Berliner Frauen-Verein für China, 1850 auf Anregung Gützlaffs durch den Berliner Pastor Knak gegründet, unterhält ein Findelhaus auf Hongkong und hat eine Jahreseinnahme von etwa 30 000 Mk.

13. Der (Berliner) Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, gegründet 1843, sendet unverheiratete christliche Lehrerinnen (bis jetzt einige 20) nach Indien zur Unterweisung der dortigen Frauen und vereinnahmt jährlich kaum 12 000 Mk.

14. Die Neukirchener Missions-Gesellschaft (nach dem Orte Neukirchen bei Mörs), 1882 gegründet, unterhält 13 Missionare in Niederländisch Indien (Java) und Ostafrika (Witu). Ihre Missionseinnahme beträgt etwa 33 000 Mk.

15. Der allgemeine evangelisch protestantische Missionsverein, gegründet 1883, auf religiös liberaler Grundlage stehend, will in der Heimat die der Mission noch fernstehenden, besonders die christlich freisinnigen Kreise gewinnen und unter den Heiden sich vornehmlich an die Gebildeten unter den Kulturvölkern wenden. Er hat in Japan und China 5 Missionare in seinem

Dienst und in Japan etwas über 200 Christen. Seine Einnahme beträgt jetzt ca. 50 000 M.

16. Die bayrische (Neuendettelsauer) lutherische Mission, die in Australien und Neuguinea thätig ist, mit zusammen 8 Missionaren und einer Einnahme von 35 000 Mk.

17. Die deutsch-ostafrikanische evangelische Missionsgesellschaft in Berlin. Gegründet 1886. (Berlin III). Auf 7 Stationen jetzt 10 Missionare. Einnahme ca. 60 000 Mk.

In runden Zahlen stellt also Deutschland heut 700 Missionare, unter deren Pflege gegen 300 000 Heidenchristen stehen, und belaufen sich seine gesamten Missionsausgaben auf rund $4^1/_2$ Millionen Mk. Das sind ja schon recht beträchtliche Ziffern; aber mit den Missionsleistungen z. B. Englands halten sie den Vergleich nicht aus. England stellt etwa 2200 Missionare und bringt über 28 Millionen Mk. Missionsbeiträge auf. Woher dies bedeutende britische Übergewicht? Aus zwei Gründen: 1. weil der christliche Geist, der das evangelische Volk Englands beseelt, eine größere und praktischere Macht im Leben ist als bei uns und 2. weil der in England allgemein verbreitete überseeische Sinn mehr Verständnis für die Mission erzeugt hat, als bis heute bei uns vorhanden ist. Das letztere geschieht hoffentlich nach und nach auch in Deutschland durch die praktische Kolonialpolitik, die wir jetzt treiben; damit das erstere geschehe, bedarf es unter uns einer allgemeineren religiösen Belebung. Unsere Missionsleistungen müssen wachsen; die neue koloniale Ära, die unter uns begonnen hat, sollte auch einen neuen Aufschwung in unsre vaterländische Missionsthätigkeit bringen. Möchte es der Schule gelingen, diesen Aufschwung mit herbeiführen zu helfen.[1])

---

[1]) Es empfiehlt sich je und je eine geographische Rundschau über die deutschen Missionsgebiete zu geben. Das wird eine sehr lehrreiche Geographiestunde, wenn es heißt: heute wollen wir einmal alle diejenigen Länder besuchen, in welchen es deutsche Missionen giebt. Der Übersichtlichkeit wegen stelle ich dieselben noch kurz zusammen und füge in Klammern die Gesellschaften bei, welche dort arbeiten nach den Nummern, die sie in der vorstehenden Aufzählung tragen: I. **Afrika.** Westafrika: Goldküste, Sklavenküste, Togo (2. 5). Südafrika: Herero-, Nama- u. Ovamboland, Kapkolonie, Natal, freie Kafferländer, Oranje- und Transvaal-Freistaat (1. 3. 4. 8). Ostafrika (1. 3. 6. 14. 18). II. **Asien.** Palästina (9. 11). Indien (1. 2. 6. 7. 8. 10). Niederländisch Indien oder indischer Archipel: Borneo, Sumatra, Nias Java (4. 14). China (2. 3. 4. 15). III. **Südsee.** Australien (1. 8). Neuseeland (5. 8). Kaiser Wilhelmsland

Die Missionsgebiete der deutschen Missions-Gesellschaften.

(Statt des Namens der M.-G. setze ich nur die Nummern, unter denen sie in der vorstehenden Tabelle aufgeführt sind. Die wichtigsten Gebiete sind durch Sperrdruck hervorgehoben.)

1. G r ö n l a n d. L a b r a d o r. Alaska. Nordamerik. Indianer. W e s t i n d i e n. Moskito. S u r i n a m e. Demarara. S ü d-a f r i k a. Ostafrika. Australien. Himalaya.
2. S ü d i n d i e n. C h i n a. G o l d k ü s t e. Kamerun.
3. S ü d a f r i k a. Ostafrika. China.
4. S ü d a f r i k a. N i e d e r l ä n d i s c h I n d i e n. China. Neuguinea.
5. S k l a v e n k ü s t e. Togo.
6. S ü d i n d i e n. Ostafrika.
7. N o r d i n d i e n.
8. S ü d a f r i k a. Ostindien.
9. Palästina.
10. Ostindien.
11. Palästina.
12. Hongkong.
13. Ostindien.
14. Java. Ostafrika. (Witu.)
15. Japan. China.
16. Australien. Neuguinea.
17. Ostafrika.

(4. 16). IV. **Amerika.** Grönland und Labrador (1). Vereinigte Staaten (1). Westindien und Moskitoküste (1). Suriname (1). Aus Kap. VII sind dann die Einzelmitteilungen heranzuziehen, welche bei den betreffenden Gebieten über die d e u t s c h e n Missionen gemacht worden sind.

Inhalt.